L. Starklof,

Alma.

Erster Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

Huber, Dr. V. A., Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Ansichten über die teutschen Universitäten, deren Verfall und Reform. 8. — Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gorgona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

— — ästhetische Feldzüge. Dem jungen Deutschland gewidmet. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Woltmann, J. E. A. B., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Alma.

Ein Roman

von

L. Starklof.

Ausgeschieden.
Verein Museum
Heidelberg.

Glauben möchte Jeder, was er wollte;
Wenn nur Jeder thäte, was er ſollte.

Erſter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Mus. 334
1

1.

Algier capitulirte. Die grünen Paniere des Islam verschwanden an den vier Haupt-Moscheen. Ueber den qualmenden Trümmern des Kaiser-Forts, auf der Casauba, dem Fort Bab-Azoun, dem Fort der Engländer und den übrigen Festungswerken, erhoben sich die lilienweißen Fahnen. Sie verkündeten, daß die Stunde der Vergeltung gekommen, und die Schmach vieler Jahrhunderte endlich getilgt war.

Durch das Gewühl von Arabern, Türken, Beduinen und Kabylen zogen die Sieger herein. Ein unermeßliches Gedränge erfüllte die engen Gassen. Französische Grenadiere und Artilleristen, französische und englische Matrosen, Italiäner, Griechen, Russen, Spanier, wimmelten durch einander. Hier tobte eine Verwirrung aller europäischen Sprachen; alle europäischen Länder schienen Repräsentanten abgeschickt zu haben, um den Sieg der Franzosen mit zu feiern, und durch ihre Gegenwart den großen Act zu bestätigen, mit welchem die Verletzung der Verträge, des Völkerrechts, der Menschlichkeit, hier bestraft wurde.

Bekanntlich hatte seit zwei Jahren der Commodore Massieu de Clerval mit einer französischen Escadre die Rhede und den Hafen von Algier in Blokade-Stand gehalten. Wenige Tage, ehe die Expeditionsarmee von Toulon absegelte, waren die zu jener Blokade-Escadre gehörenden Briggs la Siléne und l'Aventure an der afrikanischen Küste gescheitert. Die Mannschaft hatte sich nicht weit vom Cap Bengut auf den Strand gerettet. Ein Theil derselben ward hier von den Beduinen ermordet, der Rest — sechs und achtzig — nach Algier geschleppt, und in ein Bagno des Dey's geworfen.

Die erste Sorge des Vice-Admirals Duperré nach der Eroberung von Algier, war die Reclamirung dieser Gefangenen. Dem hierzu abgeschickten Fregatten-Capitain ward auf Befehl des Vigil-Hadgi (Marine-Ministers) sogleich das ganze Bagno übergeben. Von mehreren Officieren der Armee und der Flotte begleitet, eilte er hin. Ihm nach drängte ein Schwarm Seeleute, ungeduldig, ihre Brüder zu umarmen, und im Triumph aus der Sclavenhöhle herauszuführen. Der Jubel des Wiedersehens glich dem Tosen einer stürmischen Brandung.

Vive l'amiral! Vive la France! Vive l'armée!

Solche Freudenstimmen waren zwischen diesen schwarzen Mauern, so lange sie standen, nicht gehört worden.

Alles strömte herzu, die Befreieten zu grüßen, welche durch diese Theilnahme selbst im Augenblick der Erlösung sich noch verhindert sahen, den dumpfen Kerkerhof so schnell als möglich zu verlassen.

Außer den französischen Seeleuten befanden sich in diesem Bagno noch andere Christensclaven, namentlich Mannschaft und Passagiere eines italiänischen Handelsschiffs, welches vor mehreren Jahren auf seiner Reise von Constantinopel nach Liverpool in die Hände der Seeräuber gefallen war.

Bei diesen Leuten sah man ein auffallendes Männerpaar, welches selbst im Gewühl des Siegs, im Getöse des Jubels, in der Lust des Wiedersehens zwischen lauter Bekannten und Freunden — unter welchen es fremd und schweigend stand — plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Und zwar die Aufmerksamkeit von Soldaten und Matrosen, welche, in ihrem bunten, unstäten Kriegs- und Seeleben an täglich neue, an die wunderbarsten Erscheinungen gewöhnt, über nichts mehr zu erstaunen pflegten; dergleichen aber, wie ihnen hier vorkam, doch noch nirgends angetroffen hatten.

Zwei hochgewachsene, schlanke Männer — es waren ihrer wirklich zwei! — jeder Zuschauer sah es deutlich, und doch schien es jedem wieder, als ob er nur einen, diesen einen aber doppelt sähe — (so genau, so bis in den kleinsten Zug scharf ausgeprägt und eigensinnig treu nachgemacht war die

Aehnlichkeit Beider) — von dunklem gelockten Haar über das sonnenverbrannte Gesicht, das blitzende Auge, die stolz aufgeworfene Lippe, an der kräftigen Gestalt herunter bis zum keck aufgestemmten Fuß. Es war, als hätte die Natur es sich zum lustigen Spiel gemacht, dieselbe Form, welche ihr einmal so gut gelungen, noch einmal zu erschaffen, damit die eine Gestalt sich in der andern wie in einem Spiegel besehen, an ihrem lebendigen Abbild erfreuen möge. — Zwei sorgfältig vollendete Abgüsse einer Statue können sich selbst und ihr gemeinschaftliches Original nicht treuer wiederholen. So lange die beiden, in ihre braunen Sclavenmäntel gehüllt, unbeweglich standen, nahm sich das Wunder schon wunderbar genug aus. Noch seltsamer aber ward der Eindruck, als nun einer von Beiden eine Bewegung machte, und der andere sie nicht sogleich nachahmte. Jeder Zuschauer hatte erwartet, daß es gar nicht anders seyn könnte, und erstaunte, so wie man erstaunen würde, wenn man vor'm Spiegel die Hand ausstreckte, und das Bild im Glase sich bedächte, oder weigerte, das Nämliche zu thun.

Unter den französischen Officieren, welche den Doppelmann betrachteten, war einer, der noch mehr als seine Kameraden, zur Verwunderung Anlaß fand. Oberst Villaret hatte es nicht blos mit dieser seltsamen Erscheinung der Gegenwart zu thun, ihm kam auch bei deren Anschauung eine lang ver-

gessene Nebelgestalt aus der Vergangenheit emporgestiegen, welche auf den Mann im Sclavenkittel hindeutete, und ihm zuflüsterte: Ich und Er sind Eins. — Weißt Du noch? — Moskau und Malo-Jaroslawetz?

„Beim Himmel!“ rief der Oberst, „er muß es seyn! Solche Aehnlichkeit giebt es zwar, wie ich hier sehe, zweimal im Leben — aber dreimal? — das Wunder wäre zu groß! — Einer von Beiden ist es. — Aber welcher?“

Während er noch zauderte, trat von den beiden Männern Einer, welcher seiner Seits auch den Obersten scharf betrachtet hatte, ihm mit der Anrede entgegen: „Sind Sie es, Graf Villaret?“

„Allerdings!“ war die Antwort. „Und Sie — oder Ihr Ebenbild hier, sind der Baron Selmar? — Selvar?“ —

„Soltar. Wir haben ja zusammen in Montbrun's Kavallerie-Corps gestanden.“

„Richtig. Sie dienten beim **ten Husaren-Regiment.“

„Wir lagen nahe bei einander im Bivouac vor Moskau.“

„Bei Malo-Jaroslawetz haben wir uns zum Letztenmale gesehen.“

„Und müssen uns jetzt hier in Algier wiederfinden!“

„Aber durch welche Abentheuer ſind Sie hierher verſchlagen?“

„Ja, das hat ſich leider ſeltſam genug gemacht.“

„Und wer iſt dieſe wunderbar ähnliche Doppelgeſtalt Ihrer Perſon? Sie müſſen“ — fuhr Villaret fort, indem er ſich zum Andern wandte, der bis jetzt noch ſchweigend der Erkennungsſcene zugeſehen hatte — „Sie müſſen — hat man je ſolche Aehnlichkeit geſehen! — Sie müſſen Brüder ſeyn!“

Baron Soltar zögerte einen Augenblick, bis er mit einem halbunterdrückten Lächeln verſetzte: „Ja, ſo gewiſſermaßen.“

„Gewiſſermaßen?“ fuhr nun der Andere, Zornflammen im Blick heraus; — und der Oberſt trat unwillkührlich einen Schritt zurück; wie auch die Stimme des jetzt Redenden ſo klang, als ob ſie aus dem Munde des Barons käme. „Gewiſſermaßen? — Mein Vater iſt der Deinige. Hier gibt es kein gewiſſermaßen.“

Der Oberſt errieth den Zuſammenhang, welcher den einen Bruder verlegen, den andern zornig machte; und erfuhr nun durch einige ſchnelle Fragen und Antworten, daß beide Brüder bei Malo-Jaroslawetz in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen, nach manchem Hin- und Hertransport in's Land der don'ſchen Koſaken geſchleppt wären, wo man

sie jahrelang festgehalten. Endlich war es ihnen gelungen, zu entfliehen; sie hatten sich wunderbar genug nach Odessa durchgeschlagen, waren von dort durch Unterstützung des französischen Consuls nach Constantinopel geschafft worden und hofften auf einem Italiänischen Handelsschiff England und so zuletzt die deutsche Heimath zu erreichen.

Aber die Expedition des Lord Ermouth gegen Algier (1816) hatte weder das Raubnest zerstört, noch den Trotz der Piraten gefesselt. Sechs Monate nach Vernichtung ihrer Marine zählten sie schon wieder eilf Korsarenschiffe. Das Mittelländische Meer ward von Neuem der Schauplatz ihrer Freibeutereien. Sie kaperten mehrere Schiffe verschiedener Nationen, und machten die Mannschaft zu Sclaven, welche sie eben so wie früher behandelten, nur mit dem Unterschied, daß sie ihnen keine Ketten mehr anlegten.

Auch jenes Italiänische Fahrzeug fiel in ihre Klauen. Die beiden Brüder, ihrer geringen Geldmittel beraubt, ohne Unterstützung, ohne Bekanntschaft, sahen keine Rettung aus dieser neuen fürchterlichen Sclaverei. Jahre vergingen auf Jahre. Ihren finsteren Blicken bot sich keine andere Aussicht, als den Rest ihres Lebens, getrennt vom Vaterlande, von der ganzen civilisirten Welt, im Bagno des Dey's zu verbringen. Da ertönte im

Donner der französischen Kanonen, am 4. Julius 1830, ihre Erlösungsstunde.

„Und so ward mir," rief Villaret fröhlich aus, „im Glück unserer Waffen die Freude beschert, zwei ehemalige Kriegskameraden aus diesem Mordnest herauszuführen! Aber nun sollt Ihr auch nicht einen Augenblick länger in dem verdammten Pestloch stecken. Ihr findet außer mir noch eine Menge von Waffenbrüdern, mit welchen Ihr den großen heillosen Zug in jene Schneewüsten gemacht. Seht, hier treffen wir sogleich ein halb Dutzend Gefährten der Tage von Wilna, Smolensk und Borodino."

Schon gleich zu Anfang waren die französischen Officiere, neugierig auf die Entwickelung der merkwürdigen Scene, herzugetreten. Beim Klange dieser Namen, großer und furchtbarer Erinnerungen so voll, sahen sich die Brüder von ihren Befreiern umringt, gegrüßt, bewillkommt. Vor wenig Augenblicken noch so fremd und verlassen unter dem jubelnden Haufen fanden sie nun plötzlich eine ganze Schaar bereitwilliger Freunde. Offene, kriegerische Gesichter lachten, treue tapfere Hände kamen ihnen von allen Seiten entgegen. Alles sprach in lauter Freude hastig durcheinander von den wundersamen Begebenheiten der beiden merkwürdigen Schicksalsgenossen. Und wenn irgend einem Zuhörer noch ein Zweifel an der Wahrheit ihrer abentheuerlichen

Geſchichte geblieben wäre, ſo mußte auch dieſer verſchwinden bei dem Hinzutreten eines competenten Richters, der, wie von der Vorſehung geſendet, in dieſem Augenblick unter dem Thor des Bagno erſchien.

Der ruſſiſche Oberſt **ff, welcher mit Depeſchen für den General Bourmont und den Vice-Admiral Duperré die Expeditionsflotte auf ihrer Fahrt nach Algier erreicht hatte *), drängte ſich, von der Erzählung des auffallenden Ereigniſſes herbeigelockt, durch das Gewühl.

„Sehen Sie, Oberſt," rief Villaret ihm luſtig entgegen, „hier entführe ich Ihnen aus dem Bagno des Dey von Algier zwei Kriegsgefangene von Malo-Jaroslawetz, welche Sie uns gegen alles Völkerrecht bis jetzt zurückbehalten, ja den afrikaniſchen Rebellen zur Aufbewahrung überliefert haben!"

„Skolko godow büili wüi f Rossi?" fragte der Oberſt.

(Wie lange ſeyd Ihr in Rußland geweſen?)

„Pät godow."

(Fünf Jahre.)

---

*) Le 29 Mai un colonel russe, passager à bord d'un batiment de guerre, parti de Toulon apres les deux prémières divisions, est venu à bord avec des lettres pour M. de Bourmont et pour l'amiral.

(Journal des débats; 24. Juin 1830. Expédition d'Afrique.)

„F-kakoi Provinziu?“
(In welcher Provinz?)
„U Donskieh Kosakow.“
(Bei den don'schen Kosaken?)

Der Russe ließ sich mit ihnen auf ein genaues Gespräch ein, welches ihn durch die Richtigkeit aller Angaben von der Wahrheit ihrer Erzählung vollkommen überzeugte, und er erwiederte den Scherz des Grafen Villaret mit den Worten: „Ich glaube, daß ich es vor meinem Kaiser verantworten kann, wenn ich in seinem Namen erkläre, daß Se. Majestät diese unfreiwilligen Gäste unserer Kosaken nicht reclamiren werden.“

Das Gewühl verlief sich allmählig. Die befreieten Matrosen zogen im Jubel mit ihren Landsleuten nach dem verschanzten Lager von Torre Chica, welches der Schiffscapitain Hugon mit 3000 Marine-Soldaten besetzt hielt. Graf Villaret ward zum General Bourmont gerufen. Er führte seine neuen Schützlinge zum nahen Kaffeehause eines griechischen Juden, wo sie bleiben sollten, bis er Kleidung für sie besorgt hätte, und wiederkäme, um sie dem Befehlshaber der Expeditions-Armee vorzustellen.

„Bourmont,“ sagte er, indem er den Baron Soltar unter den Arm gefaßt, und mit ihm durch die engen wimmelnden Gassen zog, „Bourmont war ja selbst mit in Rußland. Er wird Euch als

Waffengefährten von dorther freundlich empfangen und zu allem behülflich seyn. — Nein! Welches wunderbare Zusammentreffen nach — — — warten Sie — nach achtzehn Jahren! — Wer mir im Jahre 1812 gesagt hätte, daß ich den Baron Soltar in Algier wiederfinden sollte! — Wir haben uns zwar in Rußland eigentlich nur zweimal gesehen. Aber die Freundschaften, welche man auf den Schlachtfeldern schließt, werden mit Blut unauflöslich fest gekittet. Und wir waren vom ersten Augenblicke an herzlich gute Kameraden. Aber sagen Sie mir," fuhr er etwas leiser fort, indem er sich nach dem Andern umsah, welcher ein paar Schritte zurückgeblieben war — was hat es denn eigentlich für eine Bewandniß mit Ihrem wundersamen lebendigen Conterfei?"

„Nun ja, er ist wirklich der Sohn meines Vaters, aber nicht — — —"

„Ihrer Mutter. O, das hab' ich sogleich begriffen. Sie müssen aber auch beide von einem Alter seyn?"

„Er ist ein Jahr älter als ich."

„Und war auch mit Ihnen in Rußland?"

„Er stand ja mit in der nämlichen Escadron."

„Wunderlich. Dort hab' ich ihn nicht gesehen. Ja, Ihr seyd ein paar merkwürdige Naturspiele. Und bei all den Leiden und Strapatzen habt Ihr Euch beide conservirt als hättet Ihr in vollster

Herrlichkeit am Hofe Sr. kaiserlichen Majestät, oder im Serail des Beherrschers der Gläubigen residirt. Ihr seht ja kaum aus, als ob Ihr dreißig Jahr alt wäret.“

„Ich war auch kaum achtzehn, als wir nach Rußland zogen.“

„Ja freilich! Verteufelt jung waren wir alle damals! — Um ein Jahrhundert älter geworden sind wir seit 1812! Mein Haar wird schon grau. Ja, sehen Sie nur hin. Mir hat es leider schon mehr als eine schöne naseweise Pariserin gesagt. — Ach, Moskau! Leipzig! Waterloo! — und“ — setzte er vorsichtig umblickend hinzu — „die Restauration! — das sind wohl Dinge, einen Jungen zum Greis zu machen. Und ob wir nicht vielleicht in wenigen Wochen abermals um ein Säculum gealtert sind? — Wer kann es wissen! — Nun, hier sind wir vorläufig bei unserem vortrefflichsten aller Wirthe. Nach seiner Versicherung ist das **Hôtel des princes** ein Rattennest gegen sein religiöses Caravanserai. — Giuseppe!“

Der Jude trat mit einer demüthigen Verbeugung unter die Thür seines Domicils, welches einer Höhle ähnlicher war, als einer Menschenwohnung. Gerade an der Schwelle hatten sich zwei Kameele niedergekauert, und neben diesen Schiffen der Wüste lagen, wie kleine Fischerkähne, zwei Ziegenböcke und ein halbtodter Esel. Die enge Gasse war gestopft von diesen fünf Bestien, welche erst

mühsam weggeprügelt und weggeschleppt werden mußten, ehe man des Griechen gastliches Haus betreten konnte.

„Hier sind zwei Freunde," sagte Villaret, „die ich Euch auf Eure arme Seele binde. Ihr könnt sie nicht zu gut verpflegen. Also, meine Herren — ich melde Sie vorläufig; den Baron Soltar — — — Vornamen?"

„Otto Soltar."

„Otto Soltar. Und?" fuhr er mit einer verbindlichen Wendung gegen den andern fort, der finster, mit untergeschlagenen Armen, daneben stand.

„Otto Ratlos."

„Das ist," lächelte Villaret, „doch einmal ein Unterschied zwischen Euch Beiden!"

Er hätte das schnelle Wort gern zurückgehabt, als er sah, welchen üblen Eindruck es auf den Bruder des Baron machte; und er setzte, gleichsam entschuldigend, hinzu. „Aber im Otto findet sich auch die Namensgleichheit wieder. Ich werde mir, wie in Regnards Zwillingsbrüdern *), erlau-

---

*) Les Jumeaux. Comédie par Regnard. Acte III. Sc 1.

V. Pour ne m'y pas tromper, souffrez que de ma main
Je vous attache ici quelque signe certain
Donnez-moi ce chapeau.

„Qu'en prétends tu donc faire?"

V. Vous marquer de ma marque, ainsi que votre père
Pour vous mieux distinguer faisait fort prudemment.

ben, dem Herren ein Zeichen anzustecken, sonst kenn' ich Sie nimmer auseinander."

„Die Ungleichheit," versetzte Jener mit einem bittern Lächeln, „ist auch im andern Namen eben nicht groß. Wenn Sie buchstabiren wollen, so werden Sie finden, daß Ratlos nur ein umgewendeter Soltar ist."

„Par Dieu!" rief der Franzose, indem er an den Degen schlug. „Nun, mit dem ersten Aviso, das nach Toulon geht, schreib' ich Eure Geschichte an meinen Freund Scribe in Paris, der macht Euch Beide zu einem Vaudeville, welches ihm auf seinem Théâtre de Madame wenigstens zwanzigtausend Thaler einbringt. Aber ich muß zum General! — à revoir!"

„Ein excellenter Kamerad!" sagte der Baron, ihm nachsehend.

„Es ist so ein windiger, aufgeblasener Franzose," versetzte Otto, „mir kann er nicht gefallen."

„Du bist immer störrisch gegen Fremde. Diesem sind wir doch wenigstens Dank schuldig."

„Ich wüßte nicht, wofür? Hat er allein etwa Algier erobert? Oder um unsertwillen? Aus dem Bagno wären wir heut auch ohne ihn gekommen. Und hättest Du nur damals Muth gehabt, als ich unsere Flucht so sicher eingeleitet, da läge Algier schon seit zehn Jahren hinter uns, und wir brauchten uns jetzt nicht bei diesen Fran-

zosen zu bedanken, die nun Wunder meinen, welche Gnade ſie uns mit ihrer hochfahrenden Protection erzeigen.“

„Viel ſchöne Worte gebe ich ihnen dafür auch nicht. Aber ich werde kein Narr ſeyn, ihnen zu trotzen, ſo lange ich ihrer Hülfe bedarf. Und ich bitte mir ſehr aus, Deine üble Laune im Zügel zu halten, und nicht durch ſie zu verderben, was ſich ſo gut anläßt.“

„Und ich bitte mir ſehr aus, nicht wieder in den vornehmen Ton zu fallen, den Du jedesmal gegen mich annimmſt, wenn uns auf unſerer dunklen Bahn ein Lichtſchein von Glück begegnet. Ich weiß ohne Dein Hofmeiſtern, was ich zu thun habe.“

In dieſer unfreundlichen Art ging das Geſpräch noch eine Weile fort.

Nach einer Weile kam Villaret zurück.

„Nun, lieber Baron,“ ſagte er, „ich habe Sie beim General angemeldet. Heute iſt er, wie Sie leicht denken können, zu ſehr beſchäftigt, um Sie zu empfangen. Aber morgen hält er als Repräſentant Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät und zugleich als proviſoriſcher Dey von Algier ein großes Lever, und da werde ich Sie und Ihren Bruder vorſtellen.“

„Wenn Sie mit Ihrem Baron Soltar zu ſprechen glauben,“ verſetzte der Angeredete, „ſo

irren Sie. Ich bin der, welcher nicht so genannt wird."

„Diable!" rief jener, indem er seinen Schnurrbart zwickte. „Bei Sanct Napoleon! es ist unmöglich, aus den Gesichtern heraus zu kommen. — Aber das soll mir nicht wieder passiren! Ich werde meine Maaßregeln nehmen."

Der Baron trat ein.

„Sehen Sie uns genau an," sagte Otto, „sonst passirt es Ihnen doch noch hundertmal, ohne daß Sie es ahnden; trotz Ihrer scharfen Augen. In uns hat sich noch jeder Mensch geirrt, sogar der Vater. Und der wahrlich auf mehr als eine Art." Damit verließ er das Zimmer.

Villaret wiederholte seine vorige Meldung, und fragte nach einigen Gesprächen, die sich wieder auf den russischen Krieg bezogen: „Sagen Sie, Baron — wie ist mir denn? — Sie sind doch ein Deutscher? — Und wenn ich mich recht erinnere, aus X....?"

Soltar bejahete.

„Sie können mir einen wesentlichen Dienst erzeigen. Haben Sie einen Grafen Lassigny gekannt?"

„Den, welcher im Jahre 1812 mit einer geheimen Mission an einige deutsche Höfe beauftragt war?"

„Derſelbe. Er fiel in Ihrer Vaterſtadt im Duell mit einem Prinzen. Sie wiſſen von der Geſchichte. Ich ſeh' es Ihnen an."

„Allerdings weiß ich; und zwar ſehr viel. Sind Sie dabei intereſſirt?"

„Darauf kann ich, wie Sie, antworten: und ſehr viel! Laſſigny war mein Vetter. Als ich Sie in Rußland kennen lernte, wußte ich nichts von ſeinem Tode."

„Sehr begreiflich. Er ſtarb kaum einen Monat vorher, ehe ich zur Armee abging."

„Können Sie mir ſeinen Todestag angeben? Es iſt mir wegen eines Erbſchafts-Proceſſes ſehr daran gelegen, Tag und Stunde ſeines Todes genau zu erfahren — und zwar ſo, daß ich alles gerichtlich beweiſen kann."

„Aus dem Kopfe vermag ich das nicht. — Im Monat März war es ja wohl? — Aber helfen Sie mir dazu, daß ich bald nach Hauſe komme, und ehe ein Vierteljahr vergeht, ſollen Sie die genaueſten und bündigſten Urkunden darüber in Händen haben."

Der Graf verſprach die größte Bereitwilligkeit, und verlangte über die Veranlaſſung zum Duell und den Tod des Vetters nähere Auskunft. Soltar wich jedoch mit der Verſicherung aus, daß er von dem Zuſammenhang des traurigen Ausgangs, welcher dem Prinzen zugleich mit dem Grafen das

Leben gekoſtet, nichts ſagen dürfe, weil man die Sache möglichſt geheim zu halten geſucht habe, und er durch einen Eid gebunden ſey.

Villaret ließ das gelten, und wandte das Geſpräch auf die Mittel zur Ueberfahrt nach Europa.

„Unſer unermüdliches Dampfſchiff Sphynx geht noch heute Abend mit Depeſchen vom General und Admiral nach Toulon ab. Doch zweifle ich, ob es fremde Paſſagiere mitnehmen darf. Aber morgen, ſo höre ich vom Contre-Admiral Mallet, werden auch die Perle, der Cyclop, der Hekla, die Dora und der Vulkan unter Segel gehen, um Ihre Leidensgefährten, unſere Leute von der Siléne und Aventure, nach Toulon zu bringen. Da ließe ſich es wohl machen, daß Sie mit den ehemaligen Bagno-Kameraden noch einmal in einem zwar engen Raume, aber doch zu beſſeren Ausſichten — —“

„Erlauben Sie, dieſe Ausſichten würden mir nicht gerade die erwünſchten ſeyn. Sie begreifen, daß für Jemanden, der an Geld entblößt, in Toulon ganz fremd iſt, die Schwierigkeiten, von dort nach Hauſe zu gelangen — ein paar hundert Meilen — bei der Ausſchiffung erſt recht anfangen würden.“

„Ach! Ihr Deutſchen ſprecht immer von Schwierigkeiten! Ich kenne halb Toulon — meine Kameraden haben Verwandte, laſſen Sie mich nur für Sie ſorgen.“

„Wenn Sie das wirklich wollen — und ich rechne gern darauf — ſo verſchaffen Sie uns Plätze auf einem Engliſchen Schiffe. Es ſollen ja deren eine Menge auf der Rhede liegen; und gewiß geht heut oder morgen die Botſchaft Ihres Sieges nach London. — In London finde ich Bekannte. Und von dort hätte ich einen Sprung nach Hauſe.“

Villaret machte ſelbſt einen Sprung. „In London! Unſer Conſul dort iſt mein Vetter! An den adreſſire ich Sie! Und — —“

Zufällig warf er einen Blick in den innern dunkeln Hof des Kaffeehauſes, auf welchen nach Algieriſcher Art das einzige Fenſter des Stübchens hinausging. (Nach der Straßenſeite gibt es keine Fenſter.)

„François!“ rief er haſtig ſeinem draußen ſtehenden Ordonnanzſoldaten zu, „war das nicht Robert Heppenſtal, der dort hineinging?“

„Er ſelbſt, Herr Oberſt!“

„Das trifft ſich wie gefunden! Sir Robert commandirt die Goëlette Lady Emily. Er iſt mein ſpecieller Freund; und ſtellte die ganze engliſche Flotte zu meiner Dispoſition, wenn er könnte. Der ſegelt gewiß bald nach England! Wollen ſehen! Das arrangire ich im Sturmſchritt.“

Wie ein Pfeil fuhr Villaret hinaus, holte den Engländer herein, führte ihn ſchwatzend und lachend zurück, ſtellte ihm die beiden kurioſen Fündlinge

des Bagno's vor, welche der Britte unter manchem „Damn! — Prodigious! — Most prodigious!“ als die seltsamsten Phänomene anstaunte — und, wie Villaret gesagt, in einer Viertelstunde war alles abgethan.

„Uebermorgen,“ sagte der Schiffslieutenant, „geh' ich unter Segel, die beiden Gentlemen sollen mir willkommen seyn, und wenn See und Wind nur einigermaßen günstig sind, bringe ich Sie in zehn Tagen auf die Themse.“

Am folgenden Morgen präsentirte Villaret seine Schützlinge dem General Bourmont im Palaste des Deys. Er versah sie mit Geld, mit Kleidern, Briefen, Pässen. — In der Nacht rief ein Bote von Sir Robert, mit der Nachricht von günstigem Winde, sie an Bord. Und ehe die Sonne über dem mittelländischen Meere aufging, hatten sie Algier mit seinen Forts und Moscheen, hatten sie das Gewühl des Triumphs, den Lärm des französischen Lagers, die Sandwüste der afrikanischen Küste im Rücken und flogen an den Linienschiffen, welche gleich stolzen Riesen das gebändigte Unthier bewachten, hinaus über die lustig tanzenden Wogen, nun endlich der lang verlassenen Heimath wieder zu.

2.

Auf einer einsamen Klippe der Höhen bei Dover standen die beiden Zugvögel aus Algier.

Sie erwarteten den Abgang des Packetboots, welches sie nach Calais hinüberführen sollte. Tief in der Ferne summte das geschäftige Treiben der Stadt und der Rhede. Um die Brüder her war alles still, die Gegend feindlich öde, und ihr Gespräch eben so unfreundlich als der Abend, welcher sich grau wie ein farbloses Trauerkleid über die Hügel und das Meer hin lagerte.

Soltar hatte die Bekannten, welche er in London vermuthen konnte, nicht angetroffen. Dagegen waren ihm Villarets Empfehlungen von größtem Nutzen gewesen. Durch den französischen Consul beim **schen Gesandten eingeführt, hatte er bei diesem nicht nur eine freundliche Aufnahme und jede Unterstützung gefunden, sondern auch ganz neue, und zwar die interessantesten Nachrichten aus der Heimath bekommen.

Seine beiden älteren Brüder waren schon seit Jahren todt. Im vorigen Sommer war auch sein Vater gestorben; er war jetzt der einzige Erbe des großen Soltarschen Vermögens, und kam eben zur rechten Zeit, die Erbschaft anzutreten. Auf der Canzlei des Gesandten fand er in einer deutschen Zeitung die Aufforderung an den mit der französischen Armee 1812 nach Rußland gezogenen Baron Soltar, sich innerhalb Jahresfrist zu melden, widrigenfalls er für todt angenommen, und über den Nachlaß weiter verfügt werden solle.

Dieſe Friſt war bis auf einen Monat abgelaufen. Aber hier ſtand er ja zur Abreiſe fertig, dort lag das Schiff, welches in wenigen Stunden ihn über die letzten Meereswogen hinſchaukeln ſollte; in ſpäteſtens vierzehn Tagen konnte er rechnen zu Hauſe anzukommen; er hatte ſogleich von London aus dorthin geſchrieben. Und ſo weit war alles in der beſten Ordnung.

Dagegen hatte das Verhältniß der Reiſegefährten, welches ſchon ein geſpanntes geweſen, ſeit den Londoner Nachrichten faſt die Geſtalt eines feindſeligen angenommen. Empörte ſich Otto's Stolz gegen den hohen Ton, welchen der Baron als Erbe eines glänzenden Reichthums anſtimmte, ſo war der Letztere wiederum nicht minder gereizt durch die ſchroffe Härte, welche jener gegen ihn in einem Augenblick herauskehrte, wo er nach ſeiner Meinung alles hätte aufwenden müſſen, um ſich dem Wohlwollen eines begünſtigten Bruders zu empfehlen — — eines Bruders, der es ſchon als eine Gnade betrachtete, wenn er etwa unter vier Augen dieſen eigentlich uſurpirten Titel paſſiren ließ.

„Du weichſt mir aus!“ ſagte Otto zornig, „aber es hilft Dir nichts. Ich fordere eine Erklärung. Und ehe wir dieſe Küſte verlaſſen, muß es ausgemacht ſeyn, auf welchem Fuße wir künftig zu einander ſtehen werden.“

„Du gewöhnst Dir," verſetzte der Baron, „ſeit einiger Zeit eine Sprache an — —"

„Die Dir nicht gefällt? — Mir geht es eben ſo mit Deinem Benehmen. Seitdem wir in England ſind, ſeit Dir ſich die Ausſicht auf die reiche Erbſchaft eröffnet hat, biſt Du um zehn Ellen gewachſen, und ſiehſt aus Deiner Thurmhöhe auf mich herab, wie auf ein Weſen, deſſen Exiſtenz Du großmüthig dulden willſt, obgleich ſie Dir unbequem iſt. Aber ich ſchwöre Dir, daß ich es nicht dulden werde!"

„Wenn Du ſtatt des Zürnens und Schwörens nur endlich ſagen wollteſt, was Dich ſo in Harniſch bringt? und welchen Sinn ich in Deinen Reden und Forderungen zu ſuchen habe."

Otto knirſchte mit den Zähnen, und ſagte dann mit halbunterdrückter Stimme: „Du kehrſt jetzt nach Hauſe zurück, um dort in Reichthum und Anſehen ein ſtattliches Leben zu führen. Jahre lang haben wir Elend, Hunger, Sclaverei gleich und treu mit einander getheilt. Meinſt Du, ich ſey dazu da, um dieſen Theil unſerer bisher gemeinſchaftlichen Beſtimmung nun allein weiter zu tragen, während Du, ein Auserkohrner, in Stolz und Pracht über mich daher fährſt, gleichgültig, ob Deine Räder mich zerquetſchen oder wie einen Kreiſel fortſchnellen."

„Wozu dieſe unnützen, aus der Luft gegriffenen Vorwürfe? Du willſt Dich erhitzen, mich beleidigen! — — Wie kannſt Du glauben, daß ich es Dir je an etwas fehlen laſſen werde?"

„Sieh! das iſt das Wort, das iſt die Manier! So ſpricht der Herr zu einem abgelebten Kutſcher! So ſorgt der Jäger für einen alten ausgedienten Hund! — Fehlen laſſen! — Wenn ein Funke von Empfindung in Dir wäre, ſollteſt Du eher erſticken, als ſolches Wort gegen mich ausſprechen. — Aber Du haſt weder Gefühl noch Erinnerung!"

„Muß ich Dir es in Deine harte Seele hinein ſchreien," fuhr Otto fort, „daß Du mir Dank, daß Du mir Dein Leben ſchuldig biſt? — Dreimal ſchuldig biſt! — Dreimal — hörſt Du? — Dreimal hab' ich Dich gerettet! — Einmal aus dem Niemen. Ohne mich wäreſt Du ertrunken. Einmal bei Borodino aus den Lanzen der Koſaken. Einmal aus den Händen jenes wüthenden Türken! — Kannſt Du es läugnen? Damals klangen Deine Schwüre, Deine Verheißungen ganz anders!"

„Tobe nur nicht ſo unnöthiger Weiſe. Du wirſt gewiß mit mir zufrieden ſeyn. Warte nur bis wir zu Hauſe ſind."

„Nein, mein Herr Baron! Hier, wo es noch Zeit iſt, mit Dir ein ernſthaftes Wort zu

verhandeln, verlange ich ein bündiges Versprechen, daß Du mir, Deinem Bruder — ja, blicke nur weg! — Deinem Bruder — sag' ich! — dem Sohne Deines Vaters, eine ehrenvolle, unabhängige Stelle in einem Leben sicherst, dessen erste Hälfte er Dir aufgeopfert hat!"

„Das Opfer wäre ich neugierig kennen zu lernen."

„Also auch das vergessen? Oder hast Du es nicht einsehen wollen? — Weil Du in Napoleons Triumphzügen eine Bahn des Ruhmes, der Größe durchlaufen solltest, mußte ich, dem kein solches Ziel winken konnte, Dich begleiten. Dein Freund sollte ich heißen, und galt doch eigentlich nur für Deinen Diener. Du warst bald Officier. Ich blieb gemeiner Husar. — Was hast Du je für mich gethan, wo Du etwas für mich thun konntest? Trotz meiner Anhänglichkeit — Liebe kann und will ich es nicht nennen! — war ich Dir zur Last! Dir, wie unserm Vater. Dich schickte er in den Krieg, mit der Hoffnung, in Dir wenigstens einmal einen General zu begrüßen! Mich mit dem geheimen Wunsche, daß feindliche Kugeln und Säbel den unbequemen Zeugen einer Jugend-Uebereilung wegraffen möchten. O, ich weiß es genau!"

„Du siehst Gespenster, und ich muß Dir wohl verzeihen, daß Du mich beleidigst, wenn selbst das

Andenken des Vaters Dir nicht heilig genug iſt, Deine Schmähungen zu unterdrücken.“

„Ja! Wäre er mir Vater geweſen, wie ich ihm Sohn war! Aber, daß er ſich meiner ſchämte! Nun, ich ſchweige von ihm. Doch Otto, Du haſt gut zu machen; und mußt gut machen. Bei Gott, Du mußt! Das Blut des Barons Soltar fließt in meinen Adern, wie in Deinen. Willſt Du in einem Zufall das Recht finden, Deinen Bruder von den Wohlthaten des Glücks auszuſchließen, welche Dich in verſchwenderiſcher Fülle überſtrömen? Kannſt Du Dich mit ſolcher Tücke des Verhängniſſes gegen mich verſchwören? — Ich bin faſt ein Jahr älter als Du. Bedenke! Wenn der ſelige Vater meiner armen Mutter die geraubte Ehre wiedergegeben, wenn er ſeine Pflicht gethan hätte, wie anders ſtände es um Dich und mich! Was er an mir verſchuldet, ich lege es auf Deine Seele. Vergiß nicht, daß wir Brüder ſind.“

„Vergiß nicht! Vergiß nicht! — Bruder?! — Wenn jeder Fürſt und Edelmann ſeine natürlichen Söhne in den Stammbaum aufnehmen und den ächten gleichſtellen wollte — da ſähe es ſchön um die Genealogieen und um die Familiengüter aus! Vergiß Du nicht, daß meine Mutter eine geborne Gräfin von Kronſchild, daß ſie die Frau von Soltar — und die Deinige ein hübſches Kammermädchen war, deren leichtgeſchürzte Tugend dem

Papa ſeinen Sieg wohl nicht ſehr ſchwer gemacht haben wird."

„Sprich noch ein ſolches Wort — ſo ſchlag' ich Dir den Schädel ein!"

„Drei Schritt vom Leibe, Baſtard!"

Otto griff in der Wuth einen Stein auf, und ſchlug damit den Baron an den Kopf. Dieſer taumelte ſeitwärts, doch raffte er ſich wieder empor, zog einen Dolch, und traf des Gegners Bruſt. An einem zwiſchen Rock und Weſte ſteckenden Taſchenbuch aber glitt der Stoß ab. Jetzt packten ſich Beide, und es gab ein wüthendes Ringen, in welchem ſie zu Boden ſtürzten. Für einen Dritten wäre es ein wunderſam, grauenvolles Schauſpiel geweſen, dieſe Beiden hier in der Oede und Dämmerung auf den Tod kämpfen zu ſehen. Es war, als hätte man einen Menſchen in zwei lebendige Hälften zerriſſen, deren jede doch wieder ein ganzer Menſch war, und die nun, über die ſpottende Aehnlichkeit ergrimmt, ſich mit Tigerwuth in einem Kampfe anfielen, wo Jeder den Andern zu verſchlingen ſuchte, um der Einzige zu bleiben. Hätte er es angeſehen, wie ſie am Boden ſich über einander herwälzten, nimmer hätte er zu ſagen vermocht, welcher von Beiden es eigentlich war, der nun oben, nun unten lag. Wie ein paar reißende Thiere zerrten ſie ſich mit Krallen und Zähnen. Ein unglücklicher Griff brachte jetzt den zur Erde gefal-

lenen Dolch unter die Hand des einen Kämpfers; ein unglücklicher Stoß jagte ihn in die Bruſt des andern. — In Blut und Todesröcheln ſtrömte ſein Leben hin.

3.

Auf der Favorite bei Mainz war das luſtige Gewühl eines ſchönen Sommerabends. Alle Tiſche vor Markiſio's Kaffeehauſe waren mit Gäſten umgeben; die öſtreichiſche Regimentsmuſik beherrſchte mit ihren meiſterhaft ausgeführten Harmonieen das geſchäftige Sumſen der geſchäftsloſen Menge. Zuweilen erſchallte in dies Halbgetöſe ein kräftiger Schifferfluch von einem unten vorbeiziehenden Rheinfloß, oder ein luſtiges Poſthorn auf der Brücke, oder ein Pelotonfeuer aus der Koſtheimer Schanze drüben, wo Rekruten exercirt wurden.

In einer Ecke des Vorſprungs, die Carthauſe genannt, wo das Auge den Zuſammenfluß des Mains und Rheins und die breite Maſſe des Letzteren zwiſchen Mainz und Kaſſel bis Biberich hinunter mit einem Blicke faßt, ſaßen vom übrigen Gedränge etwas abgeſondert, zwei preußiſche Officiere und ein Arzt aus Mainz. Sie ſprachen — wovon ſprach damals die ganze Welt? — Nun, von den Pariſer Juliustagen. Auch von den Berliner Kriegsnachrichten ſprachen ſie, und von den Frankfurter Bundestagsprotokollen, welche man doch

nun, Dank ſey es dem weiſen Carl X. und ſeinem noch weiſeren Polignac, wenigſtens zu Patronen verbrauchen könnte. —

„Was gilt die Wette!“ ſagte der Lieutenant, „in einer Woche heißt es: Marſch! — in einem Vierteljahr brummen unſere Kanonen auf dem Mont-Martre!“

„Zu Weihnachten,“ fiel der Hauptmann lachend ein, „bringen wir den ſchönen Pariſerinnen zweimalhunderttauſend ſchmucke Puppen in preußiſcher Uniform zum Chriſtmarkt!“

„Ja, und heute übers Jahr,“ ſetzte der Doctor im nämlichen Tone hinzu, „blaſen die franzöſiſchen Spielleute uns hier die Pariſienne vor, und unſere Mädchen tanzen mit ihren ſchwarzbärtigen Grenadieren und mit der mobilen Nationalgarde um die dreifarbige Fahne.“

„Doctor!“ ſagte der Lieutenant, „Ihr ſeyd und bleibt doch ein heilloſer Jacobiner!“

„Sollt' ich meinen Glauben verläugnen?“ antwortete Jener. „War doch mein Vater ein eifriger Clubbiſt. Wie der Vater des jetzigen Königs der Franzoſen, verwandelte ich meinen Namen Philipp in den glorreichen Namen Egalité. Zu meinem fünften Geburtstag erhielt ich ein wunderſchönes dreifarbiges Jäckchen, und bis ins Jahr 1813 habe ich die dreifarbige Kokarde getragen und angebetet.“

„Ich glaube wahrhaftig," sagte der Hauptmann — „Ihr möchtet das goldene Kalb noch einmal adoriren. Aber auf Ehre! dazu kommt es nicht, und aus dem Kriege wird leider Gottes auch nichts. — Dahin lassen es die weisen Väter des Vaterlandes" — er zeigte nach der Gegend von Frankfurt hin — — „nicht kommen."

„Ja," sagte der Mainzer, „wenn die gefragt werden. Die haben es freilich noch zu nichts kommen lassen."

„Kein Krieg?" schrie der Lieutenant, und dann rief er einem stattlichen Stabsofficier, der vom Kaffeehause her, zu ihnen kam, entgegen: „Sagen Sie doch, lieber Onkel, wie viel Märsche brauchen wir nach Paris? Sie sind ja zweimal dort gewesen."

„Ich könnte wohl," sagte der Oberst, „Dir die Antwort geben, welche Karl der Fünfte auf eine ähnliche Frage von einem Franzosen erhielt: Zwölf Tage; aber Bataillen-Tage."

Der Lieutenant wollte etwas erwiedern, aber der Hauptmann kam ihm mit der Frage an den Obersten zuvor: „Sagen Sie uns doch lieber: wer war der alte vornehme Herr, den Sie dort an seine Droschke begleiteten? Er sah aus, wie eine fürstliche Person."

„Das ist er auch, und zwar der regierende Herzog von **, mein alter Gönner aus dem Revolutionskriege her, wo er mein Chef war.“

„Regierender Herzog?“ — wiederholte der Doctor. „Wie ist mir denn? der alte Herr soll ja“ — er deutete auf die Stirn — „etwas wunderbarer Gemüthsart seyn?“

„Leider wohl!“ versetzte der Oberst. „Er leidet schon seit zwanzig Jahren an einer seltsamen Gedächtnißschwäche und tiefen Melancholie. Sein ältester Sohn kam in einem Duell mit einem französischen Grafen um's Leben. Es war eine traurige verwickelte Geschichte. Der rechte Zusammenhang ist nie bekannt geworden. Von dem Augenblick an wurde der Herzog tiefsinnig. Er zog sich ganz von der Welt zurück, vergaß Namen, Jahreszahlen, Personen, Alles! Selbst auf den Namen des gestorbenen Sohnes konnte er sich nicht mehr besinnen. Man hoffte von einem Jahre zum andern. Vergebens! Geist, Witz, Regierungstalent, Liebenswürdigkeit, Alles war hin.“

„Wie kann er denn aber regieren?“ fragte der Hauptmann.

„Nun, sie haben allerlei Einrichtungen getroffen. Für total unfähig war er nicht zu erklären; er hatte manchmal lichte Perioden, die auch Monate lang anhielten. Er blieb dem Namen nach Regent, und sein Bruder übernahm die Geschäfte.

Als der starb, war der zweite Sohn, der jetzige Erbprinz, herangewachsen. Und zum Glück hatten sie nach einander ein paar tüchtige Minister. Jetzt ist der Geheimerath von Glernau der eigentliche faiseur. Der Herr, welcher neben dem Herzog ging, ist sein Bruder, Oberkammerherr oder Hofmarschall."

„Es war ja noch einer dabei; ein junger schlanker, blasser Mann, Officier, wie es schien."

„Das ist ein Baron Soltar, Adjutant des Prinzen Arnold."

„Er sah aus wie eine Leiche."

„Dazu hat er auch vollgültige Ursache!" versetzte der Oberst lachend. „Er ist nämlich vor ganz kurzer Zeit umgebracht worden."

„Umgebracht?!"

„Mausetodt!" wiederholte der Oberst, indem er seine hoch aufhorchenden Zuhörer der Reihe nach mit einem triumphirenden Lächeln ansah. — „Ja, Doctor! Was sagt Ihr dazu? Wenn alle Eure Todten so umherspazierten und Euch Besuche machten? Es gäbe ein hübsches Regiment? Nicht wahr?"

„Aber erklären Sie uns doch."

„Aha! Ihr möchtet das Kunststückchen lernen? Nun hört, Euern Patienten wäre am Ende wenig damit gedient, wenn sie nach ihrem Tode so bei quasi lebendigem Leibe herumwandeln müßten!"

Nach einigen Späßen ähnlicher Art erzählte der Oberst, von seinem ungeduldigen Auditorium gedrängt, wie der junge Baron Soltar nach dem Tode seines Onkels und aller seiner Vettern, deren einer im russischen Krieg verloren gegangen, sich als den einzigen Erben des Soltarschen Vermögens angesehen. Ein Testament habe der alte Baron nicht machen wollen, weil er hartnäckig immer noch auf die Heimkehr des Sohnes gewartet. Vor einem Jahre sey der Vater gestorben — es sey eine Citation an den Verschollenen erlassen, pro forma; denn man habe für gewiß gehalten, daß Jener an der Berezina umgekommen. Bis zu Ende der Frist habe nur noch ein Monat laufen sollen.

„Nun stellt Euch den Teufelsspuk vor!" setzte der Oberst seine Erzählung fort, „kommt vor vierzehn Tagen aus London ein Paket Briefe an das Ministerium, an das Oberlandesgericht, an — Gott weiß, wen! — worin der Verschollene seine glückliche Heimkehr meldet, seine Abentheuer erzählt — fünf Jahre lang haben die don'schen Kosaken ihn festgehalten (o, es sollen trotz aller Nachforschungen noch Tausende dort sitzen geblieben seyn!). Endlich entwischt er, und kommt nach Constantinopel — — —"

Der Oberst erzählte nun hier auf der Favorite die nämliche Geschichte, welche in Algier den Grafen Villaret in Erstaunen versetzt hatte, und schloß mit den Worten: „Zehn Jahre noch, zwanzig —

ſein ganzes Leben hätt' er im Bagno von Algier verſauern können! — Da muß der Teufel den Dey reiten, daß er dem franzöſiſchen Conſul einen Schlag mit dem Fächer über's Ohr pfeift. General Bourmont muß bei Waterloo überlaufen, damit er fünfzehn Jahre ſpäter Algier erobern kann; — er muß unter anderen Sclaven den Baron Soltar befreien — Baron Soltar kommt eben vor Thorſchluß nach London, und ſein Vetter kommt um die reiche Erbſchaft, die er ſchon zwiſchen den Zähnen hatte. — Wenn das nicht ein wahrer Todtſchlag, wenn das nicht ſchlimmer als Todtſchlag iſt, ſo weiß ich nicht, wie man es nennen ſoll."

„Iſt das Vermögen denn bedeutend?"

„Eine kleine, angenehme Erbſchaft von plus minus hundert und fünfzig Tauſend Thälerchen."

„Den verdammten Algierer!" rief der Lieutenant aus, „ſchlüg' ich doch auf Ehre todt! — Einmalhundert und fünfzig Tauſend Thaler!"

„Ja," ſagte der Oberſt, „wenn man Alles zuſammennimmt, ein Haus in der Reſidenz, ein wahres Hotel! — ein prächtiges Gut, zwei Stunden von der Stadt; — Capitalien, Papiere — himmliſche Papiere! — ſo kommt eher mehr als weniger heraus. Der Hofmarſchall hat mir eben Alles haarklein vorgerechnet."

„Iſt denn der Pirat, der Algierer, ſchon an's Land gekommen?"

„Er wird mit jedem Tag erwartet. — Der alte Herzog macht noch jährlich eine kleine Sommer-Reise; da hat der Hofmarschall aus reinem Erbarmen den jungen Soltar mitgenommen. Ihr könnt denken, wie das arme Blut desperat ist!"

„Um die Wände hinanzuklettern!" rief der Hauptmann.

„Obendrein soll er in Aussicht auf die liebenswürdige Erbschaft im Begriff gewesen seyn, dieselbe einer schönen, prächtigen Gräfin mit dem Trauring an die niedliche Hand zu stecken. — Bauz! kommt der Seehund aus Afrika, und die ganze Pastete zerläuft wie ein Schneeball an der Märzsonne. — Was sagt Ihr, Doctor?"

„Daß ich lieber dreimal an der Cholera sterben, als eine solche Vetters-Heimkehr erleben möchte."

„Aber ist denn die Geschichte ganz ausgemacht?" fragte der Hauptmann; — „wäre nicht ein Betrug möglich?"

„Schwerlich. In den Briefen sind unverkennbare Zeichen der Aechtheit; genaue Angaben von Familienverhältnissen; die Handschrift ist anerkannt. Dann beruft er sich auf — ich glaube, den General Bourmont selbst, der ihn in Rußland gekannt; — das muß auch noch dazu kommen."

„War denn Bourmont mit in Rußland?" fragte der Lieutenant.

„Gewiß!" verſetzte der Oberſt. „Ich ſelbſt, wie ich als Kourier nach Moskau geſchickt wurde, hab' ihn dort geſehen. Er war adjutant commandant, und ſtand mit den Baiern und Spaniern im Gallitzinſchen Hauſe, an der Straße von Moskau nach Moſchaisk. — Nun alſo, den hat er ſchon einmal für ſich, dann hat er franzöſiſche Officiere; beruft ſich auf den **ſchen Geſandten — auf Briefe, Atteſte — und, was weiß ich? auf tauſend Dinge."

„In jedem Fall," ſagte der Doctor, „wird er ſich legitimiren müſſen."

„Allerdings wird er. Aber, wenn es auf Hunderttauſende ankommt, da weiß man die Documente wohl aus dem Buſche herauszuklopfen. — He? Spielen die Oeſtreicher da nicht wahrhaftig die Pariſienne? — Vor dreißig Jahren ſpielten unſere Leute vom Regiment Thadden dort unten die Marſeillaiſe! — Was man doch alles für Geſchichten erlebt! — Ich ſage Euch, Kinderchen, es geht nirgends ſo toll her, als in der Welt."

„Ja!" lachte der Doctor, „kommen Sie erſt nach Mainz! dagegen iſt die Welt nur ein Armenſünderſtübchen."

Sie ſtanden auf; der Lieutenant mit dem Ausruf: „Einmalhundert und fünfzig tauſend lebendige Thaler! Auf Ehre! Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!"

4.

Der Schulze Staring saß in der besten Stube seines ansehnlichen Bauernhauses bei hellbrennender Lampe, und berieth sich mit seinem Schwager, dem Küster, in sonntäglicher Muße über den Zustand der europäischen Angelegenheiten. — Die beiden Frauen waren in der andern Ecke des Zimmers über ihren Gesprächen von Hauben, Kindtaufen und Garnbleichen eingeschlafen, während die Männer von der Sorge für die höhere Politik wach erhalten wurden.

„Ja, die Pariser!" sagte der Schulz, indem er die Zeitung zusammenlegte — „das sind Leute, vor denen man Respect haben muß! Die haben uns gezeigt, wie man es anfängt, eine schlechte Regierung in drei Tagen über'n Haufen zu werfen, trotz ihrer Kanonen und Cavallerie — das ist ein Beispiel! — Nun mögen unsre großen Herren sich nur in Acht nehmen, daß wir sie nicht klein machen!"

„Was meinst Du damit?"

„Glaubst Du etwa, die Pariser Revolution wäre nur so ein Puppenspiel, wo jeder Zuschauer nach Hause geht, wenn Hanswurst todt ist? — Gib mal Achtung auf den Halloh in Deutschland. Du siehst ja, wie es schon zu spuken anfängt."

„Bewahr' uns der Himmel!"

„Ja, so sprecht Ihr feigen Memmen alle, die Ihr bis am Hals im Wasser steckt und keine Courage habt, Euch mit einem frischen Ruck aufs Trockne zu bringen. Jetzt heißt es: Landstände heraus! — den dreizehnten Artikel der Bundesacte lebendig gemacht! Und freien Verkehr durch ganz Deutschland! Oder Euch sollen die Schloßthürme über den Köpfen wackeln!“ —

„Ja, das verdammte Mauthwesen! Wenn sie das nicht abschaffen — so können sie hunderttausend Mann in jeder Residenz aufstellen — eines schönen Abends kommt doch der Teufel vor die Paläste gefahren, und packt sie auf seinen großen schwarzen Wagen.“

„Mir scheint“ — sagte der Küster, welcher die frechen Reden seines demagogischen Schwagers mit einiger Verzagtheit anhörte — „der Teufel käme vorläufig zu Dir — Sieh doch, was draußen für ein Donnerkasten anrumpelt.“

Man hörte das Gequäk eines verblasenen Posthorns und das Rollen eines Wagens, welcher vor'm Hause hielt. Eine barsche Stimme fuhr den Postillon an: „ich sagt' es Dir wohl vorher, daß wir uns im Holz verirren würden.“

Der Postillon brummte etwas entgegen, während ein langer Mann aus der kleinen unansehnlichen Postkalesche sprang, und auf das Haus zuging, wo der Schulz den nächtlichen Gast am Thor erwartete.

„Da hab' ich wohl einen hübſchen Umweg gemacht" — ſagte der Fremde — „um nach Herborn zu kommen?"

„Ein Stündchen iſt's freilich" — verſetzte der Schulz mit der Hand an der Mütze — „Aber wie hat der Poſtillon ſo verkehrt fahren können. Sie kommen ja wohl von Droſſelbach herüber?"

„Ein dummer Burſch, der erſt ſeit drei Tagen auf der Poſtſtation iſt. Es war kein Anderer zur Hand. Wo bin ich denn?"

„In Rehweiler. Aber wollen Sie nicht hereinſpazieren?"

Vom Wagengeraſſel und Anſchlagen des großen Haushundes waren die Frauen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt. Sie ſahen mit dem Küſter neugierig der neuen Erſcheinung entgegen; doch hielten ſie ſich in ehrerbietiger Entfernung, denn nach dem gnädig freundlichen Gruß, womit der Fremde hereintrat, mußte er etwas Vornehmes ſeyn. Der militairiſche Anſtand ließ wenigſtens auf einen General ſchließen.

Kaum aber hatte der Schulz beim hellen Lampenſchein ſeinen Beſuch in's Auge gefaßt, als er überraſcht einen Schritt zurücktrat. Er öffnete den Mund zu einem Ausruf; doch ehe ſein Erſtaunen das rechte Wort fand, kam der Fremde ihm mit der Frage zuvor:

„In Rehweiler? — Nun, das hat sich denn seit meiner Abwesenheit, wie alles Andere, mächtig verändert. — Dies Haus wenigstens stand vor zwanzig Jahren nicht. — Und Ihr?“ —

„Wenn Sie wirklich der sind, wofür ich Sie halte, so werden Sie mich auch schon wieder erkennen. Ich müßte mich denn mehr verändert haben, als Sie — Schau doch, Marie, wer ist der Herr?“

„Ihr seid Paul Staring!“ sagte der Fremde.

„So gewiß, als Sie der todte Baron Soltar sind! — nämlich der, den wir Alle für todt gehalten — Nein! daß Sie auch noch wieder kommen mußten! — Auf den ersten Blick hab' ich Sie erkannt. — Seit acht Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Und noch vor einer Stunde sagt' ich zu meinem Schwager — komm doch her, Franz! — Kennen Sie den Franz Biegel auch noch? — sagt' ich, mich soll doch wundern, wann der Baron kommen wird! — Das ist meine Schwester Susanne — und hier meine Frau — wissen Sie noch? — Marie Benack — der Vater hatte ja Ihre Mühlen auf Breda in Pacht?“

Die Frauen und der Küster näherten sich mit etwas verlegenen Begrüßungen, denen jedoch ihre treuherzige Freude über das Wiedersehen des so lange Verschollenen jeden Anstrich von Lächerlichkeit benahm. Auch wäre dem Baron das kleinste Lä-

cheln hierüber in dieſem Augenblick unmöglich geweſen. — Welches Herz wäre ſo kalt, nach zwanzig Jahren Abweſenheit, einem freundlichen Willkommen in der Heimath den eiſigen Schild liebloſen Spotts entgegen zu halten!

Nachdem ſich der erſte Aufruhr des Verwunderns, Erkennens und Betrachtens gelegt hatte, brachte der Baron den Weg nach Herborn wieder zur Sprache.

„Sie werden doch heute Nacht bei uns vorlieb nehmen?“ — rief Staring. — „Es wäre mir ja ein ewiger Schimpf, wenn Sie mein Haus verachteten.“

„Gewiß nicht, lieber Paul!“ — verſetzte der Baron — „Wie viel Nächte hab' ich im Hauſe Eures Vaters geſchlafen, wenn ich von der Jagd kam. Und ich werde mir hoffentlich noch manches Nachtquartier von der kleinen Marie ausbitten — ein Ding von vier Jahren war ſie, als ich nach Rußland zog. Aber heute, lieber Nachbar, iſt es unmöglich. Ich muß den Major — Nicht wahr, Herborn iſt Major?“ —

„Major und Jägermeiſter, und mein verehrter Kirchenpatron“ — ſagte der Küſter, welcher ſchon lange nach der Gelegenheit gezappelt hatte, ſein Wort in das Geſpräch einzuſchieben.

„Ich muß ihn nothwendig ſprechen, und kann nicht früh genug zu ihm kommen. Ihr begreift,

daß ich eine Menge Dinge zu fragen und zu bereden habe. Und Niemand anders als er, kann mir die nöthige Auskunft geben."

Nach einigen wohlgemeinten Widerreden mußten die Hausleute nachgeben. Aber die Ehre, den auferstandenen Baron, seinen Herrn Nachbaren, wie er ihn nannte, selbst zum Jägermeister zu bringen, ließ der Schulze sich nicht nehmen. — Der Postillon wurde verabschiedet; Staring rief seinem Hans zu, die jungen Braunen anzuschirren, das neue Wäglein herauszuschieben — Er selbst, während die Frau aus Küche und Keller auftrug, ging hinaus, Hand anzulegen, und kam bald darauf mit einem Mantelsack von mäßigem Umfang wieder herein.

„Ist das Ihre ganze Bagage, Herr Baron?"

„Ja, mein Freund — Wer, wie ich, den Kosaken und Seeräubern entlaufen ist, pflegt keine großen Schätze und Koffer mit zu bringen. Ihr habt doch von meinen Abentheuern gehört?"

„Was wollt' ich nicht! — Ja, Sie haben was erlebt! — Na, mit den Schätzen hat es gute Wege. Sie finden zu Hause genug. — Aber, da fiel mir draußen ein — was ist denn aus dem Otto geworden?"

„Otto?"

Eine finstere Wolke zog über des Barons Stirn.

„Sie wissen wohl? — Otto Ratlos, der mit Ihnen fortzog — nichts für ungut. Der wilde Bube ist wohl verdorben und gestorben?"

„Wir haben Gefangenschaft und Abentheuer redlich mit einander getheilt — Und der wilde Bube hat mir dreimal das Leben gerettet." —

„Ja, brav war er; aber ein böser Teufel!"

„Bis nach London sind wir zusammen gekommen. — Dort ist er verschwunden." —

„Was Sie sagen! In London?"

„Wahrscheinlich ist er dort in eines der Spielhäuser gerathen; sie werden mit Recht Höllen genannt. — So mancher, der hineingeräth, kommt nicht wieder heraus."

„Ja, ich habe davon gehört. Also doch zur Hölle gefahren? — Na, Gott hab' ihn selig. Ich dachte immer, daß es kein gutes Ende mit ihm nehmen würde."

Zur sichtlichen Erleichterung des Barons, welchem diese Wendung des Gesprächs nicht die angenehmste seyn konnte, fuhr der Wagen vor. Staring selbst nahm die Zügel. — Die muntern Braunen zogen auf den Peitschenknall lustig an; das leichte Fuhrwerk rasselte vom Hof, die Dorfstraße hinunter, zum Wald hinein.

Das Gespräch zwischen den beiden ehemaligen Spielkameraden fand so viel Stoff in Vergangen-

heit und Gegenwart, daß die Hälfte des Weges ihnen wie im Fluge verschwand.

Als sie mitten im Wald über eine steinerne Brücke fuhren, drehte Paul sich gegen den Baron um —

„Wissen Sie denn hier auch noch Bescheid? — Der Bach läuft nach Ihren Mühlen hinunter — und macht hier die Gränze zwischen Breda und Herborn."

„O, ich kenne noch jeden alten Baum. Hier muß rechts die Blöße kommen, wo man nach dem Jagdschloß durchsieht."

„Nach dem Jagdschloß? — Ja wohl, das verteufelte Jagdschloß! — Also, das haben Sie doch auch nicht vergessen? — Ich glaub's wohl."

Es lag in dem Ton dieser Worte etwas Auffallendes, und Staring sah den Baron dazu mit einem listigen Blick an, welcher seinem vom eben aufgehenden Mond hell beleuchteten Gesicht einen gar wunderlichen Ausdruck gab. — Er wollte noch etwas hinzu fügen, verschluckte aber das Wort, holte tief Athem, und fuhr schweigend weiter.

„Da liegt es!" — sagte er nach einer Pause, und zeigte mit der Peitsche hinüber, wo ein weißes Gebäude durch die Stämme blickte. Dann hieb er auf die Pferde, als ob er aus der Gegend fortzueilen wünschte. — Büsche und Bäume, Schatten und Lichter flogen an dem Wagen vorbei, dessen

Raſſeln weit durch den Wald hin klang — Allmählig aber wurde der Weg ſo holpricht, daß langſam gefahren werden mußte.

„Hier iſt eine böſe Stelle!“ — ſagte der Baron.

„Ja wohl, eine böſe Stelle!“ — erwiederte Paul — „Na, ihr Gänſeköpfe! Was ſticht euch an!“ — brummte er den Pferden zu, welche ſtutzten, und ängſtlich aus dem Wege drängten. — „Es iſt doch immer, als ob die Beſtien den Platz witterten!“ —

„Sie fürchten ſich vor der hohlen Eiche“, — ſagte der Baron.

Nicht gar weit vom Wege ſtand im Dickicht ein abgeſtorbener kahler Baum, der mit ſeinem weißſchimmernden vermorſchten Stamm und den nackten knotigen Aeſten wie ein Rieſengeſpenſt über den Wald emporragte.

„Ja! ja!“ — ſagte Staring im nämlichen Tone wie vorher — „'s iſt wunderlich genug! Was meinen Sie?“

„Wie ſo?“

„Kennen Sie den Platz nicht mehr? — den Platz?“

„Nun ja, ich kenn' ihn wohl. Es iſt die alte Mahl-Eiche!“

„Hm! — Sie ſind mit Napoleon in Rußland geweſen; haben Moskau brennen und ein

paarmalhunderttausend Mann erfrieren sehen — Nachher Constantinopel und Algier — Da vergißt und verwischt sich dergleichen. — Aber unser eins, der immer auf seiner Hufe gehockt, und nichts dergleichen erlebt hat, kommt so leicht nicht davon los. — Weiß der Henker! ich reite so oft des Weges, weil ich nach dem Amte hier durch muß — sonst thät' ich es auch nicht — Aber mir wird immer elend zu Muthe, wenn ich den verherten Baum seh. — Erinnern Sie sich denn gar nicht mehr?"

Er bog sich vertraulich an den Baron heran, und flüsterte ihm in's Ohr: „Dort haben wir sie ja beigesteckt."

Der Baron fuhr zurück: „Wovon sprichst Du?" — Dann faßte er sich, und murmelte: „nun freilich."

„Aha! Kommt es Ihnen? — Es ist wahr — eigentlich dürfen wir selbst unter einander nicht davon reden. Es war eine Teufelsgeschichte. Und wenn ich Nachts nicht schlafen kann, steht mir immer die arme blasse blutige Person vor Augen!"

Der Baron platzte mit zornigem Tone wieder heraus. „Ich verstehe Dich nicht."

„Ja, ich weiß schon. Am besten ist es, solche Dinge zu vergessen — wenn man nämlich kann. Aber mir geht es, wie dem Fleck dort unter der Eiche. Es will und will kein Gras darüber wachsen; und ist doch nun fast zwanzig Jahre her."

Der Baron wollte etwas erwiedern, aber er bezwang ſich. Staring ſchwieg auch, und trieb die Pferde an, ſobald der Weg ebener ward. — Allmählig lichtete ſich der Wald zu abgeſonderten Holzungen mit dazwiſchen liegenden Wieſen und Aeckern aus — eine reizende Gegend, von Streiflichtern und Nebelduft lieblich erhellt und verſchleiert. — Bei einer Wendung des Weges um ein Gebüſch, durch welches breite reinlich gehaltene Fußpfade, weiße Bänke und Brückengeländer ſchimmerten, blickte ihnen von einem Hügel ein ſtattliches Gebäude entgegen, blendend hell vom Mondſchein übergoſſen. — Seitwärts lagen niedrigere Dächer, im tiefen Grund rauſchte ein Mühlenwehr — Auf dem Thurme ſchlug es neun Uhr.

„Das heiß' ich gefahren!" ſagte Staring — „Kaum eine Stunde!"

Es war das erſte Wort ſeit der Eiche.

Der Baron ſaß noch eine Weile ſtumm, während der Wagen über die Brücke am Mühlenteich rollte, und dann langſam den breiten Fahrweg hinaufſchlich, der ſich im weiten Bogen um den Hügel zog.

„Ich bin doch recht neugierig" — ſagte er endlich — „ob mein Freund Herborn mich auch ſo ſchnell wieder erkennen wird."

„Wie könnt' er anders! Solch ein Geſicht, wie Ihres, Herr Baron, gibt es nur eines. Näm-

lich, seit der Otto todt ist. — Das war eine Aehnlichkeit! Wie oft haben wir sie verwechselt! — Wissen Sie noch — den Spaß auf der Jagd, wo Einer von Ihnen den Müllereſel für einen Rehbock todt schoß? Der alte Förster hatte es gesehen. Nachher wollt' es Keiner gethan haben — und es war nicht heraus zu bringen. — Sagen Sie doch, wer hat den armen Esel auf der Seele?"

„Ich nicht!" — versetzte der Baron hastig. — „Hat denn Herborn sich gut erhalten?"

„Geht wohl an. Nur so schlank und flink ist er nicht wie Sie — Aber in der Jägermeister-Uniform sieht er aus wie ein kommandirender General."

„Jägermeister? — Sagte Euer Schwager nicht vorhin, Herborn wäre nach dem zweiten Feldzug aus preußischem Dienst getreten, als Major?"

„So hört er sich auch noch lieber nennen, als Herr Jägermeister. Aber sie sagen, er hätte die Stelle nicht ausschlagen können. Der Erbprinz wollte ihn durchaus am Hofe haben. — Sie wissen wohl, er war immer so gerade heraus. — Und da er nun bei den Landständen einer von den Ersten ist, so dachten sie, ihm ein Gebiß anzulegen. Aber es hilft doch nichts. Er spricht immer frisch von der Leber weg. Die Herren an der Regierung sind ihm auch falsch genug. — Aber im Lande, da heißt es: Vivat unser Herborn!" —

Der Wagen rollte in die Auffahrt — eine Meute bellender Hunde tobte um die Pferde — ein Bedienter sprang aus der weit offenen Thür die Treppe herunter. — Der Baron zögerte noch einen Moment, stieg dann ab, und eilte hinauf — — Die weite hohe Vorhalle, mit Flinten und Jagdgeräthen ringsum an den Wänden verziert, ward von zwei großen schwebenden Lampen taghell erleuchtet. — Aus einer Seitenthür trat ein rüstiger Mann im grünen Jagdrock. — Herborn war es.

Die Scene im Hause des Schulzen wiederholte sich hier unter anderen Formen. — Otto Soltar und Georg Herborn waren als die Söhne reicher Gutsnachbaren in gemeinschaftlichen Knabenspielen zu jugendlicher Freundschaft aufgewachsen. Ihre Lebensbahnen hatten sich zwar früh getrennt, da Georg schon in seinem zwölften Jahre in eine militairische Erziehungsanstalt eintrat, dann nach dem bald erfolgten Tode seines Vaters der Leitung eines in Pommern wohnenden Oheims anvertrauet wurde, und später seinen Weg im preußischen Heere versuchte. Aber die Erinnerungen aus der Kinderzeit übten auf Georgs treues Gemüth einen mächtigen Zauber; ihre Gestalten waren die eigentlichen Heiligenbilder und Schutzgöttinnen seines inneren Lebens. — Er feierte ein hohes Fest an diesem Abend, wo er den lang verlornen, todt geglaubten Spielkameraden auf eine wahrlich wun-

derbar zu nennende Weise wiederfand, ihn als einen Mann vor sich stehen sah — als einen Mann, der tüchtig vom Leben bearbeitet und geprüft, der jetzt aus der Kluft zwischen ihnen versunkener Jahre plötzlich wie eine Heldengestalt vor ihm emporstieg, und den er mit einem gewissen heimlichen Stolz betrachtete. —

Schwerlich gab es einen Menschen, auf welchen Otto nicht beim ersten Anblick einen ähnlichen Eindruck machte. Gaben sich auch nicht alle dieser Empfindung mit solcher Liebe hin, fühlten im Gegentheil manche, vielleicht die Meisten, sich von ihm mehr abgestoßen als angezogen, so mußten sie doch, selbst widerwillig, die geistige Macht, ja eine Art von Hoheit in ihm anerkennen; und das unverkennbar dämonische Wesen seiner Natur umfloß ihn wie ein Wetterschein, deren räthselhafter Gewalt auch der Gleichgültige, der Gegner, sich nicht ganz zu entziehen wußte.

Frau von Herborn machte in diesem Augenblick eine solche Erfahrung. Bei den Worten ihres Mannes: „Baron Soltar, der einzige Freund, welcher mir aus meiner Kindheit geblieben, und nun wieder gegeben ist!“ — und bei dem Anblick der hohen imposanten Gestalt, des sonnenverbrannten wilden geistreichen Gesichts, mit den brennenden Augen und dem schwarzen Haarwurf, war ihr zu Muthe, als würde ihr ein prächtiger halbgezähmter

Tiger vorgeführt, den sie bewundern mußte, ohne ihm trauen zu können.

Anders war es mit einem jungen hübschen Blondkopf, welchen Herborn dem Freunde als seinen Neffen Alfred von Wenk vorstellte. Diesen hatten die kürzlich viel besprochenen Gerüchte von den Abenthetern des Barons aufs lebhafteste beschäftigt, und als er nun in dem Manne selbst so ganz das geträumte Phantasiebild wieder fand, galt er ihm, dem Voreiligen, der sich zum Bewundern wie zum Verdammen gleich schnell hinreißen ließ, zum wenigsten ein Halbgott.

Kein Schiffer, der seinem Handelspatron eine schon verloren gegebene Silberladung gerettet hat, kann fröhlicher und herzlicher empfangen werden, als Otto in dem Hause des Freundes. Das behagliche, mit allen Attributen des vollen Wohlstandes ausgestattete Wohnzimmer, wo die Hausfrau den Thee besorgte, und von ihrem Sopha aus zugleich eine Gruppe niedlicher Kinder regierte, war auch ganz das Bild eines sichern Hafens, in welchem ein umhergestürmter Seemann endlich zu Ruhe und Athem gelangen kann. Und Otto mußte das tiefer wie ein Anderer empfinden.

Bei dem allen fühlte die Gesellschaft sich in einer gar eignen Stimmung. Die Fäden, welche seit zwanzig Jahren zwischen Georg und Otto zwar nicht abgerissen, aber doch so locker geworden wa-

ren, daß ſie wie ſchwebende Ranken im Winde flatterten, mußten erſt durch allerlei Wirbel neu angezogen werden, um einen reinen Klang auszutönen.

Doch Otto ſelbſt gab dem Geſpräch, welches zu Anfang in abgelegenen Regionen umhertaſtete, die beſtimmte Richtung, indem er mit einer wahrhaft liebenswürdigen Offenheit zur Frau des Hauſes ſagte:

„Sie müſſen ſich nicht wundern, wenn ich etwas befangen erſcheine. Ich bin mir ſelber faſt ſo ſehr wie Ihnen ein Räthſel, das ſeine Auflöſung von den nächſten Tagen erwartet. — Und wenn jeder vom Schickſal wild herumgeworfene Menſch nothwendig den Anſtrich eines — Vagabunden bekommt, ſo fühle ich mehr als ein Anderer mich in einer unbehaglichen Lage, da ich mir ſagen muß; daß meine Heimkehr manchen Leuten ſehr unwillkommen ſeyn, mich in ſehr verdrießliche Situationen verwickeln wird.“

„In's Schwarze getroffen!“ — ſagte Georg — „Ihre Ankunft — Deine Ankunft verſetzt die ganze Reſidenz in Aufruhr — Dein Vetter Raimund, der Sohn des Generals, ſteht im Centrum des Gewühls, und ſpeit, wie ein Veſuv, Feuer und Flammen gegen Dich. Sehr verzeihlich. Ohne Deine Palingeneſie war Er der Herr des Soltarſchen Nachlaſſes. Wer läßt ſich einen ſolchen Schatz gleichgültig entreißen? Lächerlich aber iſt es, daß

er an Deine Auferstehung, an die Wahrheit Deiner Person nicht glauben will. Er sucht sich und alle Welt zu überreden, Deine wunderbaren Schicksale, Deine Briefe, Deine Heimkehr — alles sey Lüge — er aber werde den Betrüger schon entlarven."

„Das hab' ich mir schon längst vollkommen deutlich ausgemalt" — sagte Otto. — „Es ist natürlich, ist nothwendig, ist der Schrei des Egoismus, welcher die Welt und jeden Einzelnen regiert. Aber ich werde ihn zu überzeugen, zu versöhnen wissen."

„Das wird schwer halten, denn mit Deiner Ankunft wird ihm nicht nur das, was er schon zu besitzen glaubte, entrissen, sondern auch die Lieblingshoffnung seiner Zukunft zerstört."

Auf die Erkundigung nach der Bedeutung dieser Worte, erfuhr Otto, daß sein Vetter Raimund von der ganzen Residenz schon als der erklärte Verlobte der schönen Gräfin Josephine von Dolm betrachtet worden sey, welche aber nach der nun so plötzlich eingetretenen Katastrophe schwerlich geneigt seyn möge, ihre hohen Ansprüche zu der beschränkten Lage eines unbemittelten Rittmeisters herabzustimmen."

„Aber wenn sie ihn liebt?" — sagte Otto.

„Das Wort fehlt im Lexikon ihrer Begriffe" — antwortete Frau von Herborn — „Und in der Schule, welche sie gemacht hat, konnte sie es auch

nicht verstehen lernen. Ihr verstorbener Mann — sie ist nämlich eine ganz junge Wittwe — war Ihrer Gesandter in . . . Sie kennt nur die Freuden und Thorheiten der großen Welt, lebt nur in den Ideen von Herrschaft, Einfluß, Connexionen, und ist — —"

„Summa Summarum" — fiel Alfred ein — „eine Frau ohne Herz, und die ärgste Kokette, welche das ganze Männergeschlecht als ihre Sclavenhorde betrachtet."

Der Streit, worin diese Behauptung ihn mit Frau von Herborn verwickelte, gab dem Gespräch eine andere Richtung, welche sich nun bald auf Otto's wunderbare Erlebnisse wendete.

Die geistreiche Erzählung derselben erwarb ihm die Aufmerksamkeit und die Herzen der Zuhörer. Gern hätten sie noch mehr davon erfahren, und ihm das genaueste Detail abgefragt. Er lenkte aber in die vorige Bahn ein, indem er ihnen zu bedenken gab, wieviel ihm daran gelegen seyn müsse, das unsichere Terrain, auf welchem er jetzt zu agiren habe, so genau als möglich kennen zu lernen. Als er den Major bat, ihn mit den Hauptfiguren desselben bekannt zu machen, versetzte dieser:

„O, die Gemäldegallerie ist bald abkonterfeit. Eine kleine deutsche Residenz ist, wie Du weißt, das Echo des Hofs, um welchen sie sich dreht, wie ein blindes Pferd, das seinen Thon knetet. — Mit

Nummer Eins anzufangen, so ist unser alter Herzog leider keine Eins, sondern eine Null.“

Er berührte die traurige Begebenheit, welche den alten trefflichen Herrn um seine geistige Existenz gebracht, und sein ganzes Leben auf ein dumpfes Vegetiren reducirt hatte.

„Und doch“ — fiel Alfred ein — „wär es tausendmal klüger, wenn der alte Herr & Compagnie, nämlich der Geheimerath Glernau ungehindert regierte, als daß nun auch der Erbprinz sein ungares Gebräu hineinmischt, und die Unterthanen mit dieser Brühe vergiftet. Der alte Herr hat doch selbst in seiner Geistesdunkelheit gewisse Anwandlungen von Verstand. Dagegen ist die sublime absolute Klarheit, worin Prinz Ferdinand sich zu bewegen meint, die offenbarste Mondfinsterniß eines mondsüchtigen Tropfs.“

„Ich bitte Dich, Mathilde“ — sagte Herborn zu seiner Frau — „stopf ihm das unmenschliche Lästermaul! — Du weißt, daß ich schon längst geschworen habe, mich weiter auf kein Hahngefecht mit ihm einzulassen.“

Mathilde vollzog den Auftrag mit einer Laune und Geschicklichkeit, welche Otto in der kleinen, blassen, ruhigen Frau nicht gesucht hätte; und zwang den Rebellen endlich zur Unterwürfigkeit, die er jedoch nur mit der Reservation gelobte, daß er sich in Beziehung auf die ferner Revüs

passirenden Galleriefiguren das Protokoll offen behalte.

Ueber den Geheimenrath Glernau, nach welchem Otto nun fragte, wollte Herborn ein entscheidendes Urtheil nicht aussprechen. Als Mensch freilich sey er ein so ausgearbeiteter Egoist, daß er gar nicht einmal fähig sey, sich auch nur einen Augenblick in die Lage eines Andern zu denken; auch habe man aus dessen Munde noch kaum eine Phrase gehört, die nicht mit: Ich bin — Ich will — Ich habe gesagt — Ich behaupte — Das weiß Ich am besten — Das hab' Ich vorausgesehen — angefangen hätte.

„Ja" — fiel Alfred ein — „nicht zu vergessen: „„Ich und Lord Castlereagh!"" Seitdem er in Wien oder Paris einmal eine halbe Stunde im Vorzimmer des hochmüthigen Engländers gewartet, sagte er nicht anders, als: Ich und mein Freund Castlereagh! — Und als der Freund sich den ministeriellen Hals abgeschnitten, ließ er es an allen Gassen-Ecken verlauten, und beinahe in die Zeitungen setzen: „„Wär' Ich in London gewesen, so hätte mein Freund Londonderry den dummen Streich nicht gemacht!""

Alfred ward „zur Ordnung" gerufen — und Georg fuhr über den Minister fort: Als Staatsmann sey er ein Chamäleon, dessen Zeichnung nicht leicht gelinge, weil heute bei ihm für schwarz

gelte, was er gestern als weiß beschworen. Kenntnisse, Erfahrung, Gewandtheit könne man ihm nicht absprechen. Er wisse sich in alle Situationen und besonders in die gegenwärtige Zeit zu schicken. Trotz seiner Neigung zum Absolutismus sehe er klar ein, daß man von oben herab zur rechten Zeit Concessionen machen müsse, und der Fürst, welcher sich nicht redlich zu seinen Unterthanen halte, über kurz oder lang zu Grunde gehen werde.

„Er arbeitet" — sagte Georg — „mit allen Kräften auf die Umgestaltung unserer veralteten Verfassung los. Und das ist es, was uns hier, wie überall Noth thut. Denn die Sachen stehen bei uns zu Lande so schlecht, als irgendwo in einem der acht und dreißig Bundesstaaten." —

„Nun" — rief Alfred — „Das ist doch einmal ein redlich wahrer, obgleich noch zart genug ausgesprochener Satz. — Ich bitte um's Wort, liebe Tante" — sagte er zu Mathilden, welche ihm mit dem Finger drohete — „und will diesmal gar kein ehrenrührisches Factum, sondern nur die Prophezeihung vorbringen, daß wir, wenn es im bisherigen Schlendriansholweg fortgeht, einem Aufstand entgegen stolpern. Glernau mag ein kluger Mann seyn — aber er hat kein Herz für die Interessen des Landes, dem er stets fremd geblieben ist, und er hat nicht den Muth eines Staatsmannes, der sowohl dem Volk als auch der Camarilla

imponiren ſoll. Vom Erbprinzen red' ich nicht. Wenn der zu exerciren und Rangliſten zu rectificiren hat, ſo iſt er verſorgt. — Aber wagt Glernau wohl, dem Prinzen Arnold die Spitze zu bieten? — Und giebt es — (zwar in der Miniaturgeſtalt eines kleinen deutſchen Prinzen) einen ärgern Tyrannen, als dieſen Zaunkönig, der ſich ein Adler dünkt? — Und wie iſt er umgeben? — Der Rittmeiſter Soltar — Ihr Vetter, Herr Baron, nehmen Sie es nicht übel! — iſt ein Ultra, der ſich neben Polignac ſehen laſſen darf. Der Hofmarſchall, des Miniſters Bruder, ein Geck, ein Adept, welcher ſich für den einzigen letzten Typus eines deutſchen Edelmanns hält, der ſich als die Blume der Ritterſchaft im Wiederſcheine ſeiner Herrlichkeit beſpiegelt, und mit unſichtbaren Fäden die ganze Welt ſo zu lenken glaubt, wie er ſeinen Troß Hoflakaien mit ſichtbarer und fühlbarer Arroganz regiert —"

„Alfred!" — drohte Mathilde.

„Ich ſage kein Wort zuviel — und citire ſogleich ein eclatantes Beiſpiel, wogegen Sie nichts einwenden werden. Glaubt der alte Narr nicht, die Gräfin Dolm zu leiten, daß ſie keinen Schritt rechts oder links ohne ſeinen gnädigen Wink thue? Und wie führt ſie den Haſenfuß am Narrenſeile! Unter der Maske demüthiger Verehrung des hohen Herrn macht ſie doch mit ihm was ſie will. — Hat ſie es nicht gegen Alma bewieſen? — Durch

den Hofmarſchall bringt ſie es dahin, daß der Geheimerath das arme Kind nicht adoptiren darf. Sie iſt doch nun einmal ſeine Enkelin. Er liebt ſie; er thät' es gar zu gern. Er darf nicht — Warum? — Weil der Hofmarſchall es ihm verbietet. Warum verbietet es der Hofmarſchall? — Weil die Gräfin ihm das befiehlt. Warum befiehlt ſie es? — Weil ſie Alma unermeßlich haßt. Und darin hat ſie Recht. Denn träte Alma erſt einmal im Glanze einer anerkannten Tochter des Miniſters auf, ſo wär' es mit der Herrlichkeit der Gräfin Joſephine ſo rein aus, wie mit dem Schimmer eines Nebelſterns, wenn die Sonne aufgeht!" —

„Wer iſt Alma?" fragte Otto, nachdem Mathilde den eifrigen Redner zum Schweigen gebracht hatte.

Er vernahm jetzt eine Geſchichte, welche vor langer Zeit in der Reſidenz viel Aufſehen gemacht hatte, und, wie ein übel gedämpftes Feuer unterm Aſchenberg, in ihrer Folge noch fortbrannte. Alma war dieſe Folge. Ihre Mutter, die Tochter des Geheimenraths Glernau, übertraf an Schönheit, Geiſt und Eigenſinn alle ihre Geſpielinnen. Sie mißhandelte alle ihre Anbeter, und ſpottete der albernen Schwäche, welche von anderen Thörinnen Liebe genannt wurde. Einem franzöſiſchen General war es vorbehalten, ihr zu beweiſen, daß ſolcher Hohn nicht unbeſtraft bleibt. Seine Liebenswür-

digkeit beſiegte ihren Stolz; an der Gluth ſeiner Leidenſchaft ſchmolz ihre Strenge. Sie war von dem Gipfel ihres eiskalten Hochmuths, in den Krater eines an Wahnſinn gränzenden Sinnentaumels hinabgeſtürzt, ehe ſie nur Zeit gehabt hatte, der gewaltſamen Verwandelung inne zu werden. — Eine plötzliche Dienſtreiſe entfernte den Geliebten. Wenig Stunden nach Empfang des Befehls mußte er ſchon fort. Er hoffte, in einigen Wochen zurückzukehren. Dann ſollte die öffentliche Bewerbung um Antoniens Hand dem heimlich genoſſenen Glück ein züchtiges Gewand überwerfen.

Doch kaum bei ſeinem Armeecorps angelangt, ward er wegen Theilnahme an jenem im franzöſiſchen Heere ſchleichenden Philadelphenbunde, verhaftet. Im Fluge ging es nach Paris. Dort verſchwand er. Antonie hoffte auf ſeine Wiederkehr. Vergebens. Aber eine andere ſchreckliche Hoffnung drohte mit täglich wachſender Gewißheit ihre Verirrung der Welt zu offenbaren. Ihr Schmerz gränzte an Verzweiflung. Nur das Grauſenbild eines doppelten Mordes hielt ſie vom letzten gräßlichen Schritt zurück. Sie entdeckte endlich ihrem Vater, was bald nicht mehr zu verheimlichen war. Der Vorwand einer Reiſe entzog ſie den Augen, nicht dem Gerede der Welt. In tiefer Einſamkeit verlebte ſie die ſchrecklichſten Tage ihres jungen Lebens. Es waren die letzten. — Im Bewußtſeyn

der Schande, im bittern Gram getäuschter Liebe brach ihr Herz. — Doch warf der Himmel einen späten, zu späten Strahl des Trostes auf ihr Sterbelager. — Der Geliebte war nicht treulos. In seinem Kerker war ihm alle Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Endlich erhielt er die Freiheit, aber zugleich den Befehl, Augenblicks nach Spanien abzugehn. Der Brief mit dieser Nachricht, mit Fragen, mit Vorschlägen, alles gut zu machen, erreichte Antonien, als ihr Auge die Zeilen der geliebten Hand kaum noch lesen konnte. — Zu spät! — Jetzt hätte sie zu leben gewünscht — Zu spät! — Die kalte Hand des Todes lag schon auf ihrer Stirn. — Der trostlose Vater weinte an der Leiche seines einzigen Kindes, an der Wiege seiner Enkelin. —

„Er hat sie zu sich genommen" — sagte Herborn, — „er hat ihr eine sorgfältige Erziehung, aber nicht seinen Namen gegeben. — Sie heißt allgemein Glernau's Alma, nicht Alma von Glernau."

„Ein Wunder von einem Mädchen!" rief Alfred.

„Ein Räthsel möcht' ich sie lieber nennen" — sagte Mathilde — „und zwar ein trauriges. Sie kennt die Geschichte ihrer Mutter, ist erbittert auf den Großvater, und, ich mag wohl sagen, verbittert, wenigstens verschlossen, gegen die ganze Welt."

„Ich habe sie doch" — sagte Herborn — „manchmal recht lustig gesehen."

„Nun, achtzehn Jahre vermögen immer viel; selbst gegen recht tiefen Schmerz. Aber ihre Lustigkeit ist nicht die Lust eines freudigen Gemüths — sie ist wie ein Blitz aus einer Wolke — unheimlich; und so kommt mir das ganze Mädchen vor."

„Nein, Tante" — sagte Alfred — „Sie thun ihr unrecht; so ist sie nicht."

„Betrachte sie einmal, wenn sie sich nicht beobachtet glaubt. Ich habe sie manchmal darauf angesehen, wie sie irgendwo in einer Ecke saß, versunken, als wäre die ganze Gesellschaft umher nicht da. Ja, schön ist sie, mit den dunkeln Locken, mit dem zarten Roth auf den Wangen, mit den schwarzen Augen und der prächtigen Gestalt; aber schön wie eine böse Fee. — Noch auf dem letzten Ball bei der Generalin — ich vergeß' es nie — der Geheimerath ging durch den Saal; und sie sah ihm nach, so weit sie konnte — es war ein langer, langer Blick — so scharf, so schwarz — als wenn sie ihm einen Pfeil nachschösse. — Ich dachte bei mir selbst: das ist Eine, die nicht aus Gram stirbt — aber aus Rache morden — das könnte sie."

„Ho! ho!" — lachte Georg — „liebes Kind, wo schwärmst Du einmal wieder hin!"

„Die Beſchreibung" — ſagte Otto — „iſt wahrhaftig anziehend genug."

„Und das Mädchen" — verſetzte Mathilde — „iſt es auch. Lernen Sie ſie nur erſt kennen — Aber ich behaupte doch, der Geheimerath mag ſich hüten. Und Unrecht hat er auf jeden Fall."

„Aber warum entſchließt er ſich denn nicht zu dem" — fragte Otto — „was doch ſo einfach und natürlich wäre?"

„Es iſt wahr" — ſagte Herborn — „er darf nicht, weil der hochmüthige Bruder dieſen Fleck auf dem Glernauſchen Stammbaum verabſcheuet."

„So ſchwach?"

„Und das iſt unſer regierender regierter Staatsminiſter!" — ſpöttelte Alfred.

„Uebrigens" — fügte Georg hinzu — „iſt er ganz Dein Mann. Er protegirt Dich ſchon jetzt gegen Deinen Vetter, der es ganz mit ihm verdorben hat. Den Einflüſterungen des Bruders und der Gräfin zum Trotz hätte doch Alma den Namen Glernau bekommen, wenn der Rittmeiſter zu bewegen geweſen wäre, ihr auch ſeinen Namen zu geben. Es ſind (Alma ahndet kein Wort davon) förmliche Unterhandlungen gepflogen worden. Aber Dein Vetter hat die ſchnödeſte Antwort gegeben. Nun iſt der Alte wüthend."

„Sieh mal an!“ — ſagte Otto. — „Da könnt' ich ja wohl mein Glück machen! — Der Name wäre ja nun auf anderem Wege zu haben, und mit der Protection des Miniſters brächt' ich achtzehn verlorne Jahre in ſo viel Monaten wieder ein.“

Mathilde ſah ihn bedenklich an. — „Ihr Glück machen? — Nehmen Sie mir es nicht übel; ich bin zuweilen etwas geradezu — ich weiß, daß Alma den Rittmeiſter nicht ausſtehen kann — ſie behandelt überhaupt alle Männer mit einer Verachtung, wie ihre Mutter es gethan hat.“ —

„Darüber kann ich“ — fiel Alfred ein — „nicht klagen.“

„Das hat wieder ſeine beſonderen Urſachen, welche Dir Eugenie erklären mag! Aber“ — fuhr Mathilde gegen Otto fort — „ich weiß auch, daß Sie ihr gefallen werden. Nehmen Sie ſich in Acht — ich glaube, Sie und Alma wären recht geſchaffen, einander die Herzen zu brechen. — Von Glück möchte zwiſchen Ihnen wohl nie die Rede ſeyn.“

„Was das für prophetiſche Sprüche ſind!“ — rief Georg — „So ahndungsvoll und ſo unklug! Du machſt ihn ja wie einen Nachtwandler recht auf die Gefahr aufmerkſam. Vielleicht hätte er das blaſſe Fräulein gar nicht bemerkt. Jetzt

wird es ſein erſter Gang ſeyn, die gefährliche Perſon aufzuſuchen.“

„Gehen Sie nur vorher“ — ſagte Mathilde — „zur Gräfin Dolm, und zur Frau von Runolt und laſſen Sie ſich von denen erzählen, wes Geiſtes Kind Alma iſt. — Dann haben Sie ſchwerlich etwas zu befürchten.“

„Beſonders“ — lachte Alfred — „da beide Damen dafür berühmt ſind, immer die reinſte Wahrheit, vorzüglich von jungen hübſchen Mädchen zu ſagen!“

„O das Läſtermaul!“ — rief Mathilde ihm zu — „Nun attakirt er ſogar Frau von Runolt, und thut, als ob es gar keine Eugenie Runolt gäbe, welche doch ſelbſt den ärgſten Demagogen zahm zu machen weiß.“

„Wieder ein fremder Name!“ — ſagte Otto. „Ich merke wohl, ich habe eine ganz neue Welt kennen zu lernen. Wer iſt denn Frau von Runolt?“

„Die Frau des — . . . Geſandten am . . . Hof“ — erwiederte Georg — „er hat es bequemer gefunden, die Gemahlin vorläufig bei uns reſidiren zu laſſen. Seit einem Jahre hat er den Briegſchen Garten am Thor, mit dem kleinen niedlichen Palais geerbt. Da wohnt ſie in Erwartung, daß er ſie nachkommen läßt, und macht einſtweilen ein angenehmes Haus, welches nicht ſo ſehr wegen

ihrer Liebhaberei, den Leuten fatale Dinge zu sagen, und alte Reise-Abentheuer zu erzählen, als vielmehr wegen der hübschen Tochter sehr frequentirt wird, deren blaue Augen und Rosenwangen es allenfalls — nicht wahr, Alfred? — mit den düstern Blicken der blassen Alma aufnehmen."

„Von unsern jungen Damen ist sie gewiß die liebenswürdigste" — sagte Alfred — „Wenn die Mama ihr nur nicht so schrecklich abgestorbene Grundsätze eingeprägt hätte. Hier ist noch ein groſes Bekehrungswerk vorzunehmen."

„Ja" — lachte Georg, und schlug dem Neffen auf die Schulter — „bekehrt werden wird Jemand; und das ist ein Ultra-Liberaler, der sich dereinst noch glücklich schätzen wird, seine demagogischen Nebel im Sonnenstrahl des reinsten Absolutismus hinschwinden zu sehen, und an der schönen Hand einer unumschränkten Herrscherin zum rechten Glauben überzutreten!"

Dieser Scherz wurde vom Ruf zur Abendtafel unterbrochen. Indessen ging es an derselben im nämlichen, nur noch lustigeren Tone fort. Die Residenz mußte ferner Revüe passiren. Otto erfuhr, daß seit der Abwesenheit des Erbprinzen und seiner Gemahlin ein Hof eigentlich gar nicht existire; daß der Kern der ersten Gesellschaft aus den bereits genannten Personen, und noch einigen bestehe, wohin man die Generalin Rawyl, ihren Bruder, den

Bankier Meltak, und den in **ſchen Dienſten ſtehenden mediatiſirten Prinzen Hugo von ** rechnen könne, der als der größte Gutsbeſitzer im Lande, wegen Eröffnung der Ständeverſammlung anweſend ſey, und alle Welt durch ſeine Anglomanie und andere Abgeſchmacktheiten ergötze. —

5.

Georg übernahm die Einführung ſeines Freundes. Der erſte Gang zum Miniſter fiel nach Erwarten ſehr befriedigend aus. Otto wurde mit der diplomatiſchen Artigkeit, welche zu nichts verpflichtet, empfangen, und erhielt die miniſteriellen Zuſicherungen, deren Kunſtwerth darin beſteht, keinen Inhalt, ſondern nur den Anklang bedeutender Phraſen zu haben, — gleich einer wohlausgeſtopften Puppe, die keine Knochen hat, und doch ausſieht, als ob ſie auf ihren wollenen Beinen ſtehen könnte.

„Sie werden ſich beim Oberlandesgericht legitimiren, und ſobald dieſes — woran kein Zweifel — die Gültigkeit Ihrer Anſprüche anerkennt; ſo iſt alles geſagt.“ —

„Sprechen Sie darüber mit dem Legationsrath Stahl, der ja Ihr guter Freund, und wahrlich in ſolchen Dingen ſo kompetent iſt, wie irgend jemand — Gut wär' es übrigens“ — ſagte er zu Otto — „Sie fänden einen Weg zur freundlichen Verſtändigung mit Ihrem Vetter. Das würde

Ihnen selbst einigen Verdruß, dem jungen Herrn vielleicht manchen dummen Streich, und uns allen viele Weitläufigkeiten ersparen. Ich wünsche nichts so sehnlich, als diese Sache vor Eröffnung der Ständeversammlung beendigt zu sehen, und Sie darin als unsern Gehülfen bei dem großen Werk, an der Ihnen gebührenden Stelle zu begrüßen."

Otto versicherte, wie sein Bestreben, ganz im Sinne des Ministers, nur dahin gehe, seinen Vetter zu gewinnen, wie er zu diesem Zweck kein Opfer scheue, und wie glücklich er sich schätzen werde, in jeder Hinsicht die gute Meinung Seiner Excellenz zu verdienen.

Der Geheimerath sah, nachdem die Freunde sich empfohlen, gegen die Thür hin, durch welche Otto verschwunden war, als wollte er sich im Rahmen derselben das Bild des interessanten Mannes festhalten — und sagte: „Den muß ich haben. Das scheint mir ein Segler, mit dem man nach allen Windstrichen durchkommt."

Herr von Glernau prätendirte, der feinste Menschenkenner zu seyn, und hatte sein Urtheil immer fertig, sobald nach gegebener Audienz die Thür sich hinter einer neuen Erscheinung schloß. — Das, sagte er, mache den Minister.

„Hinbegleiten will ich Dich zu Deinem Vetter" — sagte Herborn, als sie wieder im Wagen saßen — „und auch die großen Worte sprechen:

Das iſt Otto! das iſt Raimund! — Dann wirſt Du mir aber erlauben, zu verſchwinden. Meine Anweſenheit bei dieſer erſten gegenſeitigen Beſichtigung kann weder Euch nützlich, noch mir angenehm ſeyn. — Und fahre ſäuberlich mit dem Knaben Abſalon! — Du mußt ſelbſt geſtehen, es iſt kein Spaß, ſolch ein Hotel und was daran herumhängt, aufzugeben, und obendrein noch die Hand zu drücken, welche es uns entreißt.“

Sie rollten eben am Soltarſchen Hauſe vorbei, wie es ſich hinter einem geräumigen Hof breit und ſtattlich ausnahm mit dem Säulen-Periſtyl, dem großen Balkon, und dem flachen Kupferdach, über welchem die Pappeln des Gartens emporragten. — Otto betrachtete es mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Alle Jalouſinen waren geſchloſſen. Nur in einem Seitengebäude ſah man ein paar Fenſter mit Vorhängen und Blumentöpfen.

„Wohnt dort jemand?“

„Tante Judith.“

„Die Geſpenſterſeherin? — Mein Gott! Und das alte Tapetenſtück lebt noch? — Die will ja wohl hundert Jahr alt werden!“

„Sie legt es darauf an, und wenn ſie mit der Vervollkommnung ihrer Conſtitution im jetzt eingeſchlagenen Wege fortgeht, ſo erreicht ſie ihr Ziel. Sie hat nämlich ſeit ein paar Jahren Anfälle von totaler Blindheit, die gewöhnlich vier

Wochen dauern. Dann liegt sie vierzehn Tage still zu Bett — vierzehn Tage tappt sie herum, und wenn ihr die Augen wieder aufgehen, ist sie so fix wie eine junge Katze."

„Aber was macht unter der Zeit die Geisterseherei?"

„Die ruhet, wird aber nachher mit doppelter Wuth nachgeholt. Uebrigens hat sie jetzt wenig Gelegenheit, ihr schreckliches Talent zu üben; denn seit dem Tode Deines Vaters weicht ihr jeder Mensch auf tausend Schritt aus."

„Sie hat ihn doch wohl nicht vergiftet?"

„Nein, aber todt gemacht hat sie ihn doch. — Ein halbes Jahr vor seinem Ende sagte sie ihm den Tag voraus, an welchem er sterben würde."

„Und es traf ein?"

„Bis auf einen Tag. Elend war er freilich, und ohne Hoffnung zum Wiederaufkommen. Aber die Angst vor dem Tage hat auch geholfen. Und doch war der alte Herr so gutmüthig, das Ungethüm im Hause zu behalten. Ich glaube, er hoffte sie damit zu bestechen, daß sie den Termin hinausrücken sollte." —

„Wie geht es denn zu, daß sie noch darin wohnt?"

„Nun, barmherzige Rücksicht auf die alte Dame. Sie ist seit fünfzig Jahren mit dem Hause zusammen gewachsen. Man hätte sie nur mit Ge-

walt heraus gebracht. — Einige Leute mußten doch in dem großen Kasten bleiben, damit er nicht über Nacht weggetragen würde. Der alte Gärtner, der alte Kutscher sind als Wächter dieses Paradieses angestellt, und so kam es ja nicht darauf an, ob ein paar Zimmer mehr oder weniger in Gebrauch waren. Am Ende bezahlt sie gar einen Miethzins. O, die alte Seherin hat sich Thaler zusammen gespart. — Halte den Drachen nur hübsch warm, so bekommst Du seinen Schatz."

„Hm, sie konnte mich niemals ausstehen; und ich werde in ihrer Gunst wohl schwerlich gewachsen seyn."

„Sie war es doch, welche Deinem Vater immer versicherte, Du müßtest noch am Leben seyn, und ihn abhielt, ein Testament zu Gunsten Raimunds zu machen. Du weißt, der selige Papa war so abergläubisch wie ein Stock-Russe. Raimund hätte die alte Prophetin gern ins Tollhaus geschickt. So gern als er Dich nach Algier zurückschickte. Da sind wir vor seinem Hause. Nun mach' nur Deinen Frieden mit ihm. Und mach es kurz. Ich sehe dort seine Pferde herumführen. Er soll wohl mit dem Prinzen ausreiten."

Die erste Zusammenkunft zwischen den beiden Vettern war, man kann sich denken, wie schroff und peinlich! — Jeder wußte vom Andern, daß sein Gegner ihn zu allen Teufeln wünschte. Noth-

wendig aber war Otto's Stellung die unangenehmste. Er kam — allerdings nur um in sein gutes Recht einzutreten. Aber er kam, um Einen aus dem Besitz zu verdrängen, im Augenblick, da sich dieser bequem darin nieder zu lassen dachte. —

Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch Otto's Kopf, während er vor seinem Vetter stand. Nach den ersten Begrüßungsformeln trat eine fatale Pause ein. Otto sah, daß er vergebens ein einleitendes Wort von Jenem erwartete. Bei solchem Empfang schien es ihm nicht passend, sich in die öde Region hergebrachter Redensarten zu verlieren; sondern da Raimund ihn durch sein Schweigen gleichsam herausforderte, hielt er es für besser, die Attake unverzüglich zu beginnen.

„Sie scheinen durch meine Ankunft überrascht, und ich denke viel zu gerecht, um nicht zu begreifen, daß diese Ueberraschung keine angenehme seyn konnte."

Raimund versetzte: „Sie sind so gütig, mir ein schnelles Tariren Ihrer Person zuzutrauen, welchem doch erst ein gewisses Einräumen derselben vorhergehen müßte."

Otto fing auf dieses ungeschickte Tasten sogleich Feuer:

„Halten Sie meine Person etwa für einen Schatten? Ich bin sogleich bereit, Sie in jeder Hinsicht vom Gegentheil zu überzeugen."

Raimund lenkte ein: „Sie begreifen, daß ich in einer besondern Situation bin —"

„Das hab' ich Ihnen so eben erzählt —"

„Welche mir nicht einmal erlaubt, die eigentliche Géne derselben Ihnen sogleich bei der ersten Zusammenkunft zu entwickeln."

„Wer verlangt das? — Ich wahrhaftig nicht."

Raimund lauerte während dieser gespannten Unterredung auf jede Bewegung des Gegners. Der Glaube, daß er es mit einem Betrüger zu thun hätte, war bei ihm so fest gewurzelt, daß er trotz alles Zuredens nicht davon ablassen konnte. Die Wahrscheinlichkeiten, die Argumente, welche man ihm vorzählte, gingen an der letzten Zuflucht seines Eigensinns: „sagt, was Ihr wollt, ich bleibe dabei!" — wie ein Kugelregen an einer Felsenwand verloren. Was ihm auch über die in Otto's Briefen schon gegebenen durchaus zutreffenden Zeichen von der Aechtheit seiner Person gesagt wurde — — er versetzte stets: „laßt ihn nur erst kommen! Wenn ich ihn gesehen habe, erzähl' ich Euch nach der ersten Viertelstunde, wer von uns Recht hat. — Und daß ich der Rechthaber bin, sollt Ihr sehen — Ich werd' es Euch beweisen."

Jetzt stand er dem bezweifelten Vetter schon beinahe eine halbe Stunde gegenüber — und hatte nichts zu erzählen, fand nichts zu beweisen.

Im Gegentheil mußte er mit betrübtem Herzen einräumen, daß manches Zeichen, woran er den wahren von einem Pseudo-Vetter zu unterscheiden gewiß seyn wollte, bei der vor ihm stehenden Räthselfigur für die Aechtheit derselben sprach.

Raimund hatte einige Jahre weniger als Otto. Zur Zeit des russischen Kriegs war er ein zwölfjähriger Knabe. Aus diesem Alter also datirten seine Wahrnehmungen. Von großem Gewicht konnten sie nicht seyn. Indessen ist bekannt, wie scharf manchmal ein Kinder-Auge auf Dinge merkt, deren bloßes Sehen man ihm kaum zugetraut hätte, und wie fest die Erinnerungen aus solchen Observationen im Gemüth haften. — Dergleichen Dinge nun waren es, worauf Raimund sich verließ. Hier dachte er, irgendwo einen Faden zu erhaschen, an dem er sich in seine Aufgabe hinein spänne, und dann wollte er den Knäuel schon abwickeln.

Einmal glaubte er einen Punct zu haben, wo er sagen konnte: da fehlt es! —

An seinem Vetter war ihm stets die besondere Gewohnheit auffallend gewesen, daß dieser, wenn er sich über etwas tief innerlich ärgerte, und doch den Verdruß verbergen wollte, den Mittelfinger der rechten Hand der Länge nach auf das rechte Auge legte, die Spitze desselben in den Augenwinkel gedrückt. Nach einer Weile fuhr er dann langsam mit demselben Finger über die linke Augenbraune

bis in die Höhlung des linken Ohrs — und dann plötzlich von da mit der flachen Hand rasch über die Stirn zurück, bis hinter's rechte Ohr, als wenn er die Sache aus dem Kopfe wegwischen wollte.

Dergleichen sind Kleinigkeiten, aber es sind Dinge, woran wir einen Menschen, wie an seiner Stimme, wie am Zug seiner Handschrift, wie an der Manier seines Lachens, Hutabnehmens, zu Pferdsteigens, Schrittschuhlaufens u. s. w. erkennen.

Raimund hatte zum Theil, um jene kecke Behauptung wegen „der ersten Viertelstunde" wahr zu machen, den Ankömmling so schlecht empfangen. Er wollte ihn sogleich erzürnen, um den Erfolg zu sehen — Und, wie gesagt, er triumphirte schon. Trotz allen sichtlichen Aergers machte Otto keine Anstalt.

Da haben wir Nummer Eins zu meinen Betrugs-Indicien! — dachte Raimund. Aber seine Zeichendeuterei an diesem Sternhimmel war keine erfreuliche; sie bewies gegen ihn. Denn bei Otto's Worten: „Wer verlangt das? Ich wahrhaftig nicht!" — war auch die Gesticulation da, und mit einem à tempo, welches den Beobachter in Verzweiflung setzte. — Er mußte die Gedanken-Nummer Eins wieder ausstreichen.

Das verdrießliche Gespräch schlich wie ein überladener Wagen in grundlosem Lehmwege. Jeder

griff begierig nach einer Wendung, die solcher Qual ein rasches Ende machen könnte.

Raimund erwischte sie glücklich mit den Worten: — „übrigens bedarf es ja zur Erledigung solcher Sachen keiner persönlichen Discussion — Die Formen und Wege sind durch das Gesetz vorgeschrieben, und der Termin, auf welchen Sie vorgeladen sind, ist schon am Ende der Woche."

„Sollte ich Ihnen dort begegnen" — sagte Otto — „so wünsche ich bis dahin und weiter wohl zu leben!" —

Wenn er jetzt der Rechte ist, dachte Raimund, so muß er nach diesem Wort mit dem linken Zeigefinger stark auf den Mittelpunct der Hutkapsel aufstoßen, dann den Hut umdrehen, die Handschuhe hineinwerfen, den Hut schnell hinterm Rücken bis an den linken Ellbogen hinumschlagen, trotzig mit dem Kopfe nicken, auf der Stelle kehrt machen, und zum Zimmer hinausfahren.

Und siehe da! — Zeigefinger — Handschuhe — Ellbogenschlag — Rechtsumkehrt — Abmarschirt! Wie auf Kommando.

„Am Ende ist der Satan es doch!" brummte Raimund hinter ihm drein.

Otto fuhr zum Legationsrath Stahl, wo Herborn ihn zu erwarten versprochen hatte. Er fand einen lebhaften Mann von mittleren Jahren. Rasches Wesen, Eleganz in Betragen und Kleidung,

warme Theilnahme an Allem, was ein geistiges Interesse gewährte, ließen ihn zehn Jahr jünger erscheinen, als er wirklich seyn mochte. Nachdem er mit seinen klugen Augen die ihm vorgelegten Papiere durchgesehen, bemerkte er, man könnte sie zwar nicht als entscheidende Documente betrachten, doch wären sie in Otto's Händen, und Eins vom Andern unterstützt, bedeutend genug. Indessen rieth er, wie der Minister, zu einem versöhnlichen und gewinnenden Benehmen gegen Raimund. Er nannte ihn eine hartnäckige zähe Natur; es stecke zwar eben kein Geist, aber doch eine gewisse Pfiffigkeit darin, welche die Stellen zum Verwunden und Schaden trefflich auszusuchen wisse — dazu sey er des Prinzen Arnold Günstling, eine bedeutende Person in der von dem Prinzen, der Gräfin Dolm, Frau von Runolt und dem Hofmarschall geleiteten Clique; und diese Gesellschaft werde dem Baron genug Verdruß machen. Endlich müsse man doch auch einräumen, daß Raimund sich gegen Otto's Vater stets wie ein Sohn benommen habe, und wenn der alte Baron ein Testament gemacht hätte, in diesem gewiß reichlich bedacht seyn würde.

„Das eben war der Schlüssel zu seinem kindlichen Betragen" — sagte Herborn. — „Nichts als Erbschleicherei. Wir kennen ihn ja. Der setzt nicht eine Tasse von einer Stelle auf die andere,

er reitet nicht links oder rechts über den Markt, ohne eine Absicht zu haben."

„Ich gebe zu," — versetzte Stahl — „daß alle Motive zu seinen Handlungen kleinlich sind. Aber eben weil wir ihn so kennen, und schwerlich umgestalten werden, müssen wir ihn nach seiner Art behandeln. Und ihm ist am Ende leicht beizukommen."

„Doch muß er mir erst noch etwas mürbe werden" — sagte Otto — „denn gegen ein solches Betragen wie sein heutiges, hab' ich, wenn es wieder kommt, gewiß keine Geduld, sondern allenfalls einen Degen."

Das, meinte Stahl, würde sich geben, da Raimund seinen Mann nun kennen gelernt hätte — und es fände sich wohl eine Gelegenheit, ihm das Unpolitische dieses Trotzes begreiflich zu machen.

Indessen gab und fand sich vorläufig nichts. Raimund blieb bei seinen drei Augen. Er gab sogar dem Minister, dem er einige Tage nachher in einer Gesellschaft begegnete, anmaßend genug zu verstehen, wie er sich nicht wenig über die zuvorkommende Aufnahme wundern müsse, welche der freche Erbschafts-Prätendent im Hause des Geheimeraths erfahren habe.

Glernau erwiederte, er habe über die Art, wie er Besuche empfange, bis jetzt noch keines Raths bedurft, und werde am wenigsten nach den Ansichten

des Herrn Rittmeisters fragen, der bei seiner weltberühmten Klugheit doch im Begriff sey, sich entsetzlich zu blamiren — —

„Nehmen Sie es" — setzte er hinzu — „als einen letzten Beweis meiner Freundschaft für Ihren verstorbenen Onkel an, wenn ich Ihnen wohlmeinend rathe, Ihre Opposition aufzugeben. Was mir der Legationsrath Stahl von den Papieren des Barons erzählt hat, scheint ganz gemacht, Ihre Träume vollends zu zerstören. — Sein Lieutenantsbrevet vom französischen Kriegsminister — Atteste und Pässe aus dem Generalstab des Generals Bourmont; Briefe und andere Pässe vom . . . . schen Gesandten in London — und mehr dergleichen — dazu seine Unterschrift unter der Vollmacht, welche er für seinen Advocaten ausgestellt hat, und die mit seiner von Ihnen selbst anerkannten Handschrift in den Londoner Briefen auf's genaueste übereinstimmt — Hundert andere Dinge, welche zusammenkommen, was wollen Sie dagegen machen? — Keinem Menschen fällt ein Zweifel ein. Sie sind der Einzige. Allerdings, Ihnen kommt die Sache am nächsten. Sie ist unangenehm, aber nicht zu ändern; und so dächt' ich, Sie suchten ein Arrangement mit Ihrem Vetter, so lange es noch Zeit ist. Er scheint ein sehr kluger und wohldenkender Mann zu seyn; mit dem wenigstens i ch an Ihrer Stelle, mich nicht so geradezu überwerfen würde. Geben Sie Acht,

welchen Weg der in der öffentlichen Meinung machen wird! — Sie glauben nicht? — Nun, Sie werden an mich denken."

Raimund verlachte die ministerielle Prophezeihung, und wirklich hatte Otto manche Momente, in welchen es schien, als ob er viele Mühe haben würde, sie wahr zu machen. Er fand namentlich in dem pflichtmäßigen Frohndienst der Präsentationen bei den vornehmsten Puissancen und Celebritäten mancherlei zufällige Versagungen und Schwierigkeiten, welche genau betrachtet, so rein zufällig eben nicht seyn mochten. — In einer kleinen deutschen Residenz ist eine Partei, mit einem Prinzen vom Hause an der Spitze, eine schreckliche Sache für den, welcher gegenüber steht, und sie bekämpfen soll.

Nach einigen diplomatischen Verhandlungen, welche Glernau mit Eifer und Gewandtheit führte, erhielt Otto eine Audienz beim Prinzen Arnold.

Die große Ceremonie schrumpfte jedoch unter den hastigen Händen des Prinzen in einen sehr kurzen und kargen Inbegriff fürstlicher Repräsentationsfragen und ihnen entsprechender Antworten zusammen. Beide Theile waren zufrieden, als der Act beseitigt war. Indessen sagte der Prinz doch nachher zum Rittmeister: „Wenn Sie jemals Unrecht gehabt haben, so ist es hier. Die Manieren der feinen Welt sind Ihrem Antagonisten zwar nicht sehr geläufig — dergleichen lernt sich denn

auch weder bei den Kosacken noch im Bagno von Algier — Aber von Adel ist er durch und durch — das hab' ich gleich weg. Und ich wünschte doch, Sie wären mit ihm auf einem guten Fuß. — Der — ehe ein Jahr vergeht — hat er Flügel an Händen und Füßen!"

Jeder von uns hat wohl in seiner Laufbahn Tage durchwandert, wo er sich in neuen Verhältnissen einheimisch zu machen hatte, und für einen größern oder kleinern Kreis der Centralpunct allgemeiner Neugierde war. Und Mancher hat wohl, wie Otto, am Beschluß dieser größtentheils unergötzlichen Arbeit gefunden, daß, hätte sie nicht gethan seyn müssen, es kaum der Mühe werth gewesen wäre, sie anzufangen.

Wird mir denn nirgends ein Ersatz werden für all das insipide Volk, dem ich mich wie ein Wunderthier zum Beschauen Preis geben muß? rief er fast jedesmal, wenn er wieder ein Haus verließ, wo er dieselben Empfang-Manoeuvres zum hundertsten Mal gesehen, dieselben Redensarten zum tausendsten Mal gehört hatte.

Endlich fand er den Ersatz, und zwar, wo er ihn nicht erwartete: bei der Generalin. In den Häusern der Gräfin Dolm, der Frau von Runolt,

hatte er nur Karten los werden können. Es schien, als ob sie wirklich seinen Vetter an ihm rächen wollten. Selbst die berühmte Alma war ihm noch nicht sichtbar geworden, und so blieben die interessantesten Damen seiner Vaterstadt für ihn bis weiter noch lauter unbekannte Größen.

Die Generalin Nawyl bewohnte in dem Hause ihres Bruders, des Banquiers Meltak, eine schöne Etage. Sie war nicht blos wegen ihrer Bälle und Soupers für die Gesellschaft, sondern auch außerhalb derselben für ihre Freunde eine interessante Frau.

Obgleich schon einige Jahre Wittwe, war sie noch weit von der Periode, welche man un certain age nennt — Warum certain? Wahrscheinlich aus Spott, weil nichts unbestimmter ist, als eben dieses gewisse Alter. Auch brauchte sie in ihrem Hause noch keine Bälle zu geben, damit sie in andern Häusern zum Tanze aufgefordert würde. Und endlich konnte sie die aufblühende Schönheit eines achtzehnjährigen Mädchens betrachten, ohne neidisch zu werden, und sich mit der christlichen Bemerkung zu trösten: sie hat ein paar hübsche Augen; wie Schade, daß sie schief und eine Gans ist!

Otto mußte bekennen, daß ein so origineller Empfang, wie bei dieser kleinen zierlichen Quecksilber beweglichen Frau, ihn noch nirgends begrüßt hatte.

Kaum war er mit Alfred in's Zimmer getreten, und ihr von ſeinem Begleiter mit Vor- und Zunamen gehörig rapportirt worden, als ſie, die niedlichen Hände zuſammenſchlagend, ausrief:

„Ach, Sie beklagenswertheſter aller Barone! Sie kommen von Conſtantinopel, von Algier, von London, in unſer langweiliges Neſt! — Schweigen Sie mir ſtill! Hören Sie mich an! (ſie ſprach nicht zwei Worte ohne dieſe Redensart, bei der ſie übrigens weder an Stillſchweigen noch Anhören dachte) — Daß Sie bei den Koſacken und den Afrikanern nicht umgekommen ſind, iſt ein Wunder, aber wenn Sie hier nicht vor Langeweile umkommen, ſo iſt das Wunder noch viel größer, und wenn ſie nach ſechs Wochen nicht aus tiefſtem Herzensgrunde ſeufzen: Ach wär' ich doch wieder in Algier! ſo ſind Sie die geduldigſte und genügſamſte Perſon von der Welt!"

„Da Sie Ihre Lebhaftigkeit und Laune in dieſer langweiligen Atmoſphäre doch eine viel längere Zeit und ziemlich gut conſervirt haben" — verſetzte Otto — „ſo hoffe ich, mir ſoll Aehnliches gelingen."

„Ja, wir armen Dinger ſind nun einmal zum Aushalten und Dulden geboren! Und wer, ſo wie ich, von der Erde nicht viel mehr kennt, als ein paar Dutzend Meilen um dieſen unſern Mittelpunkt der ganzen civiliſirten Welt, der ergiebt ſich auf die

Länge ins Unvermeidliche — Aber Sie! — Ein Mann wie Sie, einer von den Herren der Schöpfung, der nur die Hand ausstrecken darf —"

„Ein schöner Herr der Schöpfung!" — lachte Otto — „der mit Mühe aus dem Bazar von Algier losgekommen ist."

„Ach, es ist wahr! Ja, das muß deliziös gewesen seyn! Erzählen Sie mir doch von den Mauriſchen Frauen. Es heißt ja, ſie wären wunderſchön und ſo bezaubernd lieblich! — Hätten Sie doch Eine entführt! Oder ſich von einer ſchönen Sultanstochter aus dem Kerker retten laſſen! Das wäre noch intereſſant geweſen! — Aber ſo auf ganz gewöhnlichem Wege wieder zu kommen — ich weiß nicht — —"

„Mir ſcheint doch, gnädige Frau, der Weg iſt kein ſo ganz gewöhnlicher. Der abgeſetzte König von Frankreich hat eine Armee von 60,000 Mann und vierhundert Schiffe daran wenden müſſen, um mich zu befreien. Und am Ende hatte er nicht einmal die Satisfaction, daß ich ihm meine gnädigſte Zufriedenheit bezeigte. Im nämlichen Augenblick, wie ich in Calais, ſtieg er in Eulworth an's Land."

„Es iſt recht einfältig von ihm" — ſagte ſie —

„Daß er ſich hat abſetzen laſſen?" — fragte Alfred.

„Nein; das ist schon recht. Da giebt's doch endlich einmal wieder etwas Neues in der Welt — Aber hätte der einfältige Mensch nicht seinen Weg über *** nehmen, und hier unter meinen Fenstern vorbeifahren können."

„Sie hätten ihm zu Ehren" — sagte Otto — „gewiß aus jedem Fenster eine dreifarbige Fahne wehen lassen?"

„Nein. Die drei Farben sind' ich entsetzlich, blau, roth und weiß — bunt wie eine Bauernhochzeit! Welch ein geschmackloser Geschmack! — Bisher hatte ich noch immer so eine Art von Respect vor den Franzosen. Aber jetzt veracht' ich sie!"

Otto horchte hoch auf. Alfred hatte ihm die Frau als die entschiedenste Liberale geschildert.

Sie merkte sein Stutzen, nahm eine ernsthafte Miene an und fuhr fort:

„Nach vierzig Jahren wieder auf dieselben altmodischen Farben zurückzukommen! — Welche Armseligkeit! Hatten die Menschen nicht so viel Phantasie, drei neue Farben zu wählen!"

„Die wären aber doch auch" — sagte Alfred lachend — „vor vierzig Jahren schon gewesen."

„Nun, dann mußten sie drei ganz neue Farben erfinden. Wenn man ein ganzes Königreich neu macht, wird man doch auch wohl drei neue Farben machen können!"

Otto ging jetzt auf denselben Ton ein, und sagte: „Wie mögen Sie nur so über Politik sprechen! — Die französische neue Revolution scheint wirklich in Deutschland, besonders bei den Damen tiefe Wurzel geschlagen zu haben, und wir erleben erster Tage eine, die von ihnen ausgeht — dann kommt die Amazonen-Regierung — ich empfehle mich im Voraus zu Gnaden."

„Schweigen Sie still! — Hören Sie mich an! Ich glaube wirklich ernsthaft, es ist das einzige Mittel, der Welt zu helfen. Lassen Sie uns nur einmal erst ostensibel, officiell, so recht en évidence am Ruder sitzen! — Sie wollen sich recommandiren? Wozu denn etwa?"

„Nun, wenn Sie als künftige Regentin irgend eines halben Welttheils in Ihrem Staat, an Ihrem Hofe die Stelle eines Groß-Nichtsthuers zu besetzen hätten, so glaube ich, diese Rolle mit einigem Erfolg spielen zu können."

„Ist mit allen übrigen hohen Kronämtern schon vergeben. Das Nichtsthun behalt' ich mir selbst vor. Meine Großsprecherin wäre Frau von Runolt; Reichskanzlerin und zugleich Ceremonienmeisterin Fräulein Eugenie; und Generalfeldmarschallin könnte Niemand anders seyn, als Fräulein Alma, welche zugleich ihr schon jetzt rühmlich verwaltetes Amt, alle Männer zur Verzweiflung zu bringen, im ganzen Umkreis meiner Staaten mit

unbeschränkter Machtvollkommenheit auszuüben hätte. — Schweigen Sie still! Sagen Sie, Herr Baron, finden Sie nicht, daß ich meine Chargen vortrefflich zu vertheilen weiß?“

„Ich zweifle keinen Augenblick; obgleich ich die Talente dieser Damen aus eigener Ueberzeugung noch nicht zu würdigen vermag, da ich bis jetzt sogar des Glücks entbehre, sie nur von Ansehen zu kennen.“

„Was? — Schon seit acht Tagen in der guten, ja, besten Stadt unsers Reichs, — und haben Eugenie und Alma noch nicht gesehen? Wie können Sie in solchem Widerspruch mit Ihrer Existenz leben?“

„Mein Daseyn besteht aus solchen Widersprüchen. Wie hätte ich sonst bis zum heutigen Tage ohne den Sonnenschein Ihrer Blicke gelebt?“

„Bravo! Sie haben sich, wie ich merke, am Hofe zu Algier auf gute afrikanische Wendungen gelegt. — Ich könnte Sie doch künftig am meinigen wohl als Introducteur des ambassadeurs d'Egypte et de Maroc anstellen.“

„Ich leiste im Voraus meinen Huldigungseid.“

„Thun Sie das — schweigen Sie still — und lassen Sie mich für einen Abend zugleich Ihr guter Genius seyn, der Ihr böses Geschick reparirt. Ich kann es nicht länger dulden, daß Sie in Ihrem

Heidenthume beharren, worin Sie eine von den Millionen Schönheiten des mahometanischen Paradieses oder eine persische Peri verehren. Sie müssen sich bei uns zur Anbetung christlicher Engel bekehren. — Uebermorgen geb' ich einen Ball. Sie sind zum Voraus eingeladen, und sollen die Sonne und den Mond an meinem Himmel kennen lernen. Ich hoffe mit Glück an Ihrer Bekehrung zu arbeiten."

Sie hatte dies Wort kaum ausgesprochen, als der Hofprediger Blog angemeldet wurde, und hereintrat. Ein wohlgebildeter stattlicher Mann mit einem glatten und rothen Gesicht — der seinen Herrgott mit zierlichen Manieren verehrte, und den Geruch der Heiligkeit, in welchem er vor den Frommen wandelte, zu Zeiten sehr geschickt mit dem Parfüm aufgeklärter Nachsicht für die Sünden vornehmer Weltkinder überduftete.

Er war in allen Häusern der ersten Rangclassen ein gern gesehener Mann. Denn erstlich gehört es doch selbst in den Häusern, von denen der Himmel nichts weiß, zum guten Ton, mit dem Schöpfer in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen, zweitens ward der Hofprediger von den Prinzen protegirt, welche in die Kirche gingen, um dem Volke zu zeigen, daß sie an Gottes Gnade glaubten, und drittens kam der Hofprediger überall herum, erfuhr alle Neuigkeiten zuerst, und hielt es für

ſeine Pflicht, ſtets ein Verkündiger der wunderbaren Begebenheiten des täglichen Lebens zu ſeyn, in deren Fügungen er den Finger Gottes zu verehren und zu zeigen wußte.

„Sie kommen wie gerufen!“ — lachte die Generalin dem geiſtlichen Hofmanne entgegen. „Wir ſind hier eben an der Heidenbekehrung — Ihre mächtige Rednerzunge wird mir in dieſem Gott wohlgefälligen Werke gewiß beiſtehen. —“

Sie erzählte ihm, wovon die Rede war. Er ſchlüpfte mit dem ſichtlich behaglichen Selbſtgefühl eines gewandten Mannes in den Scherz hinein, und das Geſpräch flatterte noch eine Weile auf dieſer Bahn fort, bis die Ereigniſſe des Tages an die Reihe kamen, und Herr Blog erzählen konnte, daß in voriger Nacht Prinz Hugo aus dem Bade zurückgekehrt wäre.

„Angenehme Nachricht für meinen Ball!“ — ſagte die Generalin — „der Aufgang dieſes Geſtirns wird hoffentlich auch die Gräfin Dolm wieder aus ihrer Zurückgezogenheit von der Welt hervorlocken. Die Gute lebt doch wohl noch?“

Der Hofprediger wußte das Neueſte von ihr zu erzählen, nämlich, daß ſie geſtern in der Kirche geweſen. Dieſer bedeutenden Nachricht folgten eine Menge von geringerem Belange, deren Vortrag Otto und Alfred nicht abwarteten.

„In dem" — sagte die Generalin, als Otto das Zimmer verlassen hatte — „steckt ein Halbgott oder ein Teufel. Welche Menschenverachtung sitzt auf diesen Lippen! — Haben Sie je solche Augen gesehen?" —

„Die" — sagte Otto draußen zu Alfred — „hat in ihrem Köpfchen eine Million kleiner Teufel, mit denen sie gewiß recht im Ernst die Welt regieren möchte."

„Es sind nur Knallbonbons!" — versetzte Jener — „sie ist die gutmüthigste Frau — aber an Independenz eine determinirte Hexe. Der Legationsrath allein kann sie einigermaßen bändigen."

Der Ball der Generalin war eine Zauberwelt — Treppe und Vestibüle künstliche, wundersame, bezaubernde Mondscheinlauben. — Der Salon ein Firmament von Glanz und Herrlichkeit, die anstoßenden Zimmer und Boudoirs hatten die Physiognomie entzückender orientalischer Wunder-Mährchen, und die Gesellschaft war eine Musterkarte abendländischer Wunderlichkeiten, in denen gar kein Entzücken, dagegen ein unermeßlicher Schatz aller der Abgeschmacktheiten zu finden war, die in der Elite des Menschengeschlechts einen so wesentlichen Platz einnehmen, als die Affen in der Naturgeschichte.

Das Gedräng um die schönen Tänzerinnen nahm zu; die Walzer folgten rasch auf einander;

die Freunde des Hauses sorgten für Räumung des großen Saals, indem sie die unbeschäftigte Uebervölkerung desselben durch zweckmäßige Anlegung von Spiel-Colonien in den angränzenden Zimmern zu beseitigen wußten; das Verhältniß der Herren und Damen war in Beziehung auf die Trägheit der ersteren und Tanzlust der letzteren richtig calculirt, der Ball fing an, eine animirte Physiognomie zu gewinnen, und Alles war schon Geräusch und Luft, als in der Fluth eines aus dem Vorzimmer hereinrauschenden Schwarms auch Baron Soltar in den Saal eintrat.

Er hatte einige Mühe, sich bis zur Generalin durchzufinden, welche ihn mit einem freundlichen Vorwurf über sein Spätkommen empfing und hinzusetzte: „Sie verscherzen Ihr Glück; denn Sie werden schwerlich jetzt noch zu einem Tanze mit den schönsten Sternen dieses Freudenhimmels gelangen, den ich übrigens zu bewundern bitte."

„Ich? — Und Glück?" — sagte er mit einem bittern Lächeln — „Es wäre das Erstemal in meinem Leben, daß diese beiden widersprechenden Dinge sich begegneten."

Sie sah ihn verwundert an, und bemerkte, daß sein Blick dunkler war, und seine geistreichen Züge einen tiefern Schmerz aussprachen, als sie bei der ersten Betrachtung derselben darin gefunden hatte. Im Begriff etwas zu erwiedern, ward sie

vom Prinzen Arnold angeredet, der ſie zur eben anfangenden Françaiſe zu holen kam. Er warf dem Baron einen vornehm kalten Gruß zu, und ſchlüpfte mit ſeiner ſchönen Tänzerin durch das Gedräng, welches ſich ſchon um die verſchiedenen Tanzgruppen verſammelte.

Otto fühlte ſich unausſprechlich einſam. Es war das erſte Mal ſeit ſeiner Heimkehr in die europäiſche Welt, ja eigentlich wohl das erſte Mal in ſeinem Leben, daß ihn ſolch ein feſtliches Gewühl umgab. All' dies Kommen, Gehen und Treiben, wie es auf Sehen, Finden, Geſehenwerden, Gefallen und Bewunderung berechnet, durch einander zog — — was war für ihn in dieſer Rechnung? — Und was war er ſelbſt darin? Eine Null. — Ihm lachte kein Blick, ihm ſchlug kein Herz entgegen. Er war ein Gegenſtand des Unwillens für manchen Tonangeber und deshalb ein Gegenſtand der Schadenfreude für die Menge. Dieſe Gedanken, mit denen er ſeine Tage zubrachte, überfielen ihn beim Eintritt in das kerzenſtrahlende Haus, mit doppelter Gewalt, und faſt wäre er noch auf der Treppe umgekehrt. Nur ſein Stolz trieb ihn vorwärts — Ich will ſie ſchon zwingen! — dachte er — Und einmal muß ich ja den Anfang machen! — Aber gegen die Finſterniß, welche auf ihm laſtete, rang er vergebens; das Gewölk floß immer wieder zuſammen. Wohin er blickte, die Höhe von Dover und eine blaſſe blutige

Gestalt schwebten überall vor seinen Augen. Und wie er jetzt alle die unbefangene Jugend umherschwärmen sah, schüttelte ihn der Gedanke an den Contrast jener einsamen Klippe dort und dieser bunten Scene voll Lebenslust und Frohsinn; und er träumte sich weiter aus, welchen Effect es gehabt haben möchte, wenn dort plötzlich der um den Zweikampf schwebende Abendnebel wie ein Vorhang in die Höhe gegangen wäre, und der ganze strahlende Ballsaal dem mörderischen Handgemenge zugesehen hätte. — Wenn man uns Allen wie wir hier sind, die Masken und Schleier, welche unsre Thaten und Gesinnungen verbergen, abrisse, und die Menschen sich alle einmal sähen, wie sie wahrhaftig sind! — Eine Höhle voll Schlangen, Skorpionen, Tiger und Affen müßte viel liebenswürdiger seyn!

Er riß sich gewaltsam los von diesen schwarzen Gedanken, und trat zur nächsten Française, welche von einem drei- und vierfachen Kreise bewundernder und neidischer Zuschauer so eng eingeschlossen war, daß die tanzenden Paare sich kaum bewegen konnten. Und hier war Stoff zu Bewunderung und Neid. Die vier schönsten — (oder weil das eine Geschmackssache ist, worin wir denn lieber kein Urtheil und keinen Superlativ aussprechen wollen) — die vier interessantesten Damen des Balls standen einander gegenüber. Es war, als hätten sie sich um Wettkampf in Schönheit, Eleganz und Grazie

herausfordern oder jeden der umstehenden Herren in die Verzweiflung einer Paris-Rolle stürzen wollen. Aber gegen die Sache, welche hier zur Entscheidung stand, konnte das Gutachten des trojanischen schafhütenden Kronprinzen nur für eine Kinderei gelten. Erstlich war hier eine ganze Nummer mehr; zweitens hatte jene Königliche Hoheit es mit drei Göttinnen zu thun, welche, wenn die Fabel recht erzählt, nur sehr simpel costümirt, und also in sofern leichter zu ästimiren waren, als vier Damen, zu deren Ich und Person man entweder alle die Spitzen, Blumen, Bänder, Juwelen, Corsets, durchbrochenen Strümpfe, seidenen Schuhe und die ganze Ausstattung hinzurechnen und mit in Anschlag bringen, oder in Gedanken davon abziehen muß, was schon ganz besondere Geschicklichkeit in solchen verwickelten Rechnungsexempeln voraussetzt. Und endlich tanzten auch die Göttinnen auf dem Ida nicht, sondern sie standen nur ganz still und natürlich da, und ließen sich besehen. Unsere vier Damen aber tanzten — und wie! — Eine vollgültige Antwort zu bekommen, hätte man wohl einen Balletmeister befragen müssen. Die Gesellschaft war getrennter Meinung, indessen wurden nur Ansichten mitgetheilt, keine Gründe, und die verschiedenen Parteien zeigten sich von ziemlich gleichem Stück.

„Wer sind denn die bewunderten Schönheiten?" — fragte Otto den Legationsrath Stahl, über

deſſen Schulter er zwiſchen zwei Vordermännern hindurch einen Blick in das Allerheiligſte werfen konnte — „Die roſenrothe Generalin iſt die Einzige, welche ich davon kenne.“

„Die prächtige Gelbe“ — verſetzte Stahl — „iſt Gräfin Dolm, die ſchöne Himmelblaue Fräulein Runolt, und die intereſſante Weiße Glernau's Alma.“

Glernau's Alma! — Hier alſo endlich kam ihm das berühmte Weſen zu Geſicht.

Mit einer Geſchicklichkeit, als hätte er Jahre lang die Taktik der Londoner Routs und Pariſer Feten ſtudirt und practiſch geübt, wußte er ſich in die vorderſte Linie durchzuwinden. Hier ſtand er gefeſſelt, verſunken, ganz Auge. Das Schauſpiel hatte wirklich etwas Bezauberndes, und hier auf den erſten Blick eine Wahl zu treffen, war keine kleine Aufgabe.

Als eine voll und üppig blühende Schönheit übertraf die Gräfin wohl die Andern. Dieſe flammenden, Alles verlangenden, Alles verſprechenden Blicke aus den ſchwarzen Augen, wie ſtechende verſengende Pfeile gingen ſie gerade ins Herz. Und wie lieblich lächelten die ſüßen Lippen dazu: es ſey ſo ſchlimm nicht gemeint, man ſolle ſich dem Feuer nur ausſetzen, ſo zu verbrennen ſey ein Himmel —!

In Zierlichkeit der Gestalten und Leichtigkeit der Bewegungen standen die Generalin und Fräulein Runolt so genau auf derselben Linie, daß hierin auch nicht eine Idee von Mehr oder Weniger der Einen oder Anderen zugetheilt werden konnte. Aber auf Eugeniens Wangen, Hals und Schultern lag ein Hauch ein Duft, durch welchen eine Rosenfarbe schimmerte! — Die Stirn und hellen Augen hatten eine Klarheit, das blonde Haar eine Farbe, und ihr zurückgezogenes aber freundliches Wesen eine Anmuth — ! — Die Lebhaftigkeit der Generalin war hinreißend, aber, wenn sie diese aufs Glänzendste geltend zu machen, und überhaupt aus ihrer Stellung einer jungen Wittwe alle möglichen Vortheile zu ziehen wußte, so lag dagegen in Eugeniens mädchenhafter Stille ein Reiz, lieblich wie junge Morgenluft.

Und Alma? — Neben ihr schien es, als ob die andern Schönheiten alle keine Seele hätten — als ob in ihr allein geistiges Feuer lebte, als ob dieses magische Licht aus ihrem Innern durch ihre Augen, ihre Wangen, durch das Spiel ihrer schönen Hände und Füße, durch jede Bewegung ihrer bewundernswerthen Gestalt hervorleuchtete. Ihr tief dunkelblaues Auge, gewöhnlich etwas träumerisch gesenkt, schoß nur dann und wann einen Blitz, — aber dann war es auch ein solcher, der plötzlich einen ganzen Nachthimmel mit blendender Tages-

helle übergießt. Um ihre feinen Lippen — deren Nachahmung gewiß eine bedenkliche Aufgabe für den geſchickteſten Künſtler geweſen wäre — zuckte häufig eine Bewegung, es war, als wenn ein ſchneller Gedanke ſich in einem Wort Luft machen wollte — aber die Regung ward immer eben ſo raſch unterdrückt. Man ſah es dem Munde an, daß dieſe Anſtrengung nicht ohne Schmerz abging; und zwiſchen den ſchön gezogenen Augenbraunen lauerte ein Ausdruck, welcher dieſem Schmerz treu wie ein Echo antwortete. Aber ihr Tanz! — Jeder Schritt, jede Neigung des Körpers, jede Wendung des Halſes war Seele und Nerv. In dem zarten Körper war ein feuriges Leben, eine jugendliche Kraft — gemildert durch Anmuth, gebändigt durch Sitte — — wie ein edles Roß nie vortheilhafter erſcheint, als wenn ſein brauſender Muth ſich zum Tact ruhig ſtolzer Bewegung mäßigt.

Es iſt nicht zuviel von ihr geſagt! — dachte Otto. Aber das ſchöne Mädchen mit aller der wunderſamen geiſtigen Macht, wirkte auf ihn nur wie ein meiſterhaft vollendetes Prachtgefäß, angefüllt mit einem von feindſeligen Dämonen gemiſchten Trank — welcher jede Liebesregung im Keime zerſtört. — Ein Diamant! — ſagte Otto bei ſich — — kalt, klar und ſchneidend.

Es war, als hätte ſie in dieſem Moment ſeine Gedanken errathen. Zufällig in einer Pauſe des

Tanzes sah sie zu ihm herüber. Ihr Blick faßte den seinigen auf, und hielt ihn eine Weile fest. Sie betrachtete ihn aufmerksam, ja neugierig — dann sah sie eben so genau und eben so lang auf ihr Armband — nachher eben so genau und eben so lang ihrem Tänzer ins Auge, der sie mit der wichtigen Nachricht von zunehmender Hitze des Saals überraschte — Als sie nachher in flüchtiger Beschauung der Menge jenen merkwürdigen Kopf mit dem trotzig krausen Haar, den brennenden Augen, dem geistreichen Hochmuth auf Stirn und Lippen, wieder suchte, war Otto verschwunden.

Der Tanz war geendigt. Einige Rudel junger Mädchen rauschten nach der Ecke des Saals, wo sie meistens zusammen hockten, einige junge Ritter ihnen nach; die andern zogen auf ihren schweigsamen Observationsposten, mehrere Gruppen von Herren und Damen zerstreueten sich durch die anstoßenden Zimmer. — Otto stand in einem derselben nicht weit vom Spieltisch der Frau von Runolt — Auffallend durch ihre bunte Kleidung und eine Toque von wunderbar zusammengesetzten Farben und kühnen Umrissen, war sie es noch mehr durch die steigende Lebhaftigkeit ihrer Conversation. — Diese Frau hatte in ihrem ganzen Kopfe nicht eine einzige Idee; aber sie hatte Gedächtniß, hatte Erfahrungen und Liebhabereien. Sie konnte nur historisch denken, und war eine lebendige Geschichte; aber leider nur die beschränkte

Geſchichte ihrer eigenen Erlebniſſe, mit deren unermüdlicher Wiederholung ſie alle Welt in Verzweiflung ſetzte.

Jetzt eben erzählte ſie einem polniſchen Grafen zum Entſetzen ihrer Mitſpieler, die ſchon zehntauſend Mal vorgetragene Schreckensbegebenheit, wie ſie im Jahre 1812 auf der Reiſe von Warſchau nach Berlin, in einer waldigen Heide von drei zur franzöſiſchen Armee gehörenden Marodeurs angefallen, und durch die glückliche Dazwiſchenkunft eines jungen Ritters gerettet worden ſey. — Die Sache hätte ſich kurz und einfach abthun laſſen. Damit war ihr aber nicht gedient. Sie wußte, wie gut ſie erzählte. — Beſonders in Schilderung von Naturſcenen ſuchte ſie ihres Gleichen. Als ſie nun anhób: Es war an einem trüben April-Abend — legten ſämmtliche Mitſpieler die Karten nieder, denn ſie wußten jetzt ſchon, daß unter einer Viertelſtunde nicht von den Straßenräubern loszukommen wäre. Eine Dame ſtand ſogar auf und ging auf Speculation in den Ballſaal, wo ein Walzer anfing — und wahrſcheinlich ergötzte ſie ſich dort beſſer als das Auditorium der Frau von Runolt.

Sie ſpann indeſſen rüſtig fort an ihrem Thema. Der Pole hörte mit verbindlicher Aufmerkſamkeit zu. Die Mitſpieler ſahen allmählig ſchon wieder nach ihren Karten; denn ſie war jetzt bei der bekannten Region ihrer Geſchichte angelangt, wo ſie mit ihrem Retter, welcher einen Räuber niederhieb, und die

anderen verjagte, die holdseligsten Redensarten wechselte. — Einer flüsterte dem andern zu: jetzt käme die Beschreibung des jungen Helden, und dann ein Zug leerer Mehlwagen, mit denen sie ihren Weg zur Wartha ungehindert fortsetzte — und dann wäre das alte Lied glücklich zu Ende. — Aber siehe da! — Mitten in der Portraitmalerei, wie sie eben die schwarzen Augen des Husaren fertig hat, jetzt an seinem schönen Schnurrbart eifrig pinselt, und die Worte hinzusetzt: „wenn ich nur zeichnen könnte! — mit drei Strichen wollt' ich sein Gesicht darstellen! — es giebt nur Ein solches in der Welt!" — — erhebt sie zufällig ihre Augen, sieht Otto, welcher gedankenvoll oder gedankenlos in einiger Entfernung am Kamin steht; sie ruft: „da ist er! da ist er!" — wirft beinahe den Spieltisch über den Haufen, und springt auf ihn zu mit den Worten: „Sie sind es! — Sie müssen es seyn! — Erkennen Sie mich nicht?" —

Das Aufsehen war allgemein; der Jubel lebhaft; denn jeder hoffte, zu den häufigen Albernheiten der Frau von Runolt eine neue zu erleben, und viele freueten sich heimlich, daß der fremde Abenteurer jetzt durch sie und mit ihr, zum allgemeinen Gespött werden würde. Aber diese menschenfreundlichen Hoffnungen wurden grausam vernichtet. Die Sache verhielt sich ganz wie Frau von Runolt erzählt hatte. Otto war in der That ihr Retter

UB HEIDELBERG

gewesen, und nach der ersten Bestürzung, in welche diese Scene, das wunderliche Benehmen der heftigen Frau, das Umherstehen und Anstarren der Gesellschaft ihn versetzt hatte, fand er allerdings unter dem hyperorientalischen Kopfputz die Züge jener damals recht hübschen Dame wieder, welche in ihrem Wagen vor ihm auf die Kniee gefallen war, ihm Uhr, Börse, Ringe angeboten, und sich nicht zufrieden gegeben hatte, daß er aus dem Verjagen einiger Landstreicher keine Heldenthat machen, und ihr nicht seinen Namen zur gebührenden Immortalisirung ausliefern wollte. — Er freute sich des unverhofften Wiedersehens und ihrer gütigen Dankbarkeit mit einigen freundlichen Worten. Sie war unerschöpflich, ihm einige kleine ausgelassene Umstände ins Gedächtniß zu rufen, und feierte den seligen Moment einer originellen eclatanten Begebenheit, wo aus einem vor zwanzig Jahren bestandenen Abenteuer heute in so glänzender Gesellschaft, unter so besondern Umständen eine neue prächtige Scene erwuchs, mit welcher sie nun künftig am Schluß der Räubergeschichte überraschend fortfahren, und noch eine Viertelstunde länger in der Wonne des Erzählens schwelgen konnte.

Und wirklich bekam die Sache durch diese auffallende Episode eine ganz andere Farbe, und plötzlich eine Bedeutung, welche kein Mensch in der alten oft gesungenen Romanze jemals geahnet

hätte. Frau von Runolt ſchwärmte im Jubel über dieſe glänzende Beſtätigung einer ihrer wichtigſten Fährlichkeiten; ſie eilte ihre Tochter aufzuſuchen, damit ſie den Retter ihrer Mutter kennen und ihn verehren ſollte. Dem Retter ſelbſt aber, ſo unbequem auch das allgemeine Anſtarren war, hätte kein Engel vom Himmel ſo gelegen kommen können, als dieſer halb lächerliche halb ſentimentale Act. — Rund um ihn her flüſterte es allmählig: „Wer iſt das?" — „Baron Soltar!" — „Der aus Afrika" — „Der Erbe —" „Ein ſehr hübſcher Mann! — „Ein intereſſanter Mann!" — „Sie kennen ihn?" — „Er iſt geſtern bei mir geweſen" — „Ich werde ihm morgen den Beſuch erwiedern" — „Sein Vetter iſt ein Narr, ihn verdächtig zu machen." —

Zu Otto's großer Herzenserleichterung waren der Miniſter und der Legationsrath Stahl im nämlichen Zimmer, wo dieſe Scene geſpielt wurde, und ſo fand er ſogleich ein Geſpräch, in welchem er ſich den Blicken der Menge entziehen konnte. Die freundliche Art, womit Glernau die Curioſität behandelte, wirkte vollends ſichtlich auf die Umſtehenden. — Jetzt kam Frau von Runolt mit ihrer Tochter zurück, und hinterdrein ein Schwarm Neugieriger, welche aus den confuſen Exclamationen der Erzählerin halb verſtanden hatten, daß ſich ein Wunder zugetragen, und nun den Ausgang deſſelben mit erleben wollten. Unter ihnen befand ſich

auch Raimund. So wie er seines Vetters Namen hörte, triumphirte er augenblicklich, in der Hoffnung, daß eine Entdeckung gemacht sey, welche den Verhaßten jetzt vor seinen Augen vernichten würde. — Er stand sehr betroffen da, als er den Zusammenhang erfuhr und den verwünschten Erbschaftsräuber plötzlich von der Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gesellschaft umgeben sah. — Und als der Geheimerath nun im Vorbeigehen ihm in die Ohren flüsterte: „befolgen Sie meinen Rath, da es noch Zeit ist — Glauben Sie mir, Sie richten nichts gegen ihn aus — dem kommt sein früheres Leben von allen Seiten zu Hülfe! Und was wollen Sie denn gegen ihn?" — Da mußte er sich wirklich gestehen, daß nach allem Anschein die bisher so wackelichte Situation seines Gegners bald in einen sehr festen Thurm umgeschaffen seyn möchte.

Die Gräfin Dolm hatte von einem nahen Sofa aus die Scene mit angesehen, welche nicht verfehlen konnte, den Ball der Generalin mit einer Glorie von Celebrität zu krönen, und als den Anfangstermin einer in den Annalen der Residenz merkwürdigen Epoche zu bezeichnen. Sie wollte und mußte ihren Theil davon haben. Denn wie konnte sie mit ruhigem Gewissen den Ball verlassen, wenn sie sich vorwerfen mußte, daß sie auch nur einen Moment versäumt hätte, ihre obwaltende Herrschaft über einen Mann auszudehnen, der so-

gleich bei seinem ersten Auftreten ein „Löwe" zu werden versprach, und von der Vorsehung bestimmt schien, das träge Drehrad der insipiden Residenzbegebenheiten in lebhaften Umschwung zu bringen!

Sie winkte dem Legationsrath.

Stahl schoß heran.

„Sie kennen den Baron?" — sprach sie mit dem holdesten Ton ihrer Silberstimme — „Er scheint ein interessanter Mann. Wie geht es zu, daß er noch so fremd ist?"

„Das Räthsel können allein die Damen lösen, welche ihn nicht bei sich angenommen haben. Die Frau Gräfin Dolm steht an der Spitze —"

„Eines Complotts wohl gar? Kann ich dafür, wenn er zu einer Stunde kommt, wo ich — die ganze Welt weiß es — meine intimste Freundin nicht annehmen würde?"

„Sie werden doch ihm, der hier ganz neu ist, diese Unkunde nicht zum Vorwurf machen?"

„Ihm nicht, aber seinen Freunden, die ihn so schlecht instruiren."

„Also mit andern Worten, in diesem Fall, Ihrem unterthänigsten Diener, welcher immer so glücklich ist, von Ihrem himmlichen Zorn getroffen zu werden. Ich unterwerfe mich in gewohnter Zerknirschung, und erbitte es mir zur Gnade, meine Unthat sogleich zu repariren."

Auf ihr Lächeln trat er zum Baron und kehrte

ſogleich mit ihm zurück an den Thron der Fee, welche nun die Huldigung des neuen Verehrers mit der liebenswürdigſten einfachſten Freundlichkeit aufnahm.

Das Geſpräch zwiſchen Otto und Joſephinen bekam nothwendiger Weiſe eine ſehr merkwürdige Richtung.

Wie ſo? Nothwendiger Weiſe?

Wie ſo? — ! — Denkt euch doch einen geiſtreichen Mann, welcher die Entwickelungsperiode ſeines Lebens bei don'ſchen Koſaken und afrikaniſchen Piraten zugebracht hat, und eine junge ſchöne herrſchſüchtige Frau, welche in der Treibhaus-Atmoſphäre europäiſcher Civiliſation, in den Etikettſchulen deutſcher Höfe aufgewachſen und aufgeblühet iſt — ſetzt dieſe beiden zuſammen im Getümmel eines Balles, wo unter dem Accompagnement der Walzer- und Cottillonsmelodien die Converſation leicht und los wie ein Luftballon hinſchwebt, — und dann gebt Acht, in welchen ſeltſamen Schleichwegen und Engpäſſen wortauskramenden Schleichhandels dies contraſtirende Paar ſich begegnen wird!

Otto freilich war in dem Jargon unſers Salon-Geſchwätzes ſehr fremd. Eine angeborne Schlauheit aber flüſterte ihm zu, daß bei einer ſchönen Dame die Gegenwart mehr gilt, als Jahrhunderte vergangener Begebenheiten, und ein keckes Schmei-

chelwort zehn Phrasen schweren Verstandes aufwiegt. In diesem Sinn überließ er sich einem Schwatzen ohne Bahn und Schranken. Er merkte zu seiner eigenen Verwunderung, daß die Worte ihm zuliefen, wie jene fabelhaften Mäuse dem Rattenbeschwörer; merkte bald, daß Josephine ihm gern, daß sie ihm mit einer stutzenden Aufmerksamkeit zuhörte, und ehe zehn Minuten vergingen, waren sie in einen Ton der gegenseitigen Annäherung gerathen, als hätten sie wenigstens schon ein Dutzend Bälle mit einander verlebt.

Ein Dutzend Bälle! Was will das sagen? —

So kann nur der fragen, der nicht weiß, was ein vertrauliches vom harmonischen Getöse des Orchesters übertöntes und vor lauschenden Ohren gesichertes Gespräch mit einer schönen oder liebenswürdigen Frau ist — selbst wenn man nicht mit ihr tanzt.

„Sie tanzen nicht?“ fragte Josephine, welche drei Herrn nach einander den vor ihnen herumwirbelnden Walzer abgeschlagen hatte.

„Was ich jemals davon verstand“ — sagte er — „hab' ich bei den Kosaken und Seeräubern verlernt. Und überhaupt find' ich, ist das Tanzen eigentlich keine Sache für uns Männer. Wir gehören aufs Pferd, nicht auf den Tanzboden. Wenn diese Herren dort sich sehen könnten, wenn sie sähen, wie schlecht, wie lächerlich die meisten sich ausnehmen,

mit ihrem eckigten gespreizten Herumspringen; von funfzig hörten morgen dreißig auf zu tanzen."

„Damit geschähe den armen Damen ein fürchterlicher Dienst" — sagte sie — „Wohl uns, daß kein solcher Schreckensspiegel zur Hand ist."

„Finden Sie, daß ich Unrecht habe? — Sehen Sie einmal hin, und widerlegen Sie mich."

Der Sofa, auf welchem Josephine saß, stand so, daß sie den ganzen Tanzsaal der Länge nach übersah.

„Unrecht?" — versetzte sie — „Im Allgemeinen wohl nicht. Indessen könnt' ich Ihnen doch eine Menge glänzender Ausnahmen aufzählen. Und man tanzt ja auch nicht, um sich sehen zu lassen, sondern um sich zu amüsiren."

„Vielleicht hab' ich in meine Art, die Sachen dieser Welt anzusehen, zu viel Orientalisches aufgenommen (Bekanntlich tanzt im Orient kein Mensch, der nicht besessen oder ein Derwisch oder ein Tänzer von Metier ist). Wahrscheinlich finden Sie meine Ansicht höchst abgeschmackt; und ich muß es mir gefallen lassen. Aber Sie glauben nicht, wie lächerlich einem Menschen von meinem Schlage diese Ergötzung vorkommt. Wenn alle die jungen Herren und Damen in einander verliebt wären — ah! dann wollt' ich die Sache loben, sie hätte einen Sinn. Aber da sie das nicht sind, zum Theil nicht seyn wollen, zum Theil nicht können — so gestehen Sie

mir, daß dieses Angreifen, Umfassen, Schleifen, Drehen und Rutschen für den unbefangenen Beobachter auf die Länge einen ganz eigenen Effect macht." —

„Sie wollen doch nicht der unbefangene Beobachter seyn!" — lachte Josephine — „Erstens ist der Anblick Ihnen neu, und zweitens tanzen Sie nicht. — Diese zwei Umstände vernichten schon jede Unbefangenheit Ihres Urtheils. Sie sind Partei, und zwar eine neidische Partei!" —

„Sie dichten mir da eine schöne Gesinnung an."

„Wahrheit! Keine Dichtung! Neid ist die hervorstechende Eigenschaft aller Männer. Sie werden davon keine Ausnahme machen."

„Ich bin eine Ausnahme von allen Regeln."

„Das sagt Jeder von sich, und Jeder ist wie die tausend Andern — Sehen Sie, da sind Sie schon in der Regel."

„Und in Ihrer Verdammniß?"

„Ach nein, damit bin ich nicht so rasch. Sie können sich ja noch bessern. Und wenn auch nicht, so bin ich tolerant."

„So? Und denken also, mich in die Classe derer zu rangiren, die Sie dulden? — Nun, in der Rechnung sollen Sie sich wahrhaftig betrogen haben."

„Brüllen Sie nur nicht gleich auf, wie ein nubischer Löwe! Sie sind ein schrecklicher Afri-

kaner. Ja, Sie haben eine fürchterliche Lebensſchule in dem Lande gemacht, wo die Frauen Sklavinnen ſind. O, wie viel müſſen Sie noch vergeſſen!“

„Bei Ihnen vergißt man die ganze Welt.“

„Wie lange waren Sie in Algier?“ — fragte ſie raſch.

„Ich weiß kein Wort mehr davon — Aber das weiß ich gewiß — weder in Conſtantinopel noch in Algier, noch ſonſt wo hab' ich zwei ſolche Augen geſehen.“

„Sie fangen wirklich an, ſich zu bilden —“

„Darauf hoffen Sie nur lieber nicht, gnädige Frau. Ich bin wirklich ein wildes Thier, in dem auch keine Spur von Educabilität zu finden iſt.“

„Wieder eine anmaßliche Illuſion — aber auch die wird vergehen. Hird ſind ſchon ganz andere Wildheiten gezähmt worden! — Und wir haben unſre Mittel!“

Bei dieſen Worten lachte ſie ganz allerliebſt, ſchlug mit dem Fächer in die kleine Hand, und blitzte ihm einen Blick zu, der einen Eisberg hätte in Brand ſchießen können.

Otto verſank faſt zur Selbſtvergeſſenheit in ihre Augen. Aber es war auch eine feſſelnde Gewalt in dieſen ſchwarzen leuchtenden Tiefen! — Der keckſte Schwimmer, einmal hineingeſtürzt, fand ſich nicht wieder heraus.

Das Gespräch setzte sich in seinen neckenden Kreuz- und Quersprüngen noch eine Weile fort. Plötzlich stockte es. Josephine wurde einsylbig, zerstreut und blickte unter den langen Augenwimpern seitwärts. Otto verfolgte die Richtung ihrer Blicke, und sah den Hofmarschall Glernau, welcher wenige Schritte vom Sofa in würdig imposanter Stellung Posto gefaßt hatte, und seine scharfen Observationen ganz auf Josephinen concentrirte. In diesem grauen langnasig zugespitzten Vogelgesicht, war auch nicht eine Spur von Geist zu entdecken. Der Besitzer that sich viel zu gut auf diesen sogenannten Mangel, den er als eine seiner erhabenen Eigenschaften betrachtete. Seit Jahrhunderten war in seiner Familie nichts von Geist zu finden gewesen, und so stand er groß und edel da, ein vollkommener Repräsentant seiner Ahnherrn — „So Personen von Nichts" — pflegte er mit höhnischem Lächeln zu sagen — „bringen immer Geist und Talent in Anschlag, wenn sie einen Menschen taxiren. Der Mensch als solcher ist nun aber gar nichts — Ich will nämlich sagen — (nach diesem ihm sehr geläufigen Ausdruck pflegte er immer eine große Prise zu nehmen und hoch umher zu blicken) — so kleine Leute mühen sich schrecklich ab, glauben das Ziel zu treffen, und schießen immer vorbei — Talente? — hm! ja! für Comödianten und Versifexe — Geist? — ist eine besondere Neigung zu Albernheiten. Daß

Charakter und Wille allein den Mann machen, weiß dieses Geschlecht nicht. Freilich nur den Mann, der nicht von gestern ist — Ich will nämlich sagen" — — — Dann hielt er inne, als ob ihm plötzlich eine große Idee wie ein Gespenst durch das leere Haupt zöge, und als ob das, was er nämlich sagen wollte, doch eigentlich zu gut für die plebeje Menschheit wäre. Hatte er aber einmal eine ganz in sich verhaspelte, aus halben Wahrheiten und zehnfacher Stupidität zusammengedrehte Phrase fertig gebracht, gesundem Menschenverstand völlig ungenießbar, dann war dies einer der großen Momente, für welche sich die Welt bei ihm bedanken mußte, und er sah nach einer dienstbaren Hand umher, welche den Orakelspruch sofort in Erz graben würde, zum Entzücken der nachkommenden Geschlechter.

Er mußte eben dergleichen großes Werk von sich gegeben haben, denn er stand da spreizbeinig wie der Coloß zu Rhodus — und sah auf das Meergetümmel zu seinen Füßen herab. Neben ihm stand Prinz Hugo, dessen stumpfes Profil mit dem Schnabel des Hofmarschalls wunderlich contrastirte. Aber auch in dem prinzlichen Gesicht ließ sich keine Andeutung einer im Hirnkasten dahinter steckenden Idee finden, und in so fern gab es wieder eine Aehnlichkeit zwischen beiden. Prinz Hugo war anzusehen wie eine halb verlöschte Zeichnung. Man

entdeckte etwas wie eine Nase, wie ein paar Augen, eine Art Leib und schwächliches Beinwerk. Das Ganze war nicht übel, war sogar hübsch zu nennen, glatt, zierlich, elegant ausgestattet — Aber es war kein lebendiger Mensch, es war nichts fertig Gewordenes — oder vielleicht besser, es war etwas Gewesenes. — Alfred hatte diese Charakteristik des Prinzen in Cours gebracht, und seitdem hieß Hugo das prinzliche Wesen. —

Prinz Wesen und der Hofmarschall näherten sich jetzt der Gräfin. Der Prinz mit einem Tadel des Balls, der so schrecklich leer sey — man werde nicht gedrängt, man werde nicht getreten, es sey überflüssiger Raum zum Tanzen.— Da solle man doch einen Londoner Rout sehen, z. E. bei der Herzogin X. oder der Marquise Y., wo man Gott danke, wenn man sich nach zwei Stunden die Treppe herauf bis in den Salon hereingearbeitet habe. —

In dem Ton ging es fort. Otto hörte ihm eine Weile zu, und beobachtete unterdessen Josephinen, Sie wich seinen Blicken aus, und antwortete dem Hofmarschall auf eine seiner wunderlich verzerrten Phrasen mit einem Wort, welches witzig seyn sollte, aber doch etwas gezwungen heraus kam. Otto bemerkte, daß er in diesem Augenblick den drei Personen im Wege war. Deshalb eben blieb er ihnen zum Trotz sitzen, zum Theil aus Verdruß

über die Gräfin, welche den beiden ſtupiden Perſonagen eine unbegreifliche Aufmerkſamkeit widmete, und mit Sorgfalt dem einen eben ſo viel Worte als dem andern zuwog. Nachdem er glaubte, das Kleeblatt, welches aus einer Wunderblume und zwei welken Pflanzen zuſammengeſetzt war, hinlänglich geärgert zu haben, ſtand er mitten in einer angefangenen Rede auf, und ging fort, ohne ſich umzuſehen.

„Was wollen Sie machen?“ — ſagte am andern Ende des Saales Prinz Arnold zum Rittmeiſter, der ſich über das unerwartete Glück ſeines Vetters beklagte — „Können Sie ihn nicht ausbeißen, ſo müſſen Sie ſich mit ihm vertragen. Geben Sie ſich nur kein Ridicüle.“

Der Prinz hatte keine Zeit, die Antwort ſeines Getreuen anzuhören. Er lauerte mit ſeiner Lorgnette auf Alma, welche ihn beſonders am heutigen Abend mit unerhörter Grauſamkeit, ja mit Geringſchätzung behandelte. — Und doch — ſagte er zu ſich. — iſt ſie nichts als eine verſchmitzte Heuchlerin. Sie will ſich nur theuer machen, dieſe kleine Perſon ohne Namen. Aber an mir gehen ihre Künſte verloren. Sie wird ſchon klein zugeben.“

Otto kam eben von der andern Seite zu einer Scene, die er nicht ohne Intereſſe betrachtete.

Bei einer neu anfangenden Tanzmuſik eilten Prinz Arnold und Alfred zugleich auf Alma zu. Doch kam Alfred einen Schritt eher, und Alma's Hand lag ſchon in der ſeinigen.

„Aber mein Fräulein!“ — rief der Prinz — „Sie haben mir dieſen Walzer verſprochen.“

Alfred und Alma behaupteten einſtimmig, daß er ſich irre. Der Prinz blieb bei ſeiner Behauptung. Man ſtritt, und als die Sache kein Ende nahm, gab der Prinz deutlich zu verſtehen, daß ſein Anſpruch doch wohl ohne Frage jedem andern vorgehe. Alfred aber verſtand dieſes Prinzenrecht nicht und ging am Ende trotzig mit ſeiner Dame fort, welche dem zornigen Blick des Prinzen ein ſtolzes Achſelzucken und grauſames Hohnlächeln entgegenſetzte.

„Wehe Ihnen!“ — ſagte ſie zu Alfred — „wenn Sie nicht ſo ritterlich gefochten hätten!“

„Ein Glück“ — verſetzte er lachend — „daß mein Kampf Ihnen gefiel. Hätte er nicht Ihrer wankelmüthigen Laune eben ſo leicht mißfallen können?“

„Wie ſo? Die Entſcheidung blieb ja doch immer mir. Aber Sie haben ſich den Ausſpruch erworben, welchen ich für Sie gethan.“

„Und wenn ich nun zaghaft zurückgetreten wäre — mein Recht dem ſchönen Prinzen aufgegeben hätte?“

„Ja, dann!“ — rief ſie mit einem halb komiſchen, halb tragiſchen Pathos.

„In meinem Leben“ — ſagte er — „hätt' ich keinen Tanz wieder von Ihnen erhalten.“

„Und damit wähnten Sie frei gekommen zu ſeyn? — Sie ſahen meinen Willen. Hätten Sie den nicht reſpectirt — erdroſſelt hätt' ich Sie!“

„Ja, das wären Sie im Stande.“

7.

Den gerichtlichen Formen und Förmlichkeiten, welche überſtanden werden mußten, ehe Otto in den Beſitz des väterlichen Nachlaſſes eingeſetzt werden konnte, war Genüge geleiſtet. Raimunds Operationen hatten nichts dagegen vermocht. Otto verließ den Gaſthof, welchen er bisher bewohnt, und zog in das Soltar'ſche Haus. Dieſer Tag war ein vollkommener Sieg. Sein bisheriges ungewiſſes zweideutiges Verhältniß verwandelte ſich in eine gebietende Stellung.

Sey im Beſitze und du wohnſt im Recht!

Dies Wort unſers großen Dichters ward an ihm zur glänzenden Wahrheit.

Sobald die lang verſchloſſen geweſenen Pforten des väterlichen Hauſes ſich dem Baron geöffnet hatten, und die Bewegung in demſelben und draußen

umher verkündete, daß in dieſen Mauern nun wieder ein friſches Leben aufgehen, von ihnen aus mancher Verkehr und Erwerb gedeihen, der Glanz der Reſidenz bedeutend zunehmen werde — ſo wendete ſich alles, o, mit dem reinſten Wohlwollen! und mit welcher herzlichen Zuvorkommenheit! zu dem reichen Manne, dem Jeder es nun ſofort wollte angeſehen haben, daß er auch ein Wunder von Geiſt und Bedeutung in jeder Hinſicht wäre.

Raimund dagegen wurde allgemein verlacht. — Wie war er nur auf den albernen Einfall gekommen, ſeinen Vetter verdächtig machen zu wollen? Und wie ungeſchickt hatte er ſich dabei benommen! —

Otto, weit entfernt, in dies Geſpött einzuſtimmen, vertheidigte den Rittmeiſter und ſuchte ein gutes Verhältniß mit ihm herzuſtellen. Er bat den Legationsrath Stahl um ſeine Vermittelung, und ſagte zu dieſem:

„Nichts natürlicher, als daß er mein Feind iſt. Egoismus regiert die Welt, und hält ſie zuſammen. Wie ſollte Raimund mich nicht haſſen? Er müßte ein Pilz ſeyn, wenn er es nicht thäte. Ich hab' ihm zu viel geraubt. Und kann er es mir wieder abnehmen, ſo thut er ſeine Schuldigkeit. Nur hätte er ſich nicht des verhaßten niedrigen Mittels der Proceßwege bedienen ſollen.“

„Blieb ihm denn ein anderes?" — versetzte Stahl — „Er hätte Sie denn allenfalls todt schlagen müssen."

„Das wäre Recht gewesen. Das Leben ist ja ein allgemeiner Kriegsstand. Die Fürsten machen sich gar kein Bedenken daraus, wegen ihrer Meinung oder zur Ausdehnung ihrer Tyrannei ein paarmal hundert tausend Menschen umbringen zu lassen. Ich bin nach meiner Ueberzeugung so klug und so viel werth als irgend ein Monarch. Eine Armee kann ich zwar nicht marschiren lassen, aber meinen Gegner vor mir niederstrecken, das kann ich, und werd' es bei jeder Gelegenheit thun. —"

„Sie haben, wie Sie vorhin sagten, nichts dagegen, wenn man Ihnen dasselbe erzeigt, und in so ferne sind Sie wenigstens nicht ungerecht. Aber soll dies allgemein gelten, so kann die menschliche Gesellschaft doch bei solchen Gesetzen nicht bestehen, welche alle Sicherheit, alle Ordnung vernichten. — Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen wollen, Ihr Kriegssystem in der Welt so einzuführen, daß zwei Menschen dabei neben einander existiren können?"

„Das würde nun wieder mich zu weit führen. Und daß ich eine so wüthende Kriegsgurgel gar nicht bin, davon gebe ich ihnen ja den hellsten Beweis, indem ich Sie zu meinem Gesandten am Friedens-Congreß ernenne. Und wie schon gesagt,

mit unbedingter Vollmacht. Ich ratifizire alles, was Sie ihm bieten. Wegen der guten Art verlaß ich mich ganz auf Ihre diplomatische Geschicklichkeit. — Welchen Erfolg versprechen Sie mir?"

„Keinen."

„O, da kennen Sie meinen Vetter schlecht! Er hat, wie Sie mir ja selbst erzählten, in Hoffnung auf die große Erbschaft, bedeutende Schulden gemacht; er wird mit Vergnügen mir erlauben, daß ich sie bezahle. Kann er sich nachher mit mir nicht vertragen, so bleibt es ja immer in seiner Hand, die alte Feindschaft wieder aus der Rüstkammer hervorzuziehen."

„Ich kenne Ihren Vetter, und Alles was Sie umgiebt, zehnmal besser, als Sie es je kennen werden; und sage Ihnen vorher, daß wir bei ihm nichts ausrichten. Sein Stolz ist noch hochmüthiger als Ihre Freigebigkeit."

Stahl ging zum Rittmeister, wo er seine Prophezeihung durchaus eintreffen sah. Die wahrhaft freundschaftlichen, großmüthigen und vom Legationsrath auf's Geschickteste angebrachten Anerbietungen des Barons wurden mit hochfahrendem Trotz zurückgewiesen.

Raimund sagte: „Wer der — Baron Soltar auch sey, mein Freund kann er nie werden, und nur von einem Freunde könnte ich annehmen, was ich in umgekehrter Lage auch nur einem Freunde an-

bieten würde. Mit einem Feinde verkehre ich nicht durch Gold sondern durch Eisen."

Bei dieser Antwort blieb es. Stahl brachte sie, natürlich in sehr gemilderten Formen und Ausdrücken an Otto.

Dieser stutzte doch über das Fehlschlagen seiner Erwartung.

„Sie lieben ja den Krieg" — sagte Stahl mit Lachen — „der Rittmeister, wie Sie sehen, liebt ihn auch."

„Also Krieg?" — sagte Otto verdrüßlich vor sich hin — „Nun denn, wir wollen sehen, wem der Sieg bleibt. Aber diesmal hat mein Vetter Unrecht."

„Diesmal" — versetzte Stahl — „hat er im Grunde durchaus Recht. Sie wissen, daß ich zu dieser Negociation mich nicht gern verstanden, und Ihnen meine Ansicht sehr klar entwickelt habe. So wie Sie jetzt noch gegen einander standen, lag in Ihrem Vorschlag der versteckte Plan einer Demüthigung. Er wenigstens mußte diese herausfühlen, wenn sie auch von Ihnen nicht hineingelegt war."

Am Abend desselben Tages erhielt die Direction eines Waisenhauses einen versiegelten Kasten mit zehn Goldrollen und dem anonymen Billet: „Diese Summe war zu einem guten Werk bestimmt. Da sie dort verschmäht worden ist, so wende ich meine

Gabe nach einer anderen Seite, wo ihr hoffentlich ein besserer Empfang zu Theil wird."

Dieses Ereigniß, die reiche Gabe, machte großes Aufsehen, und der Name des Barons war mit den Zusätzen: königliche Freigebigkeit! — großer Sinn! ꝛc. auf allen Lippen.

Als Otto sein väterliches Haus betrat, ward er im Vorhof von den beiden alten Dienern empfangen, welche es bisher bewacht hatten. An der Thür unter dem Säulengange kam ihm knixend und mit dem officiellen Schlüsselbunde klirrend, die alte Haushälterin entgegen, welche gleichfalls ein überkommenes Erbstück, und nach dem Tode des alten Barons als Pflegerin der geistersehenden Tante Judith im Hause geblieben war. —

Durch Otto's freundliche Empfangworte und Zusicherungen beglückt, führte dies graue Gefolge ihn die große Treppe hinauf, durch die Reihe der Zimmer, deren eins nach dem andern sich vor den Schlüsseln der Frau Glinzer aufthat. Die niedergelassenen Vorhänge, verhüllten Spiegel und Kronleuchter machten sammt den etwas veralteten, aber durch leinene Ueberzüge doch sorgfältig geschonten Meubles, einen unheimlichen Eindruck. Die langen Säle heran herrschte das ahnungsvolle Schweigen einer alten Gespensterburg. Und als Otto in der Rotonde des mittelsten Saals durch den Florschleier eines hohen Wandspiegels, sich und seine hinfällige

Begleitung so geisterhaft vernebelt erblickte — da überwältigte ihn wirklich eine fast schauderhafte Empfindung. Er glaubte das Bild seines Vaters, Zorn im Auge, und Fluch auf der Lippe, aus dem Rahmen hervortreten zu sehen. — Zwar suchte er schon unmittelbar darauf den wachen Traum zu verspotten, dessen Erscheinung ihn so gewaltsam überrascht hatte. Aber es gelang ihm damit nicht besser, wie es mit so manchem andern Dorn geht, den man nur tiefer ins Fleisch treibt, während man sich bemüht, ihn heraus zu drücken.

Die Anstalten, welche Otto zur Einrichtung seines Hauses nöthig fand, veranlaßten eine Menge Bestellungen. Ein Corps herrenloser Haus- und Stalldiener, und sämmtliche Handwerker der Residenz kamen in Bewegung. Unter den Letztern befand sich ein schon mehrmals abgewiesener Tischler, welchem es endlich doch gelang, bis zum Baron durchzudringen, den er nach seiner Versicherung nothwendig selbst sprechen müßte.

Er berief sich darauf, bei Lebzeiten des alten Barons die Kundschaft im Soltar'schen Hause gehabt zu haben, und hoffte, auch für die Zukunft auf gleiche Gunst rechnen zu dürfen, besonders da er das Glück gehabt hätte, in früheren Zeiten dem jungen Herren aus besonderen Umständen persönlich bekannt zu seyn.

Otto konnte sich nicht sogleich auf den Mann besinnen, der mit ihm von gleichem Alter seyn mochte. Der Name Steinal war ihm wohl erinnerlich, aber jene „besondern Umstände," auf welche der Meister unter Beifügung eines pfiffigen Augenblinzelns mehrmals anspielte, wollten ihm nicht beifallen.

Als der Tischler merkte, daß seine Winke nicht verstanden wurden, rückte er endlich näher und sagte: „Erinnern der Herr Baron sich gar nicht mehr? Es war nur kurz vorher, ehe Sie zur Armee gingen — im Jahre 1812. Ich arbeitete gerade mit meinem Onkel draußen auf dem Gut, wo Ihr Herr Vater damals das neue Haus bauen ließ; und wir legten den Parketboden im großen Saal — Wissen Sie noch, wie Sie damals kamen, und den Sarg bestellten —"

„Einen Sarg?"

„Nun ja — für den französischen Grafen — Nicht wahr? — Nun fällt es Ihnen bei? — Der sich mit dem Prinzen geschossen hatte — auf dem alten Jagdschloß — Lassigny hieß er. Ich weiß noch alles wie heute. Er wurde ja auch draußen begraben — und ich selbst hab' ihn nach dem Kirchhof tragen helfen —"

Lassigny! — Otto erschrak fast bei diesem Namen. — Das wegen Lassigny's Todestag dem Obersten Villaret gegebene Versprechen fiel ihm wie

ein ſchwerer Vorwurf auf's Herz. Im Gewühl ſeiner eigenen Angelegenheiten hatte er es ganz vergeſſen. Mußte ihn Meiſter Steinal jetzt daran erinnern? — Er ließ ſich mit dem Tiſchler näher auf die Sache ein. Der Mann vom Hobel, beglückt, einen ſo tüchtigen Block des Geſprächs mit ſeinem gnädigen Baron angeſägt zu haben, ſchnitzte und leimte ihm die ganze Begebenheit bis auf die kleinſten Leiſten nnd Zapfen fertig. Und ſeiner Seits beſann auch Otto ſich auf manchen Umſtand jener tragiſchen Begebenheit, welche, ſeltſam genug, nach Jahren noch immer wieder aus den über ſie gedeckten Schleiern hervorſtrebte — gleichſam wie ein lebendig Begrabener, der den Sargdeckel abzuwerfen ſucht.

Für Otto war dieſe zufällige Wendung des Geſprächs das Hauptthema deſſelben geworden. Meiſter Steinal aber wollte viel lieber ſich der lebendigen Kundſchaft verſichern, als den todten Grafen aufſcharren, von dem nichts mehr zu verdienen war. Indeſſen wußte er mit Standesperſonen umzugehen, und auch hier mit Warten, Einlenken und Wiederanfangen dem Baron ſo lange nach dem Munde zu reden, bis er endlich einen ſoliden Gegenſtand, nämlich die für das Haus zu machenden Beſtellungen auf die Bahn brachte. Otto fühlte ein dunkles Intereſſe, den Mann zu verpflichten, und ging mit ihm durch einige Zimmer, in

welchen er Manches zu ändern dachte. Die Formen verschiedener Meubles und ihre Preise kamen in vorläufigen Anschlag; nicht ohne manchen Schwur und Seufzer des Meisters über schlechte Zeiten, über den herunter gekommenen Erwerb und die verkehrte Zunftverfassung, welche besonders das Tischlerhandwerk drücke.

Da, meinte er, müsse eine Hauptreform vorgenommen werden, und der Himmel habe den Herrn Baron zur rechten Zeit wieder heimkehren lassen. Auf Otto's Frage: wie das gemeint? gab er deutlich zu verstehen, daß im Publikum der Baron für den Mann gelte, welcher bei der Umgestaltung der ständischen Verfassung den Hauptstrang ziehen werde — auf ihn wären alle Augen gerichtet, und die Handwerker besonders erwarteten von ihm eine Verbesserung ihrer Lage — was ja doch auch bei der ganzen Constitution die Hauptsache wäre.

Otto hörte eine Weile nicht ohne Verwundern zu, wie der Meister nun eifrig Säge und Meißel an die bestehenden Einrichtungen ansetzte, und alles, was ihm nicht gefiel, zu Spänen klein machte. Endlich fragte er ihn: ob er wirklich der Meinung sey, daß eine neue ständische Verfassung allen Beschwerden aller Staatsbürger abhelfen solle? könne? werde?

Allen — versetzte Steinal — werde wohl nicht geholfen werden mögen, und namentlich seyen die

Erwartungen des Bauernvolks so thöricht und wahnwitzig, daß man nur die Achseln zucken könne — Aber daß für die Bürger, vornämlich für die Handwerker, ganz besonders aber für das Tischleramt besser wie bisher zu sorgen sey, müsse jeder Verständige einsehen — denn sonst, frage er, wozu überall Verfassungen gemacht würden?“

Ob er denn glaube, sagte Otto, daß mit der ständischen Verfassung eine Erleichterung im Steuerwesen, eine Vermehrung des Erwerbs nothwendig verknüpft sey? — Ob nicht manche neue Steuer-Einrichtung, namentlich dem Bürger, wenn auch nur indirekt, sehr nachtheilig werden möge? — Das, meinte Steinal, ließe sich nicht durchsetzen; es werde eine Revolution geben. — So? Wenn aber zum Beispiel den reichen Leuten größere Lasten aufgebürdet würden? — Ja, das wäre eben das Rechte! — Wirklich? Wenn nun zum Beispiel der Baron Soltar künftig im Jahr hundert Carolin mehr an Abgaben bezahlen müßte, wenn gewisse Luxusgegenstände höher besteuert würden — und er dann, um auf der anderen Seite zu sparen, dem Tischleramt ein paar hundert Thaler weniger zu verdienen gäbe? He? — Der Meister glotzte ihn mit offenstehendem Maul an. — Dagegen, sagte Otto, ließe sich doch wohl mit einer Revolution nichts ausrichten? — Der Meister kratzte sich im Kopf, meinte aber doch: so bleiben könne es nicht; sonst

hole der Teufel sie alle, und dann möge er auch die Verfassung holen.

Unter diesen volksthümlichen Gesprächen waren sie durch die Zimmer im untern Stock des Hauptgebäudes gegangen, und traten jetzt auf einen Vorsaal hinaus, welcher in den Seitenflügel führte. Hier kam ihnen Madame Glinzer mit ihrem wirthschaftlichen Schlüsselbunde aber zugleich im Putz einer neuen Haube und eines vorzüglich bunten Kleides entgegen. Als Otto sie lächelnd fragte, warum sie sich heute so schön gemacht? versetzte sie mit einem zierlichen Knix, sie feiere heut einen besonderen Festtag. — Fräulein Judith nämlich, obgleich von ihrer Blindheit noch nicht wiederhergestellt, habe ihr schon in der Frühe aufgetragen, den Baron um seinen Besuch zu bitten. Bis jetzt sey ihre Hoffnung, ihn bald sehen zu können, nicht in Erfüllung gegangen, aber sie vermöge nicht länger mit ihm unter einem Dache zu hausen, ohne sich wenigstens seiner Stimme, seines Gesprächs zu freuen, und ihm für die zugesicherten, und zum Theil schon wirklich empfangenen Wohlthaten zu danken.

Otto überließ den constitutionellen Tischler seinen Reform-Projekten und folgte der Einladung.

Fräulein Judith von Langeneck war eine Cousine der Baronin Soltar. Nach dem Tode seiner Frau stellte der Baron die Cousine an die Spitze

seines Hauswesens, und ein paar Jahre hindurch bewährte sich diese Wahl als eine vortreffliche. Ein heftiges Nervenfieber aber brachte die Tante — so hieß sie nicht nur im Hause, sondern im ganzen Kreise ihrer nahen und fernern Bekannten — an den Rand des Grabes. Und als sie von einem langen Krankenlager wieder aufkam, war ihr ganzes Wesen zerrüttet. Ihre früher nur träumerische Sinnigkeit artete in ein dumpfes Brüten und phantastisches Nebeln aus. Visionen bei Tage, Traumgesichte bei Nacht, Hellsehen, Verkündigungen und die gefürchtete Gabe, den Leuten ihren Todestag an der Stirn zu lesen, machten sie jetzt zu einer allgemein angestarrten, besprochenen, gefürchteten Person. Wenig fehlte, so ward sie für eine Hexe und Giftmischerin verschrieen. So lebte sie mehrere Jahre im Hause des Barons, welcher die Unglückliche nicht verstoßen konnte. Da ward sie von einer zweiten schweren Krankheit ergriffen. — Wenn sie diesmal doch stürbe! — hieß es allgemein. — Sie genas jedoch endlich wieder; aber ihre Augen hatten so gelitten, daß sie von jetzt an oft Monate — halbe Jahre lang völlig blind war. Sie zog sich nun ganz von der Welt zurück, lebte nur mit ihren Grillen und Träumen und Gespenstern, und war selbst wie ein solches anzusehen. Die lange weiß gekleidete Gestalt, mit einer schwarzen Haube über dem blassen hohläugigen Gesicht, war ein schreckliches

Bild. Zu ihren Wunderlichkeiten gehörte, daß sie stets an der rechten Hand einen schwarzen Handschuh trug. Fragte man nach der Ursache, so antwortete sie: die Hand gehe mit einer bösen That um, und müsse deshalb im Gefängniß gehalten werden. Vorüber laufende Kinder, von welchen sie zuweilen hinter ihren Fenstern erblickt wurde, riefen sich zu: sieh', da steht die todte Hexe! An schönen Sommerabenden ging sie wohl einmal in den Garten, welcher sich hinter dem Soltar'schen Hause bis an den von Gärten, Hügeln, Büschen und einem Theil der Stadt umgebenen Landsee hinabzog. Hier verweilte sie ganze Stunden auf einer über das Wasser hinaus gebauten Angelbrücke, unbeweglich wie eine Statue. Unter den Fischern verbreitete sich der Glaube, sie verbanne die Fische. Sah einer sie von Weitem, so murmelte er verdrießlich einen Fluch; die Bucht am Soltar'schen Garten ward von keinem Boot befahren, und mehr als einmal gelangten an den Baron anonyme Bitten, er möge doch das Ungethüm aus seinem Hause verbannen. Er achtete aber weder hierauf noch auf ähnlich lautende Ermahnungen seiner Freunde, und ließ ihr, obgleich sie ihm selbst den Todestag voraussagte, das freundliche Zimmer in dem Seitengebäude, welches sie Jahre lang bewohnt hatte, und in welchem nun Otto sie aufsuchte.

Es gab ein wunderlich einseitiges halbes Wiedersehen zwischen ihm und der Alten, die mit ihren erblindeten Augen sich nicht überzeugen konnte, wie weit ihr Pflegesöhnchen, der verzogene Liebling des ganzen Hauses, sich während der langen Trennung verändert hatte.

Sie erhob sich bei seinem Eintritt von ihrem Lehnstuhl, und kam ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Er eilte auf sie zu, und wollte sie an ihren Sitz zurückführen. Sie lehnte es ab, mit den Worten: „mich braucht niemand zu führen; o, ich kenne jeden Schritt und Tritt im ganzen Hause, und gehe niemals fehl. Darum dank' ich Dir auch recht herzlich, mein guter Otto (sie hatte das Privilegium, alle Leute mit Du anzureden) daß Du mich bei Dir behalten willst. In ein anderes Haus vertrieben, wär' ich vor Gram gestorben. Es liegt nun freilich an meinem Leben nicht viel, und die letzten Stunden werden bald da seyn. Aber dann hätt' ich doch ein elend kummervolles Ende gehabt."

Otto sah mit Bewegung die scharfen Züge, die tiefen Augenhöhlen, die bleichen schmalen Lippen, um welche doch noch eine gewisse Anmuth schwebte, wie denn überhaupt, aufmerksam betrachtet, die hohe Gestalt und das ernste Gesicht der Alten, mehr imposant als abschreckend erschien.

Sie faßte jetzt seine Hand, und zog ihn mit an ihren Sessel. Er mußte sich neben ihr niedersetzen und erlauben, daß sie ihm mit den zitternden weißen, knöchernen Fingern, von welchen sie den schwarzen Handschuh abzog, über die Stirn und die Wangen fuhr.

„Ich bin eine arme blinde Frau" — sagte sie schmerzlich lächelnd — „die leider gar oft mit ihren Fingerspitzen sehen muß. Aber Du bist mein Otto und nimmst mir's nicht übel. — Hm! Deine Wangen sind wohl nicht mehr so voll, und die Stirn hat auch ihre Furchen — Armer Junge! was Du auch ausgestanden hast! — Aber ich fühle noch jeden Zug heraus. Weißt Du auch? Ich hab' es immer behauptet, Du wärst nicht todt und kämest wieder. — Du bist ja so still? — und Dein Athem geht gewaltig? Ja, ein Wunder ist es wohl, daß Du mich altes Käuzlein noch am Leben findest."

Otto hatte wirklich Mühe, einige Worte hervorzubringen. Nie hätt' er gedacht, daß ihn diese Zusammenkunft so erschüttern würde.

Aufmerksam, überrascht, ja, stutzend horchte sie auf seine Rede. Dann faltete sie beide Hände zusammen, und sagte, mit leisem Kopfschütteln:

— „Seltsam! Wie Deine Stimme mich auf einmal so lebhaft an den andern Otto erinnert. Du bist es; und mir ist doch, als ob ich ihn spre-

chen hörte. Man konnte Euch Beide freilich in Allem verwechseln. Du haſt aber ganz ſeinen Ton angenommen. Der arme Junge ſollte alſo nicht wiederkehren? Wo haſt Du ihn denn gelaſſen? — Bis England hör' ich, ſoll er mit Dir gekommen ſeyn?"

Otto fuhr erſchreckt zuſammen. Die Frage: wo haſt Du ihn gelaſſen? — aus dieſem Munde! — Es war, als ob die Stimme des Vergelters über den Sternen zu ihm durch dieſe bebenden Lippen der unheimlichen Alten ſpräche. — So war Cain beim Donnerwort: „Wo haſt Du Deinen Bruder?" — erbebt. Otto aber wagte nicht jene Antwort: „Ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn?" — Mit übel erkünſtelter Faſſung wiederholte er jenes Mährchen von wahrſcheinlichem Untergang in einem Londoner Spielhauſe.

Sie neigte das Haupt zu ihm, und hörte genau zu. — „Es iſt, als ob er mir aus dem Grabe ſeinen eigenen Tod erzählte — Wie Du das Wort London ausſprichſt, ich meinte faſt, ſo könnte nur Er London ſagen. Ja! ja! — leider ein böſer wilder Bube war er immer. Er glaubte keinen Himmel und keine Hölle. Etwas Gutes hat er nie gethan."

Otto's Stimme zitterte, — (und wenn die Alte ihn in dieſem Augenblicke geſehen hätte, ſie würde vor ſeinem bleichen verſtörten Geſicht erſchrocken

seyn. — Diese Beiden, so gegen einander — es war ein düstres Bild!) — Seine Stimme zitterte, indem er sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich es Gutes nennen darf — aber liebe Tante, er hat mir dreimal — dreimal das Leben gerettet, — mit Aufopferung des seinigen. — Ich — ich hab' ihm eigentlich mit Undank dafür gelohnt — Und so bös als Sie ihn glauben, war er doch nicht — wenigstens nicht immer."

— „Das Leben gerettet?" — wiederholte sie kopfnickend — „Wahrlich? — Und dreimal? — Ja, das ist es eben, was ich sagen wollte. Trotz aller seiner tollen Streiche und gottlosen Reden konnte ich ihm doch nicht gram seyn. Er hatte wieder so etwas Treuherziges, Gerades —"

„Und wen er liebte —" fiel Otto hastig ein — „für den ging er in den Tod. Aber er wollte auch geliebt seyn. Und wo fand der arme verlassene Rätlos wohl Liebe? — Beim Vater nicht."

— „Das ist wahr."

„Beim Bruder auch nicht!"

— „O, Ihr Beiden vertragt Euch doch so ziemlich."

„Ja, weil Otto immer nachgab. Aber der Bruder liebte ihn nicht."

— „Du liebtest ihn nicht? — Da hattest Du Unrecht. Du hättest ihn lieben sollen. — Ich

habe ihn recht herzlich lieb gehabt; obgleich ich ihn oft geſcholten habe!" — ſetzte ſie mit einer weichen Innigkeit hinzu.

Otto ergriff ihre Hand, und drückte einen brennenden Kuß darauf.

— „Du biſt ungeſtüm! Was iſt Dir?"

„Ich danke für den armen Otto."

— „Und ſagſt doch, Du hätteſt ihn nicht geliebt?"

„Darum eben — weil ich viel wieder gut zu machen hätte! — Und es freut mich, daß doch Jemand ſeiner in Liebe gedenkt."

— „Du biſt ein ſeltſamer Widerſpruch. Ich hoffe, Du haſt Dir gegen ihn nichts vorzuwerfen? — Es war Dein Bruder. — Haſt Du in London auch fleißig nachgeforſcht — wo er geblieben?"

„Liebe Tante! In London! Wer kann da einen verlornen Menſchen wiederfinden?"

— „Verloren? — So will ich beten, daß der Himmel ſich ſeiner annehme, und er nicht ganz, nicht ewig verloren ſey."

Sie neigte ihr Haupt, und flüſterte mit bebender Lippe fromme Wünſche vor ſich hin.

Otto war ein harter Kopf, ein ſtarker, feſter Charakter. Das Schickſal hatte mit eiſernen Händen ihn ſelbſt eiſern ausgeprägt. — Aber dieſe einfachen Worte gingen wie ein Blitzſtrahl in ſein

Metall — es glühete und ſchmolz unter dem flammenden Hauch.

Er ſtand haſtig auf, und warf das Geſpräch in eine andere Region. Es gelang. Auch gelang es ihm, die Alte eine Zeit lang bei der Gegenwart, bei Kleinigkeiten, bei Erzählung gleichgültiger Dinge feſtzuhalten.

Aber Tante Judith lebte, wie Alte und Blinde thun und thun müſſen, doch eigentlich nur in der Vergangenheit. Sie hatte, wie eine reife Apfelſine unter der runzlichen Schaale eine Fülle ſüßen geiſtigen Saftes hegt, die ſehnſüchtige wehmuthvolle Zärtlichkeit zu entſchwundenen beſſeren Zeiten, friſch in ihrem Herzen aufbewahrt. Und dahin führte ſie ihn mit ſich zurück durch ihre Frage: ob er ſchon draußen in Breda geweſen wäre? — Als er dies verneinte, ſagte ſie: „mach, daß Du hinauskommſt, Du haſt draußen zu thun. Auch da gibt es gut zu machen — und zwar Dinge, welche Du wieder gut machen kannſt und mußt. Die arme Sophie lebt dort in bitterer Armuth; ihr Mann iſt geſtorben — das Kind iſt längſt todt. — Das arme Würmchen hat kaum zwei Jahre gelebt — ſie ſelbſt iſt krank und elend — und wird zum Theil auf öffentliche Koſten dürftig genug verpflegt. Ich gebe ihr monatlich eine Unterſtützung. Aber Du mußt mehr thun.“

„Sophie?“

— „Die ehemalige Kammerjungfer Deiner ſeligen Mutter. — Weiter brauch' ich nichts zu ſagen. — Du weißt, daß ſie um Deinetwillen aus dem Dienſt kam, und zum Deckmantel ihrer Ehre den Förſter Rubart heirathen mußte. Er hat ſie arg gemißhandelt, und Alles durchgebracht, was ſie von Deiner Mutter bekommen hatte."

Otto ſchwieg. Judith ſtreichelte ihm die Wange und ſagte: „ich kann mir deutlich vorſtellen, wie Du roth wirſt, und wie es Dich gut kleidet. Aber was Dich am Beſten kleiden wird, iſt: ſie für das lange Leiden zu entſchädigen, und ihre trüben Tage zu erheitern. Sie war freilich eine leichtſinnige wilde Hexe. Aber wenn Du ſie wieder ſiehſt, ſo denke daran, wie hübſch ſie war —; und — wer ſie zu Falle brachte" —

Auf ſeine Antwort, daß er wirklich ſchon den Entſchluß gefaßt hätte, morgen hinaus zu reiten, verſetzte ſie freundlich: „nun ſo benimm Dich gegen ſie auch ſo brav, wie ich es von meinem Otto erwarten darf."

Er machte ſich bald los, und verließ das Zimmer. — Mit welchem Sturm aufgeregter Empfindungen in der Bruſt! — Am meiſten aber beſchäftigte ihn der Gedanke: Was ſolch' alte Frau für ein Gedächtniß hat! und ein Gedächtniß für Dinge, die bei uns Andern ſo zerronnen ſind, wie Märzſchnee im Auguſt!

8.

Am andern Morgen ritt er hinaus auf das Gut. Der Paſtor, der Schullehrer und die Pächter hatten ihm einen feierlichen Empfang mit Ehrenpforten und ſingender Schuljugend bereiten wollen. Dieſe Ceremonien vermied er glücklich durch ſein unerwartetes Kommen. Dagegen mußte er eine Menge Audienzen ertheilen. Denn Jeder wollte den jungen Gutsherrn ſehen, der mit dem Kaiſer Napoleon nach Sanct Helena gegangen, und endlich über Algier zurückgekommen wäre. Die Scene war lebhaft genug. Da fanden ſich Grauköpfe, die den Herrn noch „ſo klein" gekannt hatten, junge Hausväter, die als ehemalige Spielkameraden mit ihm durch Feld und Wald geſtrichen waren, hübſche Frauen von mittlerem Alter, die mit einem kleinen Anflug von böſem Gewiſſen halb verſchämt abwarteten, ob der junge Herr in ihren etwas verblichenen Zügen noch wohl die hübſche Marie, die blonde Anne, die ſchwarzäugige Käthe erkennen möchte. Otto empfing alle mit einer aufmunternden Freundlichkeit, die, vom Herzen kommend, ihm auch ſogleich die Herzen der guten Leute gewann. Sie waren entzückt, aus ſeinem Munde zu vernehmen, daß er die Namen Blaſche, Drees, Rommel und Schuck aus den ruſſiſchen Schneefeldern und afrikaniſchen Wüſten in ſeinem deutſchen Gedächtniß treu mit zurückgebracht hatte. Die Zau-

berkraft, welche einer klugen Herablaſſung vornehmer Perſonen beim Volke nie fehlen kann, ſobald ſie mit dem gehörigen Tact angewendet wird, zeigte ſich hier in einer glänzenden Wirkung. Die bloße Erkundigung nach Frau und Kindern, und das gnädige Junker-Geſicht aus dem Perücken- und Fontangen-Zeitalter thut es freilich nicht mehr. Die Leute begehren heute, daß man eine in mehr als leerem Gewäſch beſtehende Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe, an ihren Entbehrungen und Wünſchen zeige. Dieſen Punkt verſtand Otto mit der Klugheit eines Mannes, welchen ein ſtrenges Schickſal in ſeine Schule genommen hatte; und er wußte, zur Bewunderung der Landleute, ſich mit einer ſolchen Geſchicklichkeit in den Mittelpunkt ihres Ideenkreiſes zu ſtellen, daß ſie wahrhaft entzückt ſeinen Worten horchten, und mit dem freudigen Vertrauen von ihm gingen: das ſey doch einmal ein Herr, der das Herz auf dem rechten Fleck habe, und mit dem gemeinen Mann ſo umzugehen wiſſe, wie es heut zu Tage verlangt werde.

Als der Schwarm ſich allmählig verlief, hielt Otto den Prediger noch mit der Bemerkung zurück, daß er von ihm eine genaue Auskunft über die Lage der Pächter und Guts-Eingeſeſſenen erwarte, und ſich deshalb ſeine Geſellſchaft zum Mittageſſen erbitte, welches jedoch nicht vor fünf Uhr Abends Statt haben könne, indem er bis dahin mit dem

Verwalter einen Ritt um die Gränze des Guts zu machen denke.

Soltar's Breda war eines der größten Güter im Lande, und hatte unter andern Annehmlichkeiten auch den Vorzug, daß es nur auf einer sehr kurzen Strecke unmittelbar mit andern Gutsgründen zusammenstieß. Es lag nämlich auf einer Halbinsel, welche von dem in einem großen Bogen um seine Fluren herkreisenden Fluß gebildet wurde. Wo die beiden Serpentinen des Flusses einander am nächsten kamen, fiel in eine derselben ein starker Mühlbach. Dieser machte wieder eine Gränze gegen das Gut Herborn, und nur an der offenen Stelle zwischen Bach und Fluß hatte Breda gegen das Dorf Rehweiler eine Landmark. Hier stieß es an das Bauerngut des Schulzen Staring.

Otto wollte heute nur um die Hälfte des Guts. Er ritt deshalb in Begleitung des Verwalters über die Flur, welche sich von den Hügeln zu den Wiesen hinabzog, durch den Wald, an den Fluß, und dann am Ufer hinauf bis zur Einmündung des Bachs. Weiter erreichten sie die Mühlen, welche, in schwarzer Schlucht zwischen Fels und Wasser malerisch eingeklemmt, die reizendste Waldeinsamkeit mit ihrem Geklapper belebten; — so kamen sie einige Stunden nach ihrem Ausritt an die sogenannte Landmark. Zugleich mit ihnen näherten sich dem Gränzgraben von der andern Seite her zwei Rei-

ter; der vorderſte auf einem raſchen Fuchs war der Schulze Staring. Er hatte die Ankunft des Barons zu ſpät vernommen, und deshalb der allgemeinen Begrüßung nicht beiwohnen können; um ſo mehr freute er ſich nun, dem freiherrlichen Nachbar hier zu begegnen. Sein Begleiter war der Förſter des umher liegenden Reviers.

Der Verwalter mußte in Auftrag des Barons die beiden Nachbarn zu ſich einladen, und Otto ſchlug, von ihnen begleitet, den nächſten Rückweg nach Hauſe ein. Dieſer führte zwiſchen beſtandenen Waldſchlägen und reichen Saatfeldern über manchen Hügel. In der Ferne ſah man den Thurm des Kirchdorfs und ſeitwärts von ihm auf der Höhe das röthlich weiße Schloß mit dem Anhang von Gebäuden und Gärten. Die Sonne ſchien hell und warm auf die luſtige Gegend; der Himmel glänzte mit dem reinſten Blau, worin auch nicht ein Wölkchen ſchwamm. Unterwegs gab es mancherlei Geſpräch, beſonders mit Staring, welcher vom Baron vorzugsweiſe befragt und angeredet wurde, und nach ſeiner Art auch wieder hundert Dinge auf dem Herzen hatte, die er vor ein willfähriges Ohr zu bringen ſchmachtete.

Die Baufälligkeit einiger von dienſtpflichtigen Leuten bewohnten Häuſer, an denen man vorbeiritt, brachte den Zuſtand dieſer Claſſe auf die Bahn. Staring meinte, der Baron würde bald ſelbſt ein-

ſehen, daß zu ſeinem eigenen Vortheil eine gänzliche Veränderung hier eintreten und eine möglichſt billige Ablöſung der noch beſtehenden Dienſte auf alle Weiſe befördert werden müßte. Ueberhaupt ſchilderte er die Lage des Landvolks als ein nach drei Mißjahren und bei unerſchwinglichen Steuern zur Verzweiflung treibendes Elend. Concurſe folgten auf Concurſe, und bei überall ſtockendem Erwerb ſey eine Erleichterung in den Abgaben durchaus nothwendig; wovon aber die herzogliche Cammer durchaus nichts hören wolle. — Den Bürgern in der Stadt ginge es zu gut, namentlich den Handwerkern in der Reſidenz, die hätten den Hof, alle Landescollegien, Militair und reiche Einwohner, von denen ſie ihren Lebensunterhalt in Ueberfluß gewännen. Der Bauer allein ſey das von allen Seiten bedrückte Laſt- und Melk-Vieh, dem man das Unmögliche zumuthe, bis die arme Creatur unter der übermäßigen Bürde hinſtürze.

Otto dachte an ſeinen conſtitutionellen Tiſchler, welcher dieſe arme Creatur als ein widerſpenſtiges Streitroß geſchildert, und auf Zähmung ihres Uebermuths angetragen hatte.

„Und dann" — fuhr Staring fort — „dieſe verdammten fetten Bürger! Wenn unſer Eins ein Capital braucht, um eine Tochter auszuſteuern, oder einen Bruder abzufinden — bei ihnen müſſen wir es holen. Sie leihen uns Eintauſend Thaler —

Zweitausend — Dreitausend — und dann passen sie auf, wie der Teufel auf eine arme Seele. — Haben wir einen Unglücksfall — Rutsch! — ist die Kündigung da — bricht der Concurs los — der Dickbauch geht mit dem Gut davon — und wir müssen noch danken, wenn er uns als Pächter behält."

Er berief sich gegen den Verwalter, welcher meinte, ganz so schlimm wär' es doch nicht! — auf einige schlagende Beispiele, und schloß seine Rede mit den Worten:

„Ich wiederhol' es, Herr Baron — dem Bauerstande muß vor allen Dingen geholfen werden. Er ist leider Gottes der unterste Stand — alle die übrigen stehen auf ihm. — Geht er zu Grunde, Adieu Bürger, Schreiber, Gelehrte, Räthe, Militair, Hof und Herzog selber! — Wenn der Kiel bricht, so ersäuft Mann und Maus! Die Constitution muß uns aufhelfen, muß alle retten. — Sie werden die Noth schon selbst deutlich genug sehen. Vergessen Sie uns nur nicht! — Es ist Ihr eigener Nutzen."

Otto versetzte freundlich, er werde gern befördern, was er könne; aber der Bauer müsse auch von seiner Liebhaberei, das Unmögliche zu verlangen, herunter gehen.

Dann wendete er sich zum Förster mit der Frage: wie lange er an seinem jetzigen Posten, und wer sein Vorgänger gewesen sey?

— „Der Förſter Rubart.“

„Iſt der ſchon lange todt?“

— „Seit zehn Jahren. Er hatte eine Natur wie ein Bär. Aber der Branntwein wirft den Stärkſten um.“

„Er hat eine Wittwe hinterlaſſen? — Sie diente früher in unſerm Hauſe —“

Der Förſter ſchmunzelte, als wollt' er ſagen: ja ich weiß wohl. — Die Andern horchten neugierig, wo das Geſpräch hinführen werde.

„Lebt ſie nicht hier auf dem Gute?“ — fragte Otto weiter.

— „Nicht mehr“ — ſagte der Verwalter — „wir fürchteten, daß ſie der Armencaſſe zur Laſt fallen würde. Noch ein Jahr, ſo wäre ſie hier im Diſtrict einheimiſch geworden. Darum trieben wir ſie vorm Jahre nach Herborn hinüber, wo ſie zu Hauſe gehört.“

— „Der Major“ — ſagte Staring — „will ſie aber auch nicht behalten. Er behauptet, ſie müſſe dort bleiben, wo ſie mit ihrem Manne zehn Jahr lang gewohnt.“

— „Da ſollten wir ſie wohl gar ernähren?“ — rief der Förſter — „Ja, in unſer Gebiet kommt ſie nicht. Dafür wird das Amt ſchon ſorgen. Solch armes Zeug haben wir genug. — Aber ich denke“ — ſetzte er treuherzig hinzu — „jetzt, da der Herr Baron wiedergekommen iſt, wird ihr geholfen ſeyn.“

Otto that als ob er es nicht gehört hätte; gab ſeinem Pferd den Sporn — im raſchen Trabe ging es aufs Dorf zu, in die Gaſſe hinein, wo alle Leute an die Thüren kamen. —

— „Sieh Grete! — Der iſt es! — Der iſt es! — Der Vorderſte! Schau, Franz! — der reitet! — wie ein Huſar!“

Otto ſah im Vorbeireiten über den Kirchhof hinüber, und erblickte den alten Pfarrer, welcher aus ſeinem Hauſe trat, um nach dem Schloſſe hinauf zu gehen. Er parirte auf dem Fleck, ſprang ab, gab das Pferd dem Reitknecht, und ließ ſeine Begleiter fortreiten. Er ſelbſt ging durch ein kleines, in der Kirchhofsmauer angebrachtes Drehkreuz, auf den ſtillen Gottesacker, wo zwiſchen beſcheidenen Pfählen und Hügeln ein ſchmaler Pfad zur Kirche führte. Als er um die Ecke deſſelben geſchritten war, fiel ihm ein ſteinernes Monument ins Auge, welches über die andern vergänglichen Zeichen menſchlicher Vergänglichkeit hervorragte, wie ein Ritter mit Helmbuſch und Lanze über den Trupp niederer Knechte. Er trat heran und las:

Ci gît

Alfonse de Lassigny

comte de l'empire, officier de la légion d'honneur

etc. etc. etc.

Der Pfarrer war, als er den Baron auf den Kirchhof kommen sah, umgekehrt. Wie Otto von der Marmortafel aufblickte, stand der Graukopf mit abgezogenem Hute vor ihm.

„Helfen Sie mir doch auf die näheren Umstände dieser Geschichte, lieber Herr Pastor. Sie ist mir fast aus dem Gedächtniß gekommen."

— „Der Herr Baron vergessen, daß ich damals noch nicht hier war. Ich bekam diese Pfarre erst im Jahre 1814. So viel ist gewiß und bekannt, der Graf fiel in einem Duell mit dem Prinzen Albert, welchem der Kampf auch das Leben kostete. Aber es steckt noch ein Geheimniß in der Sache — und seltsam genug, alle Welt weiß, daß ein Geheimniß da ist; seit beinahe zwanzig Jahren ist genug davon gesprochen; und niemand hat doch erfahren, worin es besteht."

„Also ist es wirklich verschwiegen geblieben?"

— „Man sagt, es wüßten nur vier Personen, welche sich durch einen Eid verpflichtet hätten. — Aber mein Gott! wie können Sie so fragen? Und wie kann ich so schwatzen? — Sie, Herr Baron, sind ja gerade einer von den vier Leuten. So wenigstens ist mir erzählt worden."

Otto lächelte mit einem seltsamen Ausdruck.

— „Sie, der Erbprinz, und Major Krispalt sollen ja auf das unglückliche Duell zugekommen seyn? — Leider zu spät. Ja, ich sehe es Ihnen

an, Sie belieben nur Ihren Scherz mit mir zu treiben."

„Und findet ſich über die Sache ſelbſt keine Auskunft? keine ſchriftliche Nachricht?"

— „Meines Wiſſens nicht. In unſerm Kirchenbuche ſteht nicht mehr als oben auf dieſem Leichenſteine. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erzählen, daß Alles vom Herzog ſelbſt, ſo viel als möglich, vertuſcht worden iſt."

„Selbſt bis auf die Urſache?"

— „Man ſagt allerdings, eine abenteuerliche Liebesgeſchichte mit einer Fremden — einer Italienerin, hätte die Veranlaſſung gegeben."

Otto gewann allmählig die Ueberzeugung, daß der Paſtor von der Sache nur das kannte, was als dunkles Gerücht davon ins Publicum gekommen war, und ließ das Geſpräch fallen, indem er nur bat, ihm gelegentlich das Kirchenbuch mitzutheilen.

Sie verließen den Kirchhof und gingen hinauf ins Schloß, wo ſie im großen Saal einen kleinen Tiſch gedeckt fanden.

„Mit welcher frugalen Koſt Sie nun heute bei mir vorlieb zu nehmen haben" — ſagte Otto lachend — „das mag der Himmel wiſſen. Die Frau des Verwalters fiel heute morgen faſt um, als ich ihr ankündigte, daß ich ihr meinen Mittag anvertrauete. Sie dachte wohl, unter zehn Schüſ-

ſein dürfe man mir nicht kommen. Ich ſuchte ſie mit der Verſicherung zu beruhigen, daß ich mein Leben bis jetzt bei ſehr ſchlechter Koſt zugebracht, und ſogar manchen Tag gehungert hätte. Aber Ihr Herrn Paſtoren befleißigt Euch eines andern Wandels, indem Ihr nicht allein den Geiſt, ſondern auch den Leib pfleget; und wiſſet die Freuden des Mahls zu ſchätzen."

— „Beſonders wir armen Landprediger" — verſetzte der Pfarrer ſcherzend — „welche alle Tage herrlich und in Freuden leben."

Man ſetzte ſich an den Tiſch. Otto fühlte, daß zur Erreichung der Zwecke, welche er in Gedanken verfolgte, es auf die möglichſt ſchnelle Gewinnung des allgemeinen Vertrauens ankäme. In dieſem Sinne ging er aufs Freimüthigſte gegen den Pfarrer heraus, und dieſer war die Bereitwilligkeit ſelbſt, alle conſtitutionellen und volksthümlichen Erörterungen zu behandeln.

— „Herr Baron" — ſagte er — (man war eben bei der vierten Flaſche guten alten Weines angekommen) — „ich bin ein frommer Diener der Kirche, ein treuer Unterthan, und von aller Neuerungsſucht weit entfernt. Aber ich ſage Ihnen, es thut nicht gut, wie unſre Fürſten und Regenten es treiben, es thut nicht gut. Das Volk iſt nach zehn Jahren vergeblicher Erwartungen wild und ungeduldig geworden. Es verlangt nun endlich von

oben herab guten Willen und ernstliche Anstalten zu sehen. Man giebt ihm nichts als neue Formen und neue Steuern. — Für den Hof, für Equipagen, Militair und Theater ist immer Geld da. Aber wo eine nützliche wahrhaft segensreiche Einrichtung zum Besten des Volks aufs Tapet kommt, da heißt es immer: ja, dazu muß man ruhigere Zeiten abwarten, und einstweilen ad acta. Ich kenne das ja leider aus eigener Erfahrung. Unser Kirchen- und Schulwesen quält sich in der größten Dürftigkeit nur so jämmerlich hin. Wenn irgendwo zugegriffen werden müßte, wär' es hier. Denn, wie soll das Volk besser werden, wenn es nicht erzogen wird? Dumm machen läßt es sich nicht wieder. Auf die rechte Weise klug machen will man nicht — da greift es also in halbem Wahn und täppischer Blindheit um sich her, und stiftet nur Unheil. — Ich bin ein Prophet in der Wüste, aber ich sage Ihnen vorher, für den Elementar-Unterricht muß gesorgt, die Rohheit der Gemüther, der Schmutz der Denkungsart muß weggeräumt, dem unkirchlichen Wesen, der Gottlosigkeit muß entgegengearbeitet werden. Das ist die große Aufgabe einer wahren Landes-Verfassung; und wenn diese nicht gelöset, wenn nicht dazu gethan wird, in unserm Lande, im ganzen Deutschland die Jugend zu besserer Gesinnung zu erziehen — so haben wir eine Revolu-

tion zu erwarten, welche Thron und Altar in Trümmer schlägt!" —

In dieser Art fuhr er noch eine Weile fort, und schloß endlich mit dem Spruch: **Dixi et salvavi animam meam!**

Otto lächelte mit einem ungläubigen Kopfschütteln.

Der Pastor sah ihn ernsthaft an. Dann fragte er plötzlich:

— „Glauben Sie an Gott?"

Otto fuhr zusammen, wie von einer unangenehmen Erscheinung überrascht.

„Eine merkwürdige Frage! Und was soll sie?"

— „Gar nichts; wenn der Herr Baron sie nicht beantworten wollen."

„Nun, ich kann sie wohl beantworten. Sie müssen nur nicht erschrecken. — Ich glaube, daß ich an Gott glaube. Weiter kann ich nichts sagen."

— „Sehen Sie wohl?" — versetzte der Pastor achselzuckend — „In dem nämlichen Fall sind Hunderttausende. Und von Hunderttausenden ist kaum Einer so aufrichtig wie Sie. Der wahre, treue, fromme, heiße, unbedingte Glaube an Gott ist aus der Welt verschwunden. Man glaubt allenfalls, daß man einen Glauben habe. — Sehen Sie, Herr Baron, wie Sie nicht recht wissen, ob Sie an Gott glauben, so wissen die Regenten nicht, ob sie an die

Conſtitutionen glauben, die ſie doch ſelbſt geben. Das fühlt das Volk ſehr richtig — und will darum an dieſen unwillig gegebenen beſchnittenen dürftigen Chriſtbäumchen gar keine Freude haben, wie ſchön ſie auch herausgeputzt ſeyn mögen. Nach einer Stunde gehen die Lichterchen aus; und ſteht dann ein abgehackter erſtorbener Tannenbaum da. Das ſind unſrer deutſchen Conſtitutionen."

„Es iſt doch merkwürdig!" — ſagte Otto — „ich bin kaum einige Wochen in meinem Vaterlande wieder einheimiſch, und habe in der kurzen Zeit das Wort Conſtitution öfter gehört als je in meinem ganzen Leben. Glaubt Ihr Leute denn wirklich, daß man alle Schäden und Gebrechen damit heilen könne, wie mit einem Zauberwort?"

— „Herr Baron" — verſetzte der Pfarrer — „jede Zeit, jedes Jahrhundert hat noch ſolches Zauberwort gehabt. — Allerdings ein Wort des Zaubers, weil das Volk daran glaubt. — Einſt war dies Wort die Reformation — Nachher war es in Deutſchland der große König — Später die franzöſiſche Revolution mit ihrem: „Krieg den Paläſten, Frieden den Hütten!" — Endlich ſogar Bonaparte, der zur Zeit ſeines Conſulats für den Freiheits-Apoſtel und Welt-Erlöſer gehalten wurde. — Jetzt iſt es die Idee der Verfaſſung. Alle Welt glaubt daran, und darum iſt ſie — und iſt unendlich viel. Nur die Fürſten und ihre Miniſter und Hof-

leute wollen nicht daran glauben; wollen nicht, weil sie nicht können — weil sie Blindheit und Eigensinn für Klugheit halten — und daran werden sie zu Grunde gehen! Trotz aller ihrer Cabinetsweisheit, ihrer Verordnungen und ihrer Soldaten! Dixi et salvavi animam meam! wiederhol' ich, und kann mich dabei beruhigen, denn ein armer Landpfarrer wird im Rath der Mächtigen nicht gehört, und ist nur zum Beten und Seufzen berufen. Ihnen aber, Herr Baron, lege ich meine Worte und die Noth des Landes ans Herz. Sie haben den schönen Beruf, der Freund, der Verfechter des Volks zu seyn, und indem Sie dessen Elend erleichtern, werden Sie viel Unglück abwehren."

Er sprach dies mit einem sehr pathetischen Ton, seufzte tief, und schauete verklärten Blicks in sein von einem Sonnenstrahl angeschienenes, entzückende Lichter und Funken strahlendes Glas — dann schlürfte er den geistigen Strahl ein, und seufzte abermals.

Otto belächelte den patriotischen Eifer des frommen Seelenhirten mit den Worten:

„Ich danke für Ihre Meinung. Uebrigens scheint Ihr Bild von der Noth des Landes mir übertrieben schwarz. — Wenn man Sie hört, sollte man glauben, die Leute stürben alle Hungers. Ich wenigstens habe noch

keine Gelegenheit gehabt, ſo argen Verfall zu bemerken."

— „Das kann ſeyn, beweiſet aber, Sie erlauben, gar nichts. Wenn Sie dem Elend Ihre Thür und Ihre Augen nicht verſchließen, ſo wird es ſchon zu ihnen kommen. Und ziehen Sie meine Schilderung in Zweifel, ſo fragen Sie einen Mann, der vom ganzen Lande mit Hochachtung und Vertrauen genannt wird, der Ihr Freund iſt — ich meine den Major Herborn, da werden Sie das Nämliche hören."

Dieſe Erfahrung konnte Otto ſchon am folgenden Tage machen. Nachdem er die andere Hälfte ſeines Guts umritten, ſchickte er den Reitknecht voraus nach Herborn, und ließ ſich dort anmelden. Er ſelbſt folgte langſam nach, und ritt gedankenvoll des Weges, welchen ihn Staring in jener Nacht geführt hatte. Von ferne blickte das unheimliche Jagdhaus durch den Wald. Er betrachtete es lang, ohne jedoch näher hinanzureiten. Als er aber zu der kahlen geſpenſtigen Eiche kam, widerſtand er dem Verlangen nicht, und bog aus dem Wege, um den Platz zu beſehen. Es war zwiſchen Haſelſtauden und Brombeerſträuchen ein kahler Fleck, durch nichts, auch nicht das mindeſte ausgezeichnet. Indem er noch da hielt, ganz ſtill, auch ſein Pferd nicht die geringſte Bewegung machte, rauſchte es im Dickicht, und durch das Gebüſch ſchlich eine ärm-

ſich gekleidete Frau, welche Pilze ſuchte. Gebückt wie ſie ging, hatte ſie den Reiter nicht bemerkt, auch war er, wie ſie näher kam, ganz von der dicken Eiche verdeckt. Nun trat ſie hinter dem Baum hervor. Das Pferd ſtutzte, ſie erſchrak und warf einen verwirrten Blick auf Otto. Dieſer ſah ein auffallendes Geſicht; blaß, hager, vergrämt; aber die Furchen des Elends hatten nicht alle Spuren ehemaliger Schönheit aus dieſen Zügen hinweggeſtrichen. Die Augen lagen wie ein paar ausgebrannte Kohlen in ihren tiefen Höhlen; doch plötzlich wurden ſie wieder von einem lebhaften Funken belebt. — Ole hob die Hand auf, ſtarrte den Reiter wild an, ſtieß einen lauten Schrei aus; dann rannte ſie ſchneller als man es ihrer kümmerlichen Geſtalt zugetraut hätte, in den Wald zurück. Otto war betroffen über dieſe wunderliche Erſcheinung, worin er übrigens die Züge irgend einer Jugendbekanntſchaft zu entdecken glaubte. Er fühlte jedoch keinen Beruf, dem ſeltſamen Räthſel nachzuſetzen. Grillig, ahndungsvoll ritt er zum Holz hinaus. Ihm war, als wär' er in einem Zauberwald geweſen.

Auf Herborn wurde der erſte Beſuch des Gutsnachbarn wie ein Feſt begangen.

Mathilde hatte tauſend Fragen über die Reſidenz. Otto war ſehr bereit, ſie alle beſtmöglichſt zu beantworten; aber Georg ließ dies Geſpräch nicht recht aufkommen. Er bemächtigte ſich des Freundes

und führte ihn gar bald in ganz andere Regionen, indem er aus den eben eintreffenden Zeitungen die politischen Neuigkeiten abspann, und von Paris, Brüssel, Braunschweig und Dresden auf die heimischen Angelegenheiten mit einem Eifer herüber fuhr, als wäre er der constitutionelle Tischler, der Schulz von Rehweiler, und der patriotische Pfarrer in einer Person.

— „Wunderst Du Dich!" — sagte er — „wenn ich immer wieder auf diese Dinge zurückkomme? Die Zeit geht mit Riesenschritten, und was in ihr geschehen soll, muß schnell seyn wie sie. Wer eine Stunde zurückbleibt, holt sie nicht wieder ein. Du siehst, wie es überall in Deutschland auflodert. Wohin der Sturm uns führt, Gott weiß es! Die Völker wissen nicht, was sie wollen, die Fürsten nicht, was sie sollen, Beide glauben aber in ihrer Blindheit, sie ständen im heitern Licht. Das ist der Wahn eines Verrückten. Er schleudert Brandfackeln ins eigne Haus, und freut sich, daß es so schön hell um ihn leuchtet. — Wer aber im allgemeinen Toben klug und besonnen bleibt, der bedenkt das Nächste. Wir haben den Beruf, für unser Land zu handeln. Die Zeit ist da. Es fragt sich nur ob wir die rechten Männer sind zur rechten Zeit; und deshalb frag' ich Dich in ihrem Namen: wer bist Du? Was willst Du seyn?"

Auf Otto's Versicherung, daß er dem Freunde

treu zur Seite stehen werde, eröffnete dieser ihm seine Unzufriedenheit mit dem Gang der Regierung, mit dem Verzögern allgemein begehrter und nothwendiger Aenderungen, mit der Unzuverlässigkeit des Ministers und dem übel verstandenen Widerwillen des Hofes gegen den Schein von Furcht, den man durch „Concessionen" auf sich laden werde.

Er zeichnete in raschen Umrissen den Plan hin, den die Ständeversammlung zu befolgen hätte. — Aufhebung einiger drückenden Lasten, Einschränkungen im Staatshaushalt, genauere Rechnungs-Vorlegung und Handelserleichterungen waren die Hauptsachen; auch müsse der Gang der landständischen Geschäfte rascher fortschreiten, der alte Schlendrian ganz ausgefegt, und namentlich die Herrenbank abgeschafft werden; ihre Beibehaltung sey zwar das Hauptziel der ministeriellen Schlauheit, aber dies Institut sey ein Unsinn, ein frecher Hohn gegen die Verhältnisse des kleines Landes.

— „Ein Unglück!" — rief er aus — „daß Prinz Hugo von * * * eine so complete Null ist. Er hat nun außer Helmstein und Rublach, die er schon früher besaß, auch noch die schönen Güter Stegnitz und Weingarten geerbt, und ist nun der reichste Besitzer im ganzen Lande; aber leider auch nur der geborne Repräsentant stupider Albernheit. Er hofft durch Vermittelung des Erbprinzen nächstens General in * * * zu werden. Die Uniform

hat er schon bei sich; jeden Abend schließt er sich eine Viertelstunde ein; dann zieht er sie an, und geht darin vor seinen Spiegeln auf und nieder."

Georg warf noch ein paar Lächerlichkeiten auf ihn, und schloß dann seinen constitutionellen Vortrag:

— „Ich übrigens, um die Hände ganz frei und keine Dienstverpflichtung mehr zu haben, werde meinen Jägermeister an den Nagel hängen. Sie haben mich gepreßt, bis ich die Stelle annahm. Und bisher konnte ich sie mir gefallen lassen. Aber jetzt, da ich mit dem Benehmen des Hofs unzufrieden bin, wär' es Verrath, mich noch zu ihm zu halten, und doch sein Gegner zu seyn. Auch bin ich meines Zeichens stets ein guter Landjunker und ein herzlich schlechter Hofmann gewesen. Niemand ist leichter zu ersetzen, als ich, und sie haben die Wahl zwischen einem Dutzend Aspiranten, die mir alle glückliche Reise wünschen. Uebrigens bleibt dies noch unter uns."

Das Gespräch hatte die Freunde weit im Park umhergeführt, und obgleich Mathilde die spät Heimkehrenden mit einem Vorwurf wegen der ewigen Politik empfing, welche nicht blos die Lebenden quäle, sondern sogar dem Braten am Spieß nachtheilig werde, so klang dasselbe Thema doch selbst während des Mittags fort.

Nach Tisch aber, als man sich im Garten an einem lieblichen Schattensitz versammelte, von wo

aus man weit in Thäler und duftige Fernen hinaussah, während das Ohr durch liebliches Rieseln eines zur Seite aus dem Felsen strahlenden, im steinigten Bett zum Teiche rauschenden Quells erfreut ward, riß Otto die Abhandlungen des eifrigen Freundes gewaltsam durch, indem er sich in das liebliche Kinderhäuflein der freundlichen Hausfrau drängte, und mit unermüdlicher Schwatzlust alle Gegenstände herbeiführte, welche nur gemacht waren, das leidige Staatswesen in den Hintergrund zu schieben.

Er erzählte dann auch sein Abenteuer mit der schwarzen Erscheinung im Walde.

Mathilde sagte: „das ist die arme wahnsinnige Försterswittwe gewesen. Hab' ich es nicht schon oft gesagt, Georg? Es ist unverantwortlich, daß man die unglückliche Frau so in der Wildniß umherlaufen läßt."

„Man sollte ihr wohl eine Zofe halten?" — versetzte er — „Oder willst Du sie einsperren? Sie thut ja Niemandem etwas zu Leide."

„Aber sich selbst wird sie einmal ein Leids anthun; oder sie bringt Jemanden ins Unglück. Seitdem sie hier wohnt, hab' ich immer eine Angst, wenn die Kinder ins Holz laufen. Man sollte sie doch in einer Anstalt unterbringen."

„Auf Kosten der Gemeinde? Oder wer bezahlt es sonst? — Vielleicht der Herr Baron Soltar? Denn Du sollst nur wissen, mein Freund, daß wir

Beiden über dieſe ſchwarze Dame eine nachbarliche Fehde mit einander auszumachen haben. Indeſſen hoff' ich, Du wirſt aus alter Freundſchaft für die Schöne nicht meinen Handſchuh, ſondern ſie ſelbſt aufnehmen."

„Alte Freundſchaft?" fragte Mathilde neugierig —

— „Sie war ja Kammerjungfer bei Soltar's Mutter, und überdies — — —" Georg unterdrückte einen Scherz, den er auf der Zunge hatte, und ſetzte mit einer etwas gezwungenen Wendung hinzu, im Hauſe dieſer Sophie ſey Glernau's Alma geboren.

„Wie kann denn" — fragte Otto — „der Miniſter ſie ohne Unterſtützung dem Wahnſinn und Elend Preis geben?"

— „Nicht ſo geſchwind!" — verſetzte Georg — „Sie iſt gar nicht wahnſinnig, nur ein Bischen wirr, und von einer fixen Idee beſeſſen. Dieſe Idee macht aber alle Verſuche, ſie zu unterſtützen, unnütz. Dein Vater und Glernau haben bedeutende Summen an ſie verſchwendet. Der Mann vertrank den letzten Heller, und mußte endlich vom Dienſt. Sie ſelbſt aber ſchleppt ſich mit dem Wahn, ſie habe ein Verbrechen begangen, welches noch fortdauere und doch nicht geändert werden könne. Zur Buße aber wolle und müſſe ſie im Elend leben. Und Alles, was man ihr zuwendet, Kleider, Lebensmittel, Feuerung, ſie giebt es ſogleich an ärmere Leute, „die einer Unterſtützung würdiger wären," ſagt ſie.

„Ein Verbrechen begangen?“ fragte Otto mit einiger Beklommenheit.

— „O!“ — flüſterte Georg ihm zu — „Du brauchſt Dir keine Gedanken darüber zu machen. Was Du fürchten könnteſt, iſt es nicht. Das Kind iſt eines natürlichen Todes geſtorben. — Aber die Verpflichtung Deines Vaters iſt allerdings auf Dich übergegangen — — —“

Im nämlichen Augenblick ward Georg zu einer ökonomiſchen Angelegenheit abgerufen, welche für einige Stunden ſeine Gegenwart und hinterdrein noch ſeine Aufmerkſamkeit ſo in Anſpruch nahm, daß er vom Reſt des Tages dem Freunde nur noch einzelne Momente ſchenken konnte.

Als Otto ſchon zu Pferde ſaß, gab ihm die kleine hübſche Hausfrau noch die Hand darauf, daß ſie bei ſeiner nächſten Anweſenheit in Breda, ſeine Junggeſellenwirthſchaft mit eigenen Augen ſehen und eritiſiren wolle.

Wer ihn in dem Augenblick geſehen, hätte ihn für den heiterſten unbefangenſten, ſorgloſeſten Menſchen unter der Sonne gehalten. Wer ihm aber zwei Minuten ſpäter begegnet wäre, als er den Hügel hinunter war, und in den Wald einbog; wie er da ſo ſtumm, gedankenvoll in ſich verſunken, des Weges zog, die düſtern Blicke ſtarr vor ſich hin, die Augen in ihren Höhlen ſo tief, die Lippen in ihrem Aufwurf ſo bitter — der Ausdruck des

ganzen Geſichts in ſo feindſeliger Unruhe — — der hätte, ihm nachſehend, nichts anders ſagen können, als: Baron, Gutsbeſitzer, Herr von Hunderttauſend magſt Du ſeyn — aber beim Himmel! Du biſt doch ein armer Mann.

9.

Otto kehrte nach der Stadt zurück. Was er auf Breda und Herborn geſehen und erfahren hatte, gab ihm genug zu denken. Und an Muße zum Grübeln fehlte es ihm nicht. Er fühlte ſich wie in einer Wüſte; — einſam, wenn er durch die langen leeren Zimmer ſeines Hauſes wandelte, einſamer noch, wenn er die Geſellſchaft aufſuchte, und in ihrem Treiben keine Freude, unter den Masken, welche ſie ihm zeigte, kein Vertrauen erweckendes Geſicht fand. Weder durch ſeinen Charakter, noch durch ſeine vom Schickſal wunderlich geleitete Erziehung war es ihm gegeben, ſich leicht anzuſchließen, und die Oberfläche der Dinge auch für etwas gelten zu laſſen. Und ſie iſt doch etwas; eine Münze, über deren Cours man ſich verſtändigt hat, obgleich man dem Metall keinen Werth einräumt. Das begriff er nicht. Er ſah in dem Gepräge keinen Vertrag, ſondern nur eine Lüge. Dieſe Unkunde wäre ihm zu verzeihen geweſen; aber er hielt ſie für Klugheit, und wollte dafür gelobt ſeyn.

Man muß ihm ſein Algier zu Gute halten! ſagten die Billigen. — Er iſt ein Narr! ſchrieen die Feinde und Neider.

Er fühlte wohl, daß er überall anſtieß, ſchwur aber, die Andern gingen irre; er allein wär' auf dem rechten Wege. —

Er that überhaupt wenig von dem, was man von ihm erwartete; ſondern mehr das Gegentheil. So war er auch gegen ſeine Diener, womit ſein großes Haus ſich bevölkerte, ein gütiger Herr; obgleich mit ſtets ernſtem Geſicht und feſtem Weſen. Dagegen trug er im Umgang mit ſeines Gleichen eine Schroffheit, einen Uebermuth zur Schau, der eines Sultans würdig war. Er konnte in dieſer Rolle unerträglich ſeyn. Die Leute, über welche er hinwegfuhr, waren außer ſich. Hätte dieſer Ankömmling nicht alles thun ſollen, um ſich angenehm zu machen? — Freunde zu erwerben? Aber da ſtand er, mit einem Geſicht, und einer Grandezza, als ſagte er der ganzen Welt: Da! Geh her! — Küß die Hand! — Das Aergerlichſte dabei war: die Hoheit kleidete ihn, und er wußte ſie durchzuführen. Wenn man ihn noch hätte verſpotten, lächerlich machen können! — Aber es war nicht der aufgeblaſene Hochmuth, den jeder dumme Junker im unerſchöpflichen Uebermaaß auftiſchen kann — es war ein Geiſt, ein Dämon, ein Teufel in dieſem Menſchen, mit dem in Frieden zu leben un-

möglich, und der Krieg wirklich ein Kampf um Leben und Tod ſchien.

Hätten übrigens ſeine Feinde den Gehaßten und Beneideten im Innern ſeines öden Hauſes, in der nächtlichen Einſamkeit ſeiner Zimmer geſehen, ſo wäre ihren Neiderblicken ein gewiß höchſt willkommenes Schauſpiel begegnet. Stunden lang ſaß er da im letzten aller der Zimmer, welche von matten Lampen beleuchtet, in einander offen ſtanden; und blickte in die Lichter auf ſeinen Tiſch ſo unverwandt, als ſähe er in den Flammen ein Geſicht, deſſen Züge ſein Auge feſthielt. — Nur das einförmige Ticktack der Uhren unterbrach die Stille, in welcher ſich kein anderer Laut hören ließ. — Ein anderes Mal trieb es ihn unſtät ganze Nächte und mehrere Nächte hinter einander von Zimmer zu Zimmer auf und nieder. An jedem Spiegel glaubte er einer bleichen Erſcheinung zu begegnen. An jedem Spiegel zwang er ſich, hinein zu ſehen, und des bleichen Geſichts zu ſpotten, welches ihm daraus entgegenſtarrte. Es war ja doch ſein Geſicht, ſein eigenes, nicht ſein verhaßtes Ebenbild auf den Schultern jenes Andern. —

Zuweilen ſagte er, wenn er ſich Nachts auf dieſen einſamen Wanderungen ſelbſt begegnete: Kennſt Du wohl die Klippen von Dover? —

Einmal verſuchte er, mit hohnlachendem Gruß in den Spiegel hinein zu rufen: Ei guten Abend

Otto! Wie ist der Zweikampf ausgefallen? — Aber er versuchte es nicht wieder. — Eine blutige That, wie schrecklich sie auch sey, macht den Menschen noch nicht zum Meister in der Kunst, mit Verbrechen sein Spiel zu treiben.

Nach so durchwachten Nächten weckte ihn erst die späte Mittagsstunde aus unerquicklich dumpfem Schlaf. Dann ging es zu Pferde — von einem Pferd aufs andre — wild, ungestüm — als brenne der Boden ihm unter den Füßen. — Endlich heimgekehrt, fand er dasselbe öde Haus, dieselben finstern Gedanken — die schwarzumhüllten bleichen Höllengestalten, aus deren schadenfrohem Lächeln der Mensch Wahnsinn und Verzweiflung saugt.

Eine wahrhafte Tollhaus-Existenz! rief er aus. — Das muß anders werden!

Er fühlte, daß er seine Stellung ändern und sich einen Platz in den Verhältnissen der Gesellschaft erobern müsse.

Die Scheu vor dem Frohndienst des geselligen Verkehrs mußte besiegt werden. Er entschloß sich zum Versuch, ob er wohl in einigen Häusern einheimisch werden könnte — und aus Dankbarkeit begann er seine Reihe mit Frau von Runolt.

Der Anfang versprach wenig. Die zügellose Erzählungswuth der Mutter, in Verbindung mit ihrem zum Kunstwerk ausgebildeten Talent, dem Zuhörer nicht nur bei Gelegenheit, sondern auch ohne

alle Gelegenheit, etwas Unangenehmes zu ſagen, war ſo wenig zum Wiederkommen einladend, als das zurückhaltende Weſen der Tochter, welche ſich zum Widerſpruch gegen die Mutter die Rolle einer Stummen erwählt zu haben ſchien.

An Eugeniens Schweigen hatte übrigens weder mädchenhafte Blödigkeit, noch Verſtandesbeſchränkung den geringſten Antheil. In ihren Zügen ſtand deutlich zu leſen, daß ſie nicht ſprach, weil ſie nicht wollte. Indeſſen machte ſie dazu keine trotzige Miene. Der Ausdruck des zarten Geſichts blieb heiter und ruhig wie der Marmor einer ſchönen Büſte — aber auch eben ſo leblos wie der Marmor. Selbſt das Auge, ſo hell und klar, war kalt wie Eis. Glücklicher Weiſe ſah man ihm an, daß es wenigſtens blitzen konnte; ſonſt wäre der Blick hinein unerträglich geweſen.

Euch komm' ich ſo bald nicht wieder! ſagte Otto, indem er die Treppe hinab ſtieg.

Als er fort war, ſchalt Frau von Runolt ernſtlich mit ihrer Tochter über ihr faſt ungezogenes Betragen.

„Du magſt wohl Recht haben, liebe Mutter" — verſetzte Eugenie — „aber mir iſt in ſeiner Nähe die Zunge wie gelähmt."

— „Albernheit! Wer wird ſolchen empfindſamen Poſſen nachgeben? Als ich in Deinen Jahren war, mußte ich einmal den portugieſiſchen Geſandten

empfangen, welcher in der Abwesenheit meines Vaters in unser Haus kam — — Er war seinem Aeußern nach ein Mittelding zwischen Orang-Outang und Leopard — —"

Eugenie kannte die Geschichte einigermaßen. Sie konnte an ihrer Arbeit mit ziemlicher Gewißheit berechnen, wie weit sie vorgerückt seyn würde, bis das Ende heran käme.

Otto war unterdessen schon einige Gassen weiter, und, halb wider Willen, im Hause der Gräfin Dolm.

Er hatte sich einzureden gesucht, die Gräfin hätte ihm mißfallen. Es war aber nicht so. Sie hatte ihn beim ersten Gespräch durch ihr Entgegenkommen gereizt, und nachher durch ihre Gleichgültigkeit gekränkt. Wer sich von einer schönen Frau auf solche Weise verletzt fühlt, wird durch ein einziges Lächeln des reizenden Mundes versöhnt. Die Frauen vergessen viel schwerer, wenn sie irgendwo eine Vernachlässigung erfahren haben. Die Eitelkeit der Männer aber ist so groß, daß sie nicht länger zürnen können, sobald ihnen geschmeichelt wird, und sie vertragen an Schmeicheleien die stärkste Sorte.

Von den Ausnahmen ist hier nicht die Rede. Otto gehörte aber in diesem Punct zu dem großen Haufen in der Regel.

Otto fand den Prinzen Hugo bei der Gräfin.

„Ah, vortrefflich!“ — rief der Prinz, indem er ſich mit Grazie auf ſeinem Lehnſtuhl zu dem Eintretenden herüberbeugte — „Da bekomm' ich einen Alliirten.“

„Am Baron Soltar? Gegen mich?“ — lachte Joſephine — „daran zweifle ich noch ſehr.“

„Seit einer Stunde nämlich“ — ſagte der Prinz — „zanke ich mit der Gräfin, um ihr zu beweiſen, daß Napoleon der Größte aller Menſchen geweſen iſt, und das Regieren beſſer verſtanden hat, wie Keiner vor und nach ihm. Sie haben noch unter ſeinen Adlern gefochten, und werden mir folglich beiſtehen.“

„Das folgt daraus eben ſo wenig“ — ſagte Otto — „als ein todtgerittenes Pferd ſeinen Reiter vertheidigen wird.“

Der Prinz verwickelte ſich jetzt in eine wunderſame Lobrede auf den großen Kaiſer, welche er mit einigen engliſchen Redensarten durchflocht, um ja Niemand in Zweifel zu laſſen, wie ſeine erhabenen Anſichten weit her wären.

Otto verſetzte mit einem merklichen Achſelzucken: „Als ein Dränger und Treiber der Völker habe Napoleon ſich zwar mehr wie ein Anderer hervorgethan; doch könne er nicht einſehen, woher und wozu das übertriebene Lobpreiſen eines Mannes, der ſein ganzes Leben nur darauf verwendet, jeden Freiheitsgedanken zu morden, und das Menſchen-

geschlecht in einen bodenlosen Abgrund von Schlechtigkeit und Knechtschaft hinabzustampfen."

„Aha!" — triumphirte Josephine gegen den Prinzen — „Sehen Sie da Ihren Alliirten? Und am unbegreiflichsten bleibt mir, warum eben Sie den Vertheidiger des abscheulichen Bonaparte spielen wollen? — Niemanden hat er so schlecht behandelt als die deutschen Fürsten."

Der Prinz versuchte einige schwache Einwürfe. Otto vernichtete sie aber mit ein Paar glänzenden Lufthieben und sagte:

„Sehen Sie, Prinz — das war Ihr Napoleon. Ein Genius der Vernichtung. Aufzubauen verstand er nicht. Seehäfen, Canäle, Heerstraßen hat er wohl geschaffen. — Mit der beseelten Menschheit aber wußte er nichts anzufangen, weil ihm die innerste Lebenswärme, die Idee der Freiheit, fehlte. Wo er zu schaffen versuchte, hat er jedesmal den Keim des Verderbens in die eigene Saat gestreut, und, damit vergiftet, konnte sie nicht aufgehen."

„Wenn man Sie hört" — sagte Josephine — „sollte man glauben — Sie wären schon seit zehn Jahren wieder in Deutschland. Sie sprechen ja ganz im Sinn der Liberalen, die seit 1815 über diese Dinge sich heiser geschrieen haben."

„Dazu" — versetzte Otto — „bedarf es keiner Jahre langen Erfahrung. Wer nur die Augen

nicht mit Gewalt verſchließt, ſieht ja mit einem Blick, wie es bei uns ſteht; und die Folgerung rückwärts, woher das Alles gekommen iſt, liegt auf der Hand. Man lernt jetzt, wo Alles ſchnell geht, in ſechs Wochen über ſolche Angelegenheiten mehr, als früher in einem halben Menſchenalter.

„Nur die Nationen" — ſagte der Prinz, indem er ſeinem flachen Geſicht den Ausdruck tiefer politiſcher Weisheit zu geben meinte — „die Nationen lernen nichts, davon geben die Franzoſen ein ſchreiendes Exempel. Hätten ſie ſonſt wieder eine Revolution gemacht, da ſie doch wiſſen ſollten, daß nichts dabei herauskommt?"

„Dieſe üble Nothwendigkeit" — antwortete Otto — „denn die Revolution der drei Tage war wie jede andere eine nothwendige, hätte die europäiſche Cabinetsklugheit den Franzoſen und der ganzen Welt erſparen können. Warum ſetzte ſie den alten morſch abgeſtorbenen Stamm der Bourbons wieder auf den franzöſiſchen Thron? Glaubten ſie wirklich, es würde ein Mirakel geſchehen, und das dürre Holz wieder grünen und Wurzel ſchlagen? War es ihrer Weisheit unbekannt, daß dreißig Millionen dieſe Familie nicht mehr kannten, nichts von ihr wußten und wollten? — Das unhaltbare Princip der Legitimität hat ſie verführt wie ein Irrlicht, welches den Wanderer in den Sumpf lockt. Dieſe halte dans la boue konnte ja kein anderes

Ende nehmen. Das Geschmeiß von Pfaffen und Emigranten, welches mit der Restauration wiederkam, die Indemnisation und die Missionaire, waren das die Mittel, das Volk zu versöhnen und zu beruhigen? — Hätten die Lenker von Europa zu den Bourbons gesagt: Ihr in Eurer Verwesung seyd unfähig zu regieren, folglich dürft Ihr nicht regieren — und hätten sie damals den gesunden Zweig Orleans auf den alten Thron gepflanzt — dann wäre viel Unheil vermieden, und das unter sich fressende Gift hätte nicht das ganze Land angegriffen. Das ging nicht wegen des Rechts von Gottes Gnaden. Aber das Volk, welches auch von Gottes Gnaden einen Theil bekommen zu haben glaubt, wollte sich nicht wieder um den Rest seiner Freiheit und Rechte betrügen lassen. Und nun haben wir den schönen Erfolg der höchsten Staatsweisheit."

Dem Prinzen mißfiel die Wendung des Gesprächs und Otto's rücksichtsloses revolutionaires Absprechen im höchsten Grade. Er wünschte der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben: zugleich aber wollte er doch auch in diesem Streit das letzte Wort behalten. Diese Combination jedoch konnte seiner Geschicklichkeit nur mißlingen, und so blieb ihm zuletzt nichts übrig, als verdrießlich mit irgend einem matten Witzworte das Feld zu räumen.

— „Sie haben es etwas arg gemacht" — ſagte Joſephine — „Ich hoffe übrigens, es war nur Neckerei und nicht Ihr politiſches Glaubensbekenntniß, was Sie uns zum Beſten gaben."

„Warum zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit?"

— „Weil es ganz unmöglich iſt, daß ein deutſcher Baron im Ernſt die infame franzöſiſche Revolution vertheidigt, welche nicht nur die Fürſten, ſondern auch den Adel und die Geiſtlichkeit in Staub zermalmen wollte."

„Die Fürſten" — ſagte er — „haben ihre Sache tant mal que bien wieder zu rehabilitiren gewußt. Ich wünſche ihnen dazu von Herzen Glück, und werde mit redlicher Anſtrengung aller Kräfte, was ich in meiner kleinen Sphäre vermag, dazu beitragen, das monarchiſche Princip zu unterſtützen und zu verfechten. Das iſt auch die Geſinnung aller wohldenkenden und verſtändigen Liberalen; denn in der conſtitutionellen Monarchie liegt allein das einzige Heil, was unſerm deutſchen Vaterland noch werden kann. Aber die beiden andern geſtorbenen Inſtitute muß man aufgeben. Die haben ſich ſelbſt dermaßen vernichtet, daß für ſie keine Wiederherſtellung zu hoffen iſt."

Joſephine maß ihn mit einem ſtaunenden Blick, und fragte: „Sie ſprachen? — Wovon?"

„Vom Adel und von der Geiſtlichkeit."

— „Und nennen ſie geſtorbene Inſtitute? — Was den Adel betrifft, ſo dächt' ich, wären Sie ſo gut, als ich, ein lebendiger Repräſentant deſſelben."

„Ja, wenn Sie dieſem von uns repräſentirten Ding oder Unding den Namen beilegen wollen, ſo werd' ich mit Ihnen darüber nicht ſtreiten. Allein mit demſelben Recht möchten Sie einen Haufen zerſtreuter ausgebrochener Steine einen Palaſt nennen. Ehemals freilich beſtand aus ihnen jenes Prachtgebäude. Aber ſeitdem ſeine ſtolzen Thürme in Trümmern liegen, ſeine Fundamente aufgewühlt ſind, wird doch niemand dieſe ſchwachen Ueberreſte eine ſtolze ritterliche Burg nennen? Die Steine müſſen ſich noch glücklich ſchätzen, wenn ſie zu irgend einem Magazin oder Fabrikgebäude verbraucht, und ſo der völligen Vergeſſenheit entriſſen werden."

— „Sie reden als ein Sohn des Orients in Bildern, die mir nicht ganz deutlich ſind."

„Und die wir denn auch beſſer in ihrem bunten Dunkel ſtecken laſſen. Denn, kommt mir es ſchon abgeſchmackt vor, daß ich mit einer ſchönen liebenswürdigen Frau nichts als Politik ſpreche, ſo müſſen Sie ja vollends mich für einen lächerlichen Narren erklären."

— „Nicht abgeſprungen, Baron! Sie haben jetzt eine Saite berührt, welche ganz ausklingen muß. Wie iſt das mit dem Adel? Die Sache intereſſirt mich. Und ich bin neugierig, zu ſehen,

wie Sie Ihre bizarre Behauptung durchführen wollen — und zwar mir ins Geſicht, welche als die Enkelin eines ſehr alten und guten Hauſes ſich bisher eingebildet hat, ihr Vater und ihre Brüder wären ganz gute Edelleute."

„Wer zweifelt daran? — Und wer daran, daß es noch Edelleute gebe? Aber der Adel ſelbſt, dieſes ſeltſame Product der Vorzeit, hat als ein politiſch mächtiges Element zu exiſtiren aufgehört; wir beſitzen ihn eigentlich nur noch als ein hiſtoriſches Factum, als eine Tradition, die allmählig immer mehr zur Sage ſchwindet, je ſchneller die Zeit vorwärts rollt."

— „Geben Sie mir den Sinn Ihrer Orakelſprüche einmal in einem guten faßlichen Exempel zu koſten. So weit ich die Welt kenne, glaub' ich den Adel doch wieder ſo ziemlich in den Genuß ſeiner Vorrechte eingeſetzt, und es iſt nun ſeine eigene Sache, ſich darin zu erhalten."

„Sie meinen, weil die Fürſten ihre Kammerherrn und Geſandten ſo viel möglich aus den ſogenannten guten Familien zu creiren pflegen, exiſtire das Werk noch in ſeiner uralten Würde und Herrlichkeit? — Das iſt gerade — nehmen Sie mir es nicht übel, — als wenn Jemand die untergehende Sonne für die aufgehende hält. — Am Hof ſind die alten Ahnherrn nicht groß und mächtig geworden — aber der Hof iſt die letzte unbeſtrittene Ecke,

zu welcher die Enkel ihre Zuflucht nehmen. Vor Zeiten hauſete der Edelmann als ein privilegirter Einwohner im Heiligthum des Fürſten. Der Bürger ſtand draußen, und ſah mit ſchüchternem Blick in den Zaubergarten herein, zu dem es für ihn keinen Schlüſſel gab. Der Edelmann war der Gefährte, der Freund, der Rathgeber des Fürſten — nicht, weil er der zuverläſſigſte, der angenehmſte, der klügſte — nein, weil er ein Edelmann war. Und alle Welt glaubte, es könne nicht anders ſeyn."

— „Was hätte ſich denn" — fragte die Gräfin — „hierin ſo beſonders geändert?"

„So ziemlich Alles. Muß der Edelmann ſich nicht ſchon anſtrengen, um mit dem Bürger gleichen Schritt zu halten? Hat der Bürger nicht bereits die bedeutendſten Staatsämter erobert? — Nicht gerade die höchſten Repräſentationspoſten, aber die Stellen, wo er im Beſitz der Gewalt iſt, und ſeinen Einfluß auf Perſonen und Sachen geltend macht, während er jenen Maſchinen das Unterzeichnen überläßt. — Sonſt war der Edelmann ſchon etwas durch ſeine bloße Erſcheinung. Er ſchritt vorwärts, indem er ſich hinſtellte, der Boden unter ſeinen Füßen trug ihn an den gebührenden Platz. Jetzt muß er lernen, muß arbeiten, von unten auf dienen, wie der Sohn des Tiſchlers. Die Majors-Patente regnen nicht mehr in die adelichen Wiegen.

Und wenn einer nichts lernt, und trotz seiner Ignoranz doch zu etwas kommt, so ist das heut zu Tage schon ein ganz besonderer Protectionsfall, eine Ausnahme, welche Aufsehen erregt, anstatt daß ehemals dergleichen zur allgemeinen feststehenden Regel gehörte. Das Gegentheil hätte man sich gar nicht denken können."

Josephine versetzte lachend: „Denken Sie denn wirklich, diesen Ihren Glauben hier zu predigen? Und hoffen Sie, damit bei uns zu reüssiren?"

„Glauben?" — rief er — „Ich übersetze einige meiner confusen Ansichten in unverständiges Geschwätz. Das ist Alles! — Glauben? — Was denken Sie von mir? — Ich habe keinen Glauben — weder an eine Sache noch an einen Menschen, noch an den Himmel!"

— „Nun freilich" — erwiederte sie — „dann machen Sie es sich bequem. Und nach diesem Bekenntniß wundre ich mich auch nicht länger über das schnelle Aburtheil, womit Sie vorhin die Geistlichkeit annullirten. — Wer nicht an den Himmel glaubt, muß auch seine Diener verleugnen!"

„Seine Diener?!" — hohnlachte Otto — „Ja beim Himmel, den ich doch in der That frömmer verehre, als jenes rasch hingeworfene Launenwort einräumen will — für seine Diener kann ich die Geistlichkeit unserer Tage eben so wenig gelten lassen, als ich das Mährchen, womit diese Pfaffen

uns gängeln möchten, für eine Religion Christi halten darf."

— „Und wofür denn?"

„Wie gesagt, für ein Mährchen, erfunden und aufgestutzt, um Gehorsam, Knechtsinn, Heuchelei und Niederträchtigkeit zu lehren, und um die Menschen wieder dumm zu machen, wenn es anginge. Von der erhabenen Lehre jenes ewigen Märtyrers der Wahrheit finden wir ja keinen lebendigen Hauch mehr. Das Pfaffenvolk, protestantisches wie katholisches, betet die hohen Sprüche nach, aber in seinen Händen wird der Kern zur tauben Schale. Wo find' ich denn bei irgend einem Priester jene Selbstverläugnung, Aufopferung und Demuth — ? — jene Begeisterung für eine Idee, jene rücksichtslose Verkündigung der Wahrheit? — Das alles war Christi Sache. Dafür ist er gestorben — wie ein Missethäter gestorben! — Unsere Pfaffen predigen vom Glauben. Aber sie denken mit keiner Sylbe daran, was sie selbst thäten, wenn Christus wieder auf die Welt käme und von Neuem zu predigen — und das Volk zu versammeln anfinge."

— „Ich glaube wahrlich" — sagte Josephine — „Sie behaupten: er würde noch einmal gekreuzigt?"

„Gewiß würd' er das, wenn wir noch die Energie jener alten Zeiten hätten" — versetzte Otto. — „Jetzt würden wir es uns viel bequemer machen,

und zugleich dem heiligen Manne seine Märtyrerkrone zu entziehen wissen. Märtyrer sind gefährlich! — Ein Mann, der so rücksichtslos, so kühn und so gewaltig zum Volk redete, der sich einen solchen Anhang schaffte, der eine neue Religion stiften wollte — könnte der wohl zwei Tage frei herumgehen? — Sind die Menschen seit jener Zeit besser geworden? — Nicht um ein Haar. Wie ist's ihm ergangen? Ihm, der von allen Religionsstiftern der Höchste, Herrlichste war? — Und was war sein Verbrechen? Daß er die Wahrheit sagte. Die kann man heut zu Tage so wenig leiden, als vor zweitausend Jahren! — Jenes Geplärr und Singsang und der ganz [illegible]hlerzogene scheinbar demüthige Kram — wie und wo und von wem er getrieben wird, ist abscheuliche gleißnerische Heuchelei! — Heuchelei der Machthaber, welche unsern Herrgott und sein heiliges Wort zum Werkzeug ihrer jämmerlichen Politik, zu einer Polizeianstalt herabwürdigen! — Heuchelei der Pfaffen, welche ihren Staub ausbeuteln, und den Leuten, welchen er in die Augen fliegt, weiß machen, das wäre das rechte Mahl zum Himmelsbrode! Heuchelei der Klugen, welche sich mit Frommseyn demüthig stellen, damit man sie nicht für gefährlich achte! Heuchelei der Dummen, welche da glauben, sich bei Gott und den Herren der Welt zugleich zu recommandiren! Heuchelei der Weiber, welche doch von

dem Wahn nicht laſſen, daß Ehen im Himmel geſtiftet werden.“

— „Amen! Amen!“ — rief Joſephine — „Sie ſollen und müſſen ein Pfaff werden! Sie eifern ja ſo arg wie der Capuziner in Wallenſteins Lager. Aber ſagen Sie nur, warum Sie mir das Alles erzählen?“

„Um meine Behauptung zu rechtfertigen, daß unſer ſogenanntes Religions- und Kirchengebäude ein alter, hohler, morſcher, wurmſtichiger Kaſten geworden ſey, daß unſere Geiſtlichkeit mit allen ihren Kirchenordnungen und theologiſchen Exercier-Reglements ein vermorſchtes Inſtitut, daß von dem Volke die ehemals anerzogene, angefrömmelte, angekirchlichte Scheu vor den Götzendienern und ihrer Heiligkeit längſt entwichen, und es unmöglich ſey, jene alten Geſpenſter wieder lebendig zu machen.“

Joſephine faltete die Hände, und ſagte mit komiſcher Bangigkeit, und gottloſer Verdrehung der ſchönen Augen:

— „Welch ein Eifer! Welcher Zelot! Welcher Tempelſtürmer! Welcher Heidenbekehrer! Mich wundert nur, daß der Dey von Algir Sie nicht zu ſeinem Beichtvater gemacht hat! — Können Sie das Alles auswendig? Oder erfinden Sie es im Augenblick? Und iſt es wirklich Ihre Ueberzeugung?“

Otto fühlte, daß er mit ſeiner heftigen geiſtlichen Declamation vor dieſer andächtigen Zu-

hörerin wohl eine sehr lächerliche Rolle spielen dürfte. Er lenkte schnell zu ihrem Scherz ein und versetzte:

„Ueberzeugung? Wie gesagt, ich glaube an Alles! An Himmel und Hölle, an Christus, an Mahomed, an Wischnu, Ahriman, Hexe von Endor, Jupiter, Walhalla, Dalai-Lama, und wenn ich Ihnen heute ein Ding als weiß beschwöre, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn ich morgen darauf sterbe, es sey rabenschwarz."

— „Mit solchem Bekenntniß" — erwiederte Josephine — „machen Sie hier keine große Sprünge. Der Atheismus und dergleichen Originalitäten sind verbraucht, und ganz außer Cours. Wir sind fromme Leute, und wenn Sie es bei uns zu etwas bringen wollen, rathe ich Ihnen, dieser Mode zu huldigen. Ihre Ansichten vom Verfall des Adels mögen für manche Gegenden Deutschlands richtig seyn. Aber im Ganzen sind sie falsch, weil sie einseitig sind. Gehen Sie hin, wo große Aristokratieen blühen und herrschen — da werden Sie Ihren Irrthum einsehen. Und wenn Sie auch an keine Menschen glauben, so glauben Sie diesmal meinen Worten. Sie werden sich manchen Fehlgriff und manche Reue ersparen."

Sie sagte das mit einem so lieblichen Ton herzlicher Gutmüthigkeit, und einem so mächtigen Blick der schönen schwarzen Augen, daß Otto sie

schon, unwiderstehlich reizend hätte finden müssen, wäre er auch nicht in der Absicht gekommen, sich in diesem bereits gefaßten Glauben zu befestigen.

„Mein Leben" — versetzte er — „ist doch nur eine Reihe dummer Streiche gewesen. Ein Dutzend mehr — was ist daran gelegen? Die schwere Rolle, welche Sie mir vorschlagen, ist nicht mein Fach. Ich würde selbst unter Ihrer Direction eine verzweifelt hölzerne Marionette seyn. Lassen Sie mich lieber ein wildes Thier bleiben — Tiger, Giraffe, oder welche afrikanische Bestie ich am Besten vorstellen mag. Und wenn ich Ihnen zu laut brülle, so schlagen Sie mich über die Nase. Sie werden sehen, wie demuthsvoll ich die schöne Hand küsse, welche mich straft." —

— „Ja — küssen!" — sagte sie — „und im nächsten Augenblick zerreißen! Ich werde mich weislich in einiger Entfernung von Ihrem Käfig halten, die Krallen sind lang und scharf."

„Aber zuweilen werfen Sie doch ein Stück Zucker in den Kasten Ihres Ungeheuers. Oder einen freundlichen Blick, der mehr werth ist, als alle Zuckerplantagen Westindiens!"

— „Je nachdem Sie sich betragen. — Ich fürchte, Sie machen uns noch viel zu schaffen."

Er protestirte gegen diese Besorgniß und versprach sich möglichst zu bessern. Dann wollte er eine passende Wendung des Gesprächs benutzen, um mit

ihr wie mit einem günstigen Winde abzusegeln. Sie fand sich aber nicht. — Dagegen trat eine Pause ein. Mitten in derselben fuhr er plötzlich in die Höhe und zum Zimmer hinaus.

In der übelsten Laune ging er die Treppe hinunter, und schalt sich den ärgsten Dummkopf, welcher jemals einer schönen Frau gegenüber seine pedantischen Schulfüchsereien ausgekramt hätte.

Sie fiel, als er fort war, lachend in ihren Divan zurück, gab muthwillig dem Stuhl, worauf er gesessen hatte, einen Stoß mit ihrem kleinen zierlichen Fuß — und sagte, indem sie mit den schönen weißen Händen gar anmuthig in ihren schwarzen Locken und den bunten Bändern ihrer Morgenhaube umherfingerte:

„Du willst einen Löwen vorstellen? — Aber wenn man Dich genau besieht, bist Du nur ein Bär wie die Andern. Und Bären werden bekanntlich mit Honig in die Falle gelockt. Nun warte, Petz! Du sollst schon tanzen lernen!“

10.

Das Haus des Geheimenraths Glernau stand auf dem höchsten Punkte der Stadt, und blickte mit einem wahrhaft ministeriellen Gesicht über die niedrigen Dächer und Gassen hinaus. Hinter demselben zog ein schöner Garten sich bis an den Land-

ſee, deſſen Ufer hier von einer ſteilen Felswand gebildet wurde. Auf ihrem Rande hatte Glernau einen Pavillon erbauet. Ein breiter Altan trat keck über die ſchroffe Kante hinaus. Die Klippe bog ſich vom Gipfel gegen ihren Fuß einwärts. Der Blick über die Bruſtlehne fiel gerade in das Waſſer hinab. Ja, wer von dem eiſengegoſſenen Fußboden des Balkons den Teppich weghob, ſah durch die metallnen Schnörkel des zierlich verſchlungenen Gitterwerks, tief unter ſeinen Füßen im Abgrund ſchlagende Wellen, ſchwimmende Waſſerhühner, Schwäne und Nachen, und wenn der See ruhig war, im klaren Spiegel das Bild der hochfliegenden Wolken. Die Fiſcher verſicherten, an dieſer Stelle habe die Fluth eine Tiefe von zwanzig Klaftern.

Der Pavillon, ein großer Saal mit einigen anſtoßenden Kabinets — war Alma's Sommerwohnung. Hier verbrachte ſie, von der Welt abgewendet, manchen Tag in melancholiſchen Träumen und verwünſchte ihr Loos. Es hätte ſo leicht ein glückliches ſeyn können, und war durch tückiſche Laune der Schickſalsgöttin, durch menſchlichen Eigenſinn und Tyrannei der Verhältniſſe ein ſo unſeliges geworden. Entſchiedenes Elend in Dunkelheit und Vergeſſenheit zu tragen, das vermag ein Menſch, ohne deshalb mit Gott, der Welt und ſich ſelbſt in Zwieſpalt zu gerathen. Aber wer verdammt iſt, mit einem Fuße auf der Schwelle zu ſtehen, hinter

welcher der Zaubergarten seiner liebsten Wünsche liegt, und den andern Fuß nicht nachziehen zu können — verdammt ist, aus seiner Nacht unverwandten Blicks in den Glanz eines versagten Himmels zu schauen — der geräth wohl auf die Abwege des Zweifels, wo die Hölle ihre Fallen stellt.

Alma war in solcher Lage.

Und heute besonders empfand sie dieselbe aufs Neue recht schmerzlich. Sie beging ihren achtzehnten Geburtstag. Ihre Hoffnung, daß der Geheimerath sie durch Adoption mit dem Geschenk eines Namens beglücken, und so endlich aus ihrer peinlichen Stellung erlösen würde, war abermals nicht in Erfüllung gegangen. Sie äußerte sich darüber mit bitterer Heftigkeit gegen Eugenie.

Beide Freundinnen saßen im Pavillon. Die Glasthüren standen gegen den Altan offen. Morgenluft und Morgensonne spielten lieblich in den Weinranken um die Fenster und in den seidenen Vorhängen. Auf den Tischen, an den Wänden umher, lagen und standen glänzende Geschenke — seidene Kleider von entzückenden Farben, neue Hüte von romantischen Formen, Pariser Bänder und Pariser Schuhe, russische Portefeuilles und englische Stahlfabrikate, eine große mit Bronze verzierte Pedalharfe, niedliches Porzellan, Neuigkeiten der Literatur, schön eingebunden und mit goldenem Schnitt, Stickereien und Häkeleien ihrer Freundinnen, Kränze und Bou-

quets von der Dienerschaft des Hauses — die ganze Geburtstagsherrlichkeit eines geliebten verzogenen Kindes, eines verzogenen Kindes, welches die Herrlichkeit kaum eines Blicks würdigt, und die Hand ausstreckt nach einem Traumbilde, nach der Nebelgestalt seines Lieblingswunsches — der nicht erfüllt wird. —

„Was frag' ich nach all' dem glänzenden Tand!" — sagte Alma unmuthig, während Eugenie die schönen Sachen bewunderte — „Anstatt mich zu freuen, kann er mich nur erbittern. Es liegt ein grausamer Hohn in diesen reichen Gaben. Man raubt einem Kinde Vater und Mutter, und dann schenkt man ihm buntes Spielzeug, damit es nicht schreie. Bin ich ein Kind? Sie sollen schon einmal erfahren, was ich bin und kann. — Alle mit einander, die mich hassen und verfolgen!"

— „Liebe Alma!" — sagte Eugenie — „Wie heftig und ungerecht! Du sprichst und träumst immer von Feinden. Wo sind Sie denn? — Wer Dich kennt, betet Dich an."

„Wo meine Feinde? — Ist nicht Er mein ärgster Feind, der sich das Ansehen giebt, mein Wohlthäter zu seyn?"

— „Dein Großvater?!"

„Hätte er mich sogleich nach meiner Geburt ins Wasser werfen, oder hätt' er mich in tiefer Unkunde meiner unseligen Verhältnisse wild aufwachsen

lassen — ein lustiges dummes sorgloses Bauermädchen — das wäre Klugheit und Liebe von seiner Seite, das wäre Glück für mich gewesen. So hat er in thörichter Eitelkeit aus mir eine Puppe gemacht; mich mit Blumen und Bändern aufgeputzt — Aber in der Puppe ist mehr Seele als er begreifen kann. Die Nadeln, womit er mir seinen Putz anheftet, sind Dolche; sie gehen ins Herz — ich verblute innerlich, und soll nach außen ein freundlich Gesicht machen! — Und gegen wen? — Dem Großvater könnt' ich am Ende seine Schwäche noch verzeihen (obgleich sie für einen Mann die jämmerlichste aller Eigenschaften ist), wenn er nicht eben durch sie ein Werkzeug in den Händen Anderer würde. — Sein Bruder, der mit seiner übermäßigen Weisheit die ganze Welt zu lenken meint — ihn dirigirt er wirklich wie eine Marionette. Wenn ich nur dies kahle, kalte, kreidegeschnitzte, nasengespitzte Fratzengesicht im Leben nicht wieder zu sehen bekäme! — Er allein hat den Großvater abgehalten, seine Pflicht gegen mich zu erfüllen. Er cabalirt fortwährend gegen mich. — O ich weiß recht gut, was er dem albernen Prinzen von mir erzählt hat!"

— „Dem Prinzen Hugo?"

„Nein, Deinem liebenswürdigen Ideale, dem Prinzen Arnold!"

— „Mein Ideal iſt er wahrlich nicht. Aber liebenswürdig finde ich ihn allerdings mit allen Damen —"

„Ja, weil er ein Prinz iſt — der unausſtehliche Fat! — Wenn er nicht eine Durchlaucht wäre, ſähe und hörte kein Menſch ihn an."

— „Wie Du nur auf ihn zürnen kannſt, der Alles thut, um einen freundlichen Blick von Dir zu gewinnen?"

„Wie ich nicht auf ihn zürnen könnte — das zeige mir! — Hat er ſich nicht eingebildet, er dürfe ſich gegen mich etwas erlauben, weil Glernau's Alma nicht Alma von Glernau heißt. — Erſt mit Füßen treten mußte ich den prinzlichen Narren, damit er zur Beſinnung kam."

— „Dein Trotzköpfchen — ſagte Eugenie — kleidet Dich allerliebſt, aber es richtet Dich zu Grunde, und Du erreichſt doch nichts damit. Was haſt Du nun davon. Dich an Deinem Geburtstage ſo zu verſtimmen? Wie ſind wir nur auf ſolches Geſpräch gekommen?"

„Geburtstag!" — rief Alma, indem ſie ſich in einen Lehnſtuhl warf, und mit den ſchönen weißen Händen die noch weißere Stirn bedeckte — „Ach, wär' er nie, oder wär' er zugleich mein Todestag geweſen!"

Dann ſprang ſie plötzlich auf, lief zum Tiſch, wühlte aus den Geſchenken ein zierliches Käſtchen

hervor, und reichte es unter lautem Gelächter Eugenien mit den Worten: „Stell' Dir vor! Die Gräfin iſt hier geweſen, hat mir eine lange Rede gehalten und mir dieſe Ferronière geſchenkt. Ich glaube, die Närrin bildet ſich ein, mich zu protegiren! — Sie zog den ſpitzen Mund ſo ſchief zuſammen wie einen Arbeitsbeutel, und that ſo gnädig herablaſſend! Ich war in Verſuchung, ihr das Ding zurückzugeben. — Es iſt obendrein recht geſchmacklos, und nun muß ich ihr zu Ehren es doch ein paar Mal tragen. — Aber ich faßte mich, und zeigte ihr die prächtigen Ohrringe vom Großvater. Sie wurde blaß und roth; die Redensarten vergingen ihr auf der Zunge, und ſie zog augenblicklich ab."

„Aber die Geſchenke vom Großpapa" — ſagte ſie, indem ſie wieder zum Tiſch ging — „ſind wirklich allerliebſt. O, er hat Geſchmack! Sieh nur den prächtigen blauen Hut und den ſchönen Caſchemir."

„Du darfſt mich immer ein Bischen mit loben, mein Schätzchen" — ſagte Eugenie — „ich bin der Adjutant des Großpapa's geweſen, und faſt Alles, was Du hier ſiehſt, iſt durch meine Hände gegangen."

Alma umarmte die Freundin; ſie probirte einen Hut um den andern, lobte die ſchönen Kleider, und war auf einmal wie umgewandelt, ganz ein fröhliches Kind, welches um ſeinen Weihnachtsbaum

tanzt, in die kleinen Hände klatscht und ruft: Ach, wie schön! wie schön!

Eugenie erzählte ihr die Geschichte der einzelnen Bestellungen und Ankäufe, die merkwürdigen Begebenheiten, welche sich dabei zugetragen hatten, und vorzüglich mit großer Ausführlichkeit den listigen Anschlag, wodurch es ihr mit Hülfe des Cousin Wenk gelungen, den prächtigen Shawl, welcher schon an die Baronin Sporr so gut wie verkauft gewesen, für die Freundin zu werben.

Alma blickte die Sprecherin lächelnd an:

„Der Cousin war mit im Spiele? Ach, der aimable Cousin! — Das Geschäft war gewiß recht angenehm? Ich muß gestehen, von allen den sogenannten liebenswürdigen jungen Herren unserer Residenz ist Alfred der Einzige, den ich leiden kann.“

„Ich bedanke mich in seinem Namen für die hohe Gnade“ — versetzte Eugenie.

„Ich drücke mich nur so bescheiden aus“ — fuhr Alma lachend fort — „damit Du nicht eifersüchtig wirst. Wenn Dir aber meine Zurückhaltung mißfällt, so will ich Dir gestehen, daß ich ihn gern habe, sehr gern! — Hu! Was sie nun Augen macht! — Ja, Lämmchen — Du könntest an mir eine gefährliche Nebenbuhlerin erleben!“

„Ich glaub es wohl“ — versetzte Eugenie — „besonders da er solch ein erschrecklicher Demagog

ist. „Wenn ich ihm nur das aus dem Kopf bringen könnte, dem Heiden!“

Sie seufzte dabei recht ernstlich.

„Wer ist der Heide und Demagog?“ — fragte die Generalin, welche in diesem Augenblick in den Pavillon trat, und ohne Abwarten der Antwort, auf Alma zueilte, sie mit herzlichem Glückwunsch zu umarmen, und den Reichthum des geschenkbeladenen Tisches noch durch ihren Beitrag zu vermehren. Dieser bestand in einer schön gestickten Decke, einem Stirnband und einer eleganten Reitpeitsche zu dem Pferde, welches Alma heute vom Geheimerath bekommen hatte. —

„Haben Sie meinen Mirza schon gesehen?“ — rief Alma — „Ein Engel von einem Thiere! Kastanienbraun, schlank, flink wie ein Vogel und zahm wie ein Lamm; frißt Zucker aus der Hand, und setzt prächtig über. Soll ich ihn kommen lassen? Wollen wir reiten?“

„Ich nicht“ — sagte die Generalin. — „Ich habe weder den Sturz noch mein Gelübde vergessen.“

„Wie kann man nur eine Generalin und so furchtsam seyn! Eugenie will — auch nicht reiten lernen. Es ist recht verdrießlich!“

— „Ja, mit Deinem Amazonenheer sieht es windig aus. Bis jetzt ist nichts davon vorhanden als die hohe Generalität — Du und die Gräfin —

und dies Heldenpaar liebt sich obendrein wie Hektor und Achill. Ihr müßt Euch doch zu einiger Zärtlichkeit verstehen — damit Ihr zusammen galoppiren könnt."

„O, zu Pferde laß ich sie mir gefallen. Da bleibt man auseinander wie man will, und trennt sich da an der ersten besten Ecke. Ueberdies reite ich viel besser als sie, und der Mirza wird ihr vollends Kummer genug machen. Wenn ich ihn nur sogleich auf eine recht brillante Manier vor aller Welt produciren könnte."

— „Dazu ist morgen und übermorgen eine herrliche Gelegenheit!" sagte die Generalin. „Herborn giebt eine große fête champêtre. Die halbe Stadt kommt hinaus. Baron Soltar besorgt die Einladungen. Er hat mich schon vorläufig benachrichtigt, und wird sogleich selbst hier seyn."

„Der Narr? — hier seyn? Ich bin nicht zu Hause!" rief Alma, und streckte schon die Hand nach der Klingel aus.

Die Generalin fiel ihr in den Arm. — „Narr? — Sie kennen ihn ja noch gar nicht. Ich sage Ihnen, er ist ein höchst interessanter Mann. Ich meine ja nicht den Rittmeister."

„So?" — versetzte Alma, indem sie die Hand sinken ließ. — „Also der Mohr?"

— „Narr? — Mohr?" — lachte Eugenie — „Du hast wahrhaftig immer eine ganz besondere Art, die Leute zu bezeichnen."

— „Warum denn Mohr?“ — fragte die Generalin. — „Er ist ja nicht schwarz.“

„Aber doch sehr braun! Und dann hat er, ich weiß nicht, wo es steckt, aber doch wirklich viel Mohrenhaftes an sich. Den Othello denk ich mir so. Ueberdies kommt er aus dem Lande der schwarzen Heiden.“

— „Und am Ende war er es“ — sagte die Generalin — „von dem sich die Fräuleins vorhin so lebhaft unterhielten?“

„Nein.“ — versetzte Alma — „das war der Heide Alfred, dessen weißen Jakobinismus Eugenie bei mir anklagte.“

Eugenie wollte über diese Indiscretion zürnen. Die Generalin unterbrach sie aber mit ihrem: „Schweigen Sie still! Hören Sie mich an! und danken Sie Gott, wenn der weiße Jakobiner sich nach wenig Jahren nicht aus seinem übertriebenen Liberalismus in einen ganz dunkeln Servilen verwandelt hat. Seine Quersprünge führen ihn gewiß dahin. Wir werden es erleben!“

Ein Bedienter meldete den Baron Soltar. Die Damen sahen ihn auch schon durch die lange Allee vom Hause herauf kommen; sie machten ihre Glossen über die schwarze Gestalt, und fanden Alma's Benennung wirklich recht passend.

Bei seinem Eintritt fuhr die Generalin ihm sogleich mit einem Vorwurf entgegen, ohne Strauß

und Glückwunsch zu kommen, da sie ihm doch gesagt, daß hier Geburtstagsfest sey. Er vertheidigte sich dagegen mit der bekannten Zerstreuung der Frau Generalin, welche jede durch ihren Kopf ziehende Idee schon als etwas wirklich Ausgeführtes betrachte, und ihn hier auf eine schreckliche Weise compromittire, weil sie ihm auch nicht eine Sylbe vom Geburtstag gesagt habe, ihn jetzt aber zwinge, ihrer Anklage direct zu widersprechen.

Die Generalin behauptete mit „schweigen Sie still" und „hören Sie mich an:" der Affront, sie Lügen zu strafen, könne nur durch Blut abgewaschen werden; Alma solle ihr, Eugenie möge ihm secundiren, und wer im Duell falle, werde, um die Sache zu verheimlichen, über den Balkon in den See gestürzt.

Alma versicherte zwar, die Anklage der Generalin wäre um so nichtiger, da der Baron durch Unterlassen des Glückwunsches die feinste Galanterie gegen sie übte — denn wie ein Herr sich eigentlich unterstehen dürfe, ihr zum Aelterwerden zu gratuliren? — Aber Aurelie verwarf alle Friedensvermittelungen. Höchstens wollte sie einen Waffenstillstand eingehen, bis die Landpartie vorüber wäre, welche Otto jetzt den Damen im Voraus ankündigte, damit sie ihre Einrichtungen dazu treffen könnten.

Im Geſpräch hierüber war man auf den Balkon hinausgetreten. Otto bemerkte gegen Alma, wie er über den See her faſt ihr Nachbar wäre. Zwiſchen ſeinem und dem Garten des Miniſters lagen nur einige Wieſen. Die hohen Pappeln, welche jenſeit aus krauſem Gartengebüſch emporragten, ſtanden um die Soltarſche Angelbrücke. — „Und jener blaue Waldkopf dort" — ſagte er, über die Waſſerfläche hin zeigend — „iſt der Falkenberg hinter Breda. Sie beherrſchen von hier aus mit einem Blick mich und mein ganzes Reich."

Sie lächelte dazu. Aber lag es nun in dem Wort oder im Ton, mit welchem er es ſprach — Sein Ausdruck hatte etwas Auffallendes; auch ſein Blick. Ueber ihre blaſſen Wangen flog eine wunderliebliche Röthe. Sie fühlte das Erglühen, und ward nur um ſo mehr verlegen. Er ſah mit Verwunderung, wie der ſcharfe Charakter des geiſtreichen Geſichts ſich plötzlich in die mildeſte Anmuth umwandelte.

Sie überwand jedoch die kleine Verwirrung ſchnell, zog Eugenien in das Geſpräch, und ſagte einige gleichgültige Worte über die Schönheit des See's und die reizende Lage des Guts Breda, welche ihr aus der Nachbarſchaft von Herborn ſehr genau bekannt war. Er hörte aufmerkſam zu, und ſuchte nachher vergebens den Grund, warum ihre einfachen

Bemerkungen ihm so bedeutend und originell vorgekommen waren.

Man stand noch beisammen auf dem Balkon, als der Geheimerath und der Hofmarschall eintraten. Der Letztere nahm am Gespräch wenig Antheil, und noch weniger Notiz von Alma's Geburtstag. Er schien vielmehr gekommen, sie durch sein Benehmen aufs Empfindlichste zu kränken; indem er sich ihr gerade gegenüber stellte, und sie mit einem impertinent höhnischen Blick seiner grauen Augen so verachtend ansah, daß Otto, von dieser empörenden Unart gegen ein wehrloses Mädchen ergrimmt, ihn gern in den See hinunter geschleudert hätte.

Alma schien indessen schon ziemlich abgehärtet gegen solche stille tückische Feindseligkeit. Sie ignorirte durchaus die Gegenwart des fatalen Großonkels, und wenn ihr Blick irgend einmal an ihm hinstreifte, so geschah es mit dem Ausdruck ruhiger Kälte, womit Jemand zufällig eine alte halb verlöschte Tapetenfigur ansieht.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die bevorstehende Landpartie. Auf des Geheimenraths Frage: ob Prinz Arnold dazu eingeladen werde? antwortete Otto verneinend, und fügte etwas spitz hinzu, ihm selbst könne dies nur angenehm seyn, denn der Prinz behandle ihn mit einer so auffallenden Abneigung, daß er sich in dessen Gegenwart, so selten ihm diese Ehre auch zu Theil werde, nur

sehr unbehaglich fühle — er tröste sich übrigens mit der Bemerkung, daß er dieses Unglück mit vielen Personen theile.

Diese Worte brachten ihm einen freundlichen Blick aus Alma's schönen Augen, die Generalin lachte vor sich hin und Eugenie erwartete mit sichtlicher Befangenheit, welchen Effect diese freimüthige Aeußerung beim Geheimenrath hervorbringen möchte.

Glernau schwieg diplomatisch. Nachher aber, während die Damen eine eifrige Berathung über ihr für die Landpartie zu wählendes Costüm hielten, zog er Otto bei Seite, und gab ihm zu verstehen, daß in dem Benehmen des Prinzen sich der Unmuth über eine getäuschte Hoffnung ausspreche. Man habe nämlich erwartet, daß Baron Soltar sich dem Hofe nähern, und das Gouvernement in seiner Person und Stimme eine kräftige Stütze erhalten werde, deren es bei jetzigen kritischen Zeiten nicht genug haben könne. Statt dessen aber glaube man ein Hinneigen zu der Oppositionspartei zu bemerken, welches höchsten Orts nur ungern gesehen werde. Er, der Minister, habe bisher noch immer den Baron vertheidigt. Nicht ohne Schwierigkeit, da er den Anklagen kaum eine haltbare Entschuldigung, keine Aeußerung des Barons, viel weniger eine Thatsache entgegen zu setzen gewußt. Jetzt aber, wo die Versammlung der Stände, und mit ihr ein lebhafter Kampf über Civil-Liste, Domainen und andere wich-

tige Dinge bevorſtehe, komme es darauf an, ſeine Leute zu kennen. Er müſſe daher den Baron um eine Skizze ſeiner Anſichten bitten; er hoffe ihn richtig beurtheilt zu haben, und gebe ihm zu bedenken, was ihm ſeine Stellung in der erſten Reihe des Adels und: ſein eigenes Intereſſe (zweimal wiederholt) zur Pflicht mache, in einer Zeit, wo es darauf ankomme, das Beſtehende, Feſte, Altwürdige gegen den revolutionairen Andrang zu erhalten.

Die confidentielle Rede war an Form und Gehalt ein gutes miniſterielles Machwerk. Beſonders der Schluß, wo der Geheimerath die Gunſt des Hofs nebſt reellen Folgen in lieblichen Farben hervorſchimmern ließ, ſchien auf ſchlagenden Effect berechnet. — Vielleicht eben wegen der zuverſichtlichen Rechnung ward die Wirkung verfehlt.

Otto antwortete Einiges, was eigentlich keine Antwort war, und überließ es dem Miniſter, einen Sinn hinein zu conſtruiren. Dieſer glaubte wirklich, in den hingeworfenen Phraſen eine tiefe Bedeutung zu entdecken, wußte ſich etwas damit, dieſe augenblicklich heraus zu klauben, und er ſtolzirte recht glorreich, indem er dem Baron aus einander ſetzte: dies und das und jenes habe er doch eigentlich ſagen wollen. Otto replicirte etwas in der vorigen Art. Und ſo warfen ſie den windgefüllten Wortball ſich ein paarmal herüber, hinüber — bis endlich

Otto den leeren Kram beſeitigte. Er ging, nachdem er die Damen gebeten, ſeine Nachricht zwar nur als eine vorläufige Anzeige zu betrachten, welcher die förmliche Einladung nachfolgen werde, auf jeden Fall aber ihn ſchon jetzt zur Meldung ihrer Einwilligung nach Herborn zu autoriſiren.

Bald darauf entfernten ſich auch die beiden Brüder. Im Fortgehen entdeckte der Miniſter dem Hofmarſchall, wie er den Baron zu gewinnen hoffte. Es käme darauf an, ihn mit einem ſchönen, bunten, goldenen Netz zu umſtricken, und das ſollte die Gräfin Dolm ihm über den ſtörrigen Kopf werfen. Gefangen müſſe er werden. Durch ihn und einige andere werde das Miniſterium ſich in der Ständeverſammlung eine Majorität werben, ohne welche es im bevorſtehenden Kampfe nicht ſiegen könne. — Bei dieſer Gelegenheit kamen auch einige von Seiten des Hofs nothwendig zu machende Conceſſionen zur Sprache, deren bloße Andeutungen den heftigſten Zorn des Hofmarſchalls aufregten. Er warf ſeinem Bruder vor, daß er dieſe wichtigen Sachen mit unverantwortlichem Leichtſinn behandle, und ſich von dem wiederkehrenden Jakobinismus der neueſten Zeit auf eine Weiſe einſchüchtern laſſe, die eines Miniſters durchaus unwürdig ſey. — Conceſſionen! Welche Feigheit! Ob es da zu verwundern, daß die Canaille täglich frecher werde? — Wie eine Felswand müſſe man ihr entgegenſtehen. — Nach-

geben sey Schimpf! sey Hochverrath! — richte zu Grunde —

„Ich mache mein Compliment" — versetzte der Minister — „Ganz wie Polignac, der mit solchem dummen Starrsinn König, Thron und Reich zu Grunde gerichtet hat. Nein, mon cher frère, solche Reden sind leicht zu führen, aber mit solchen Gesinnungen Minister zu seyn, ist heut zu Tage unmöglich. Ich bin auch kein unbedingter Lobredner der Constitutionen, und sehne mich gar nicht nach den schönen Tagen, wo ich den Landständen Rede stehen soll. Aber der dreizehnte Artikel der Bundesakte hat die Verfassungen versprochen. Nach funfzehnjährigem Harren müssen sie heraus, und wehe dem Minister, welcher seinem Herrn zur Verzögerung oder gar zur Verweigerung rathen würde! — Ich wenigstens — — —"

— „Wir haben ja aber schon längst dergleichen Alfanzereien" — brummte der Hofmarschall.

„Ich gratulire zum rechten Wort, welches Du unwillkührlich getroffen hast!" — versetzte Glernau. „Ein wahres Possenspiel von Landsrepräsentation. Kein Mensch glaubt an diesen alten Götzen; keine politische Klugheit vermöchte ihn aufrecht zu erhalten und in Gang zu bringen. Er hat keine Beine, worauf er stehen, keine Hände, womit er etwas fassen kann."

— „Und darum macht Ihr jetzt wahrscheinlich eine schöne neue Constitution mit recht langen Tatzen und scharfen Krallen, die dem Herrn Minister und uns Allen das Fell abschinden? — Ich wollte den Schreihälsen einen schönen Knebel in die Mäuler stecken! Die großen Kinder sollten glauben, es wäre so ein Nutschlappen, bis sie daran erstickten!"

„Ich kenne das! So sprecht Ihr Alle!" — sagte Glernau — „und sprecht wie Ihr es versteht. Leider Gottes hat ein Minister unserer Zeit nicht nur mit dem Volk, sondern auch mit der Camarilla zu kämpfen. Beide wollen auf beiden Seiten Alles — nämlich haben. Nachgeben nur will kein Mensch. Und da soll der Minister, hierhin gezerrt, dorthin gezerrt, Rath schaffen — und Alles ausgleichen. Eine schöne Commission! Und dann noch das unsinnige Geschwätz anzuhören!" —

— „Hätte man mir vor zehn Jahren gefolgt" — sagte der Hofmarschall, indem er mit erhabenem Anstand eine große Prise Taback in die große Nase stopfte — „so wären wir aus allen den miserablen kleinen Verwirrungen längst heraus, und auf den rechten Weg zurück gekommen. Als man die spanischen Rebellen zu Paaren getrieben hatte, mußte man den Augenblick benutzen. Die Bundesacte mußte revidirt und annullirt werden. Der dreizehnte Artikel und andre Albernheiten, die nur aus feiger Angst vor dem verdammten Bonaparte hin-

eingekommen, wurden ausgestrichen. Man ließ ein Dutzend Demagogen aufhängen, und bat den Kaiser von Rußland, den schwachen deutschen Regierungen zu Hülfe zu kommen, indem er ein paar mal hundert tausend Kosacken an der polnischen Gränze aufmarschiren ließ. Damals war es Zeit, alles in die schönste Ordnung zu bringen. Ich möchte doch sehen, wer gemuckst hätte! Das wäre eine ganze Maßregel gewesen. Aber freilich" — (er warf einen unermeßlich verachtenden Blick auf seinen Bruder) — „dazu bedurfte es anderer Männer, als die wir am Ruder sehen."

„Ich danke verbindlichst" — sagte Glernau. — „Wenn man Euch Herrn vom Hof schwatzen hört, sollte man glauben, das Regieren wär' ein Kinderspiel, und wir Leute vom Fach wären die dümmsten Teufel, die ihr Handwerk nicht verständen. Nicht wahr? Mit ein Paar Cabinetsordres oder gar lettres de cachet regiert man nach wie vor die ganze Welt? Und das Volk ist eine zahme Heerde, die auf einen Peitschenknall zusammenfährt? — Ihr wißt nichts von dem, was vorgeht. Daß Ihr Eure Diners und Hof-Equipagen und Theaterlogen habt, und Tabatieren und Bänderchen zur gehörigen Zeit und in gehöriger Quantität bekommt, das ist die Hauptsache — alles andre ist Quark! Und wenn Ihr nur vierzehn Tage in Eurer Blindheit regiertet, so hättet Ihr am

funfzehnten nicht mehr, wohin Ihr Euer Haupt legtet. Ihr habt keine Ahndung von den Anstrengungen, womit die Maschine im Gang erhalten wird, womit die Mittel zu Eurer Existenz herbeigeschafft werden. Bei der kleinsten Schwierigkeit würden Euch Hände und Füße im Wege stehen. Von oben herab raisonniren und tadeln, die Fürsten aufhetzen und irre machen, das versteht Ihr! Weiter nichts. Ihr schreit darüber, daß zuviel Politik geschwatzt und Weltverbesserung gesalbadert wird. Euch aber sollte man zuerst die Mäuler stopfen."

— „Der Herr Bruder scheint ja in einen förmlich demagogischen Paroxismus zu fallen!" — sagte der Hofmarschall. — „Ich bin wirklich erstaunt, solche ultra-liberale Ministerial-Erklärung zu vernehmen."

Der Hofmarschall gab im weiteren Verlauf des Gesprächs zu verstehen, daß einem so bedenklichen Hinneigen des Ministers zur politischen Ketzerlehre durch ein strafferes System des Hofs entgegen gearbeitet werden müsse. Der Geheimerath forderte ihn heraus, das auf seine Gefahr zu versuchen. Zuletzt trennten die Brüder sich weidlich erbittert, und mit sehr verschiedenen Entschlüssen. Der Hofmarschall, hoch verwundert über den Bruder Minister, welcher sich so rebellisch emancipirte, machte seinen Plan, wie er ihn von jetzt an dirigiren und

herumbringen wollte. — Der Geheimerath aber ſchalt im Herzen ſeinen Bruder einen Stock-Ultra, und befeſtigte ſich in dem Vorſatz, der gefährlichen Camarilla kräftiger als bisher durch alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel entgegen zu wirken. — Ich werd' Euch zeigen, ob ich Miniſter bin! ſagte er, indem er von dem Verſtockten wegtrabte — und wiederholte bei jedem zehnten Schritt ſein „Ich!"

11.

Die Landpartie nach Herborn brachte alle Equipagen der Reſidenz in Bewegung, und ward vom ſchönſten Wetter begünſtigt. Alma und Joſephine hatten ſtolz verſchmäht, ſich der rollenden Wagenburg anzuſchließen. Eine ſo ſchöne Gelegenheit, als Amazonen zu glänzen, durfte nicht verſäumt werden. Otto, Prinz Hugo, Alfred, und der Legationsrath Stahl waren ihre Begleiter. Man verließ unmittelbar vor der Stadt die Chauſſee, und ſchlug auf der andern Seite des See's einen Weg ein, der über freie Hügel und an freundlichen Dörfern hin durch anmuthiges Gehölz führte. Alma war heiter wie der Tag und ganz in der fröhlichen Laune eines Kindes, das über ſein Spielzeug hinaus keinen Gedanken hegt. Sie hatte unendliche Freude an ihrem Pferdchen, und wäre gern mit Allen in die Wette geritten. Joſephine zeigte ſich nicht ſo unbefangen. Daß Prinz Arnold nicht

eingeladen, und der Rittmeister zum Theil deshalb, zum Theil wohl aus Haß gegen den Vetter zu Hause geblieben war, machte ihr ernstlichen Verdruß. Zwei Verehrer weniger! Und das an einem so glänzenden Tage, wo sie den Schwarm ihrer Anbeter lieber um ein Dutzend vergrößert gesehen hätte! — Ueberdies bekümmerte Prinz Hugo sich viel zu wenig um sie; der Baron suchte gar zu eifrig jede Gelegenheit, an Alma's Seite zu kommen; und diese war heute so unausstehlich lustig — und schön! —

Sie waren am Eingang eines Hohlwegs, der zwischen überhängenden Gebüschen sich in gerader Linie vor ihnen zum Wiesenthal hinabsenkte.

Josephine, welche das ewige Schwatzen zwischen Alma und Otto zu unterbrechen ungeduldig war, rief ihm zu:

„Sehen Sie, Baron! Dort vor uns in der Mitte des Weges zwischen den Hecken fliegt ein schöner gelber Schmetterling! — Können Sie den wohl einholen, und mit der Reitpeitsche aus der Luft herunterhauen?"

Otto wollte antworten. Aber Alma fiel rasch ein:

„O, pfui! Der arme Schmetterling! — Aber damit die Gräfin nicht um das Kunststück und der Baron nicht um seinen Ritterdienst komme; sehen Sie — hart an dem Schmetterling hängt ein Zweig

mit wilden Rosen über den Weg herein. Mir scheint, Sie müssen ihn erreichen können. Davon brechen Sie eine, aber im Galopp!"

„Wie sentimental!" sagte die Gräfin.

Otto flog hinunter. Der Weg war sehr uneben und der Zweig schwebte ziemlich hoch über ihm. Aber doch riß er, im gestreckten Lauf, ihn glücklich herunter. Dann warf er sein Pferd herum und sprengte triumphirend wieder herauf. Es war am Zweig nur eine einzige Rose. Er neigte sich vor Alma und reichte sie ihr.

Sie wollte ihn an die Gräfin weisen. Aber der Blick seines Auges machte sie verwirrt. Sie wußte das rechte Wort nicht zu finden, nahm den Zweig aus seiner Hand und steckte ihn an die Brust. Ueber ihre Wange flammte dabei ein Roth, lieblicher als die Rose.

Josephine dagegen ward blaß wie eine Leiche. Doch verbarg sie ihren Aerger in ein spöttisches Bravo!

Stahl und Alfred starben fast an verhaltenem Lachen, und gaben ihren Pferden die Sporen, um drunten ungehindert loszuplatzen.

„Delizios!" — rief der Prinz. — „Aber wissen Sie, Baron, das war ein braves Kunststück. So im gestreckten Jagen sich in die Bügel zu stellen! Damn! Sie sind ein Reiter!"

„Das haben mir ſogar die Don'ſchen Koſacken eingeräumt!" — verſetzte Otto.

„Ich muß bekennen, ſo ſtark hätt' ich Sie nicht gehalten."

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Nun, ich weiß nicht — ich habe Sie ſchon reiten ſehen — aber dies übertraf meine Erwartung — noch dazu bergunter — ich glaubte ſchon, Sie lägen. Wie geht es denn zu? — ich höre Sie nie von Pferden ſprechen?"

„Ich führe gern beſſere Geſpräche" — verſetzte Otto. — „Aber mit Ihnen, mein Prinz, will ich gern davon ſprechen."

„Es wird mir ſehr angenehm ſeyn!" — erwiederte der Prinz.

Jetzt wurde Joſephine röther, als jemals eine Päonie geweſen iſt. Alma lachte laut auf. Hugo ſah ſich erſtaunt nach ihr um. Indem ſie einen Vorwand ſuchte, fiel ihr Blick zufällig auf Otto's Hand.

„Mein Gott! Sie bluten!"

Er hatte ſich die Finger an den Dornen geriſſen. Das Blut drang durch den Handſchuh.

„Für Sie, Fräulein! Ein Glück mehr!"

„Nein, jetzt wird die Sache doch zu empfindſam!" — ſagte Joſephine. — „Und da Sie gegen mich (wenn Sie es nicht wiſſen ſollten, ſo erfahren Sie es jetzt) recht unartig geweſen ſind, Herr

Baron, so verbiete ich Ihnen, in meiner Gegenwart noch ein Wort von der Rose zu sprechen; und befehle Ihnen, den andern Herren dort Halt zu commandiren; sie jagen uns ja eine Staubwolke entgegen, toller wie drüben auf der Chaussee!"

Sie wollte scherzen. Aber ihre Stimme zitterte vor Aerger, und ihre Augen funkelten wie ein paar Dolche. — Alma fühlte, was in der Gräfin vorging. Sie nahm die Sache lustig auf, damit sie nicht gar ins Feindselige ausarten möchte.

Indessen hatte die kleine Scene doch ihren Einfluß auf die Unterhaltung der Gesellschaft. Jeder, den Prinzen ausgenommen, dachte sich etwas dabei, und es dauerte lang, ehe wieder ein Gespräch in Gang kam. Alma besonders schien plötzlich in sich gekehrt, und vermied eine Weile, den Baron anzusehen.

Es gab einen hübschen Anblick, wie die kleine elegante Cavallerie bei Herborn vor dem Schlosse aus dem Walde hervorbrach. Josephine im dunkeln Kleide auf dem prächtigen Schimmel, Alma im silbergrauen Amazonenhabit auf dem braunen Mirza, die Herren zu beiden Seiten courbettirend. Dagegen wimmelte die Terrasse oben schon von bunten Kleidern, Shawls und Sonnenschirmen. Die Spaziergänger und die ankommenden Reiter betrachteten sich gegenseitig mit Vergnügen, und

von beiden Seiten hieß es: Welch ein luſtiges Bild!

Es fuhren noch immer Equipagen durch den Wald heran. Auch von andern Seiten kamen Wagen und Reiter. Das monotone Einerlei der nach den neueſten Modegeſetzen uniformirten ſtädtiſchen Figuren, ward durch einige groteske Landjunkergeſtalten aufs Ergötzlichſte unterbrochen. Die Frau vom Hauſe hatte trotz ihrer Regſamkeit genug zu thun, alle die Gäſte zu empfangen.

Bis die Damen ihre vom Staub derangirte Toilette hergeſtellt hatten, trieben die einzelnen Herrn, welche nicht in ähnlicher Thätigkeit beſchäftigt waren, ſich im Garten und Park umher. — Billard, Schaukel, Stall und Gewehrkammer wurden in Anſpruch genommen. Endlich läutete die Glocke zum Frühſtück und bald darauf ſtrömte die Geſellſchaft im heiteren, mit Orangenbäumen und Herbſtblumen ſchön verzierten Gartenſaal zuſammen.

Man weiß, wie es gewöhnlich bei Landpartien zugeht, wie in der Regel die halbe Zeit mit Speiſe und Trank, mit iſolirter Courmacherei und Geflüſter, die andere Hälfte in Erwartung des Amüſements zugebracht wird, welches manchmal ausbleibt.

Herborn hatte gegen dies letztere Fehlſchlagen wirkſame Vorkehrungen getroffen. Die Aufgabe, eine zahlreiche Menge fortwährend zu beſchäftigen, und

dadurch zu unterhalten, war von ihm ſorgfältig überlegt worden, und der gute Erfolg bewies die Richtigkeit ſeiner Rechnung.

Der Zeitraum vom Frühſtück bis zum Mittag ward durch einen großen Fiſchzug ausgefüllt. Die ganze Geſellſchaft begab ſich im bunten Schwarm hinunter zu den weitläufigen Teichen; das junge Volk zu Fuß durch den Park und die Wieſen; ältere Damen und Herrn nahmen auf bequemen Droſchken den Umweg durchs Dorf.

Schon beim Frühſtück hatten ſich im gegenſeitigen Annähern einzelner Paare manche Verhältniſſe gezeigt, welche auch der allgemeinen Kunde nicht fremd, und von ihr längſt anerkannt waren. Daß Alfred ſich faſt ausſchließlich mit Eugenien beſchäftigte, und der Legationsrath ſeiner Generalin kaum von der Seite wich, fand Jedermann in der Ordnung. Neugieriger erwartete man, welchen ihrer Verehrer die ſchöne Gräfin heute als dienſtthuenden Kavalier bezeichnen würde, da der bisher mit dieſer Gunſt beglückte Rittmeiſter fehlte, und ſich auch dieſes Verhältniß ſeit Otto's Ankunft bedeutend geändert haben ſollte. Prinz Hugo zwar hatte ſchon immer für einen ernſtlichen Nebenbuhler gegolten. Wohlunterrichtete Leute aber meinten, der bleibe nach wie vor wohl in der zweiten Rangclaſſe und wetteten Zehn gegen Eins, der neue Soltar könne ohne Weiteres in die Stelle ſeines Vetters ein-

rücken, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil er der Neue wäre; denn bekanntlich ſpielte der neueſte Sklav bei Joſephinen wenigſtens für die erſten acht Tage ſtets die Rolle des Favoriten. Otto ſchien jedoch ſich dieſem Fach heute nicht widmen zu wollen. Seine Blicke hingen nur an Alma's Augen. Keine der anweſenden Damen konnte ſich rühmen, den intereſſanten Sonderling nur ſoviel Minuten lang gefeſſelt zu haben, als er jetzt Stunden mit der unbedeutenden namenloſen Waiſe verſchwatzte. Alle fanden ihn plötzlich ſehr abgeſchmackt, und ſie unleidlich. Joſephine nahm zwar die Miene an, als ob ſie dieſen ihr höchſt gleichgültigen Verkehr gar nicht bemerkte. Aber die innere Unruhe zwang ſie doch, von Zeit zu Zeit ihre Augen wieder nach dem ungezogenen Paar hinüber zu werfen. Sie fand es immer unzertrennlich. Und die boshaften Beobachter notirten in ihre Gedächtnißtafeln, daß niemals die ſchöne Gräfin ſich ſo oft in die ſüßen Lippen gebiſſen hätte.

Bekanntlich giebt es Schönheiten, die nur im Ballkleid und beim Strahl der Kronleuchter als ſolche glänzen. Andere zeigen ſich vortheilhafter, wenn ſie im hellen Tageslicht unter grünen Zweigen über dem Raſenteppich frei und leicht dahin ſchweben. Alma gehörte zu dieſen, und beſonders heute war ſie unbeſchreiblich reizend. Eine ihr ſelbſt beinahe fremd gewordene Empfindung ungetrübter

Fröhlichkeit zauberte auf ihre Wangen den Farbenhauch einer seltenen Wunderblume, und der heitere Himmel fand den lieblichsten Wiederschein in ihren tiefblauen seelenvollen Augen.

Während die Fischer ihre langen Netze durch den Teich zogen, vertheilte die Gesellschaft sich in bunten Gruppen an den Ufern. Kleine Partien junger Damen und ihrer Anbeter schwärmten in leichten Barken herüber, hinüber, und als die nasse Wasserjagd ihr Ziel erreichte, strömte alles nach dem am Rande der Wiese aufgeschlagenen Zelt, vor welchem die wimmelnde, schnalzende Beute zum Beschauen auf den Rasen hingeschüttet wurde, ehe man sie zur weitern Aufbewahrung in die nahen kleinen Behälter brachte, oder in Wasserfässern zum augenblicklichen Verbrauch wegschaffte.

Bald nachher ward im nahen Walde zur Tafel geblasen, und die Gesellschaft eilte auf die willkommene Einladung nach einem großen Pavillon, worin stets die Herbornschen Jagdfeste begangen wurden. Aber die alten Bilder, welche tapfere Jäger und merkwürdige Hirsche vorstellten; und die großen Geweihe und ausgestopften Vögel hatten wohl noch nie auf eine so glänzende und zahlreiche Versammlung herabgeschaut.

Mathilde hatte Otto's eifrige Bemühungen um Alma wohl bemerkt. Als man in den Pavillon ging, flüsterte sie ihrem Manne etwas ins Ohr,

worauf er lachend ſagte: „Du biſt ein Kindskopf!“ —

„Spotte nur!“ — verſetzte ſie — „ich will nichts dabei zu verantworten haben, und werde heute wenigſtens meine Anſtalten danach treffen.“

Die Plätze am Tiſche waren durch Namen bezeichnet, und Mathilde wußte mit Hülfe ihres Mannes und des gewandten Neffen die Honneurs ſo vortrefflich zu machen, daß in wenig Augenblicken das Gewirr der hereinfluthenden Menge ſich entwickelt, und Jeder ſein Loos gefunden hatte. Otto fand das ſeinige, gegen ſeine heimliche Erwartung, zwiſchen der Gräfin und einer alten mumienartig vertrockneten Stiftsdame; ihm gegenüber ſaß die Muſe der Geſchichte, in Perſon der Frau von Runolt — Alma ſah er durch einen Wald von Kopfzeugen, Blumen-Vaſen und Tafel-Aufſätzen ganz am andern Ende des Tiſches.

Mit boshafter Freude, zugleich aber mit einiger Empfindlichkeit bemerkte Joſephine Otto's Mißbehagen. Sie ſchwur bei ſich ſelbſt, in einer halben Stunde müſſe das anders ſeyn! Im Bewußtſeyn ihrer Zauberkräfte durfte ſie den Schwur thun — denn ſie brachte ihn zur Erfüllung. Die Situation kam ihr dabei ſehr zu Statten. Von der Stiftsmumie wandte ſich Otto ſogleich mit einem gelinden Schauder ab. Frau von Runolt gegenüber grub ſchon bei der Suppe eine fürchterliche alte Hiſtorie

auf, welche nach der breiten Anlage mit den unvermeidlichen Einschaltungen über Braten und Nachtisch hinauszuwachsen drohte. Sie streckte gleich zu Anfange ihre Fühlhörner über den Tisch nach dem weitgereiseten Mann aus, um ihn mit ihrem weitläufigen Spinnengewebe zu überstricken; er sollte hören, bestätigen, bewundern. Welche angenehmere Zuflucht konnte es für ihn geben, als das Gespräch mit der schönen lebhaften Frau an seiner Seite! — Und wie liebenswürdig zeigte sie sich! Und wie fein wußte sie das Absichtliche ihres Benehmens unter der Anmuth leichter Plauderei zu verbergen! Da war nichts Gesuchtes, nichts Aufgestutztes. Alles kam so natürlich, so zufällig, es kam so bezaubernd über die verführerischen Lippen! und zu dem schmeichelnden Ton der Stimme, welcher unwiderstehlich ins Herz drang, gesellte sich die Blitzesgewalt der schwarzen Augen, das zierliche Spiel der Hände, die hinreißende Macht ihres ganzen Wesens. Josephine war eine Schönheit, die es vertrug, in nächster Nähe mit scharfen Augen gemustert zu werden. Das schön gelockte Haar, die reine Haut, die kleinen zierlichen Ohren, die blendend weißen Schultern und niedlichen Hände — Alles war meisterhafte Vollendung, und das Ganze mit einem Hauch von Eleganz und Geschmack in Kleidung und Haltung umschwebt — — wäre Otto wirklich der „Bär" gewesen, für den sie ihn erklärt hatte; selbst die Bären-

Natur, mußte an der Wärme dieſes Strahls hinſchmelzen.

Sie aß wenig. — Zu Otto's Freude, der das Gegentheil ſtets für einen ſchrecklichen Feind weiblicher Grazie erklärte. — Sie ſprach lebhaft. Nicht mit dem unaufhaltſamen eintönigen Geriesel eines Springbrunnens — ſondern mit dem gefälligen Schwung einer Melodie, welche zuweilen anhält, verklingt, und dann lieblicher wiederkehrt. Und wenn auch nicht alles, was ſie ſagte, vorzüglich geiſtreich war, ſo ſpielte doch ſelbſt aus dem Gleichgültigen eine Innigkeit, wie aus nachläſſig hingeworfenen Blumen der nämliche ſüße Duft weht, den ſie im ſorgfältig gebundenen Strauß haben. —

Wer vergäße in ſolcher Nachbarſchaft nicht mit Vergnügen Zeit und Raum!

Otto fühlte ſich aufs Unangenehmſte überraſcht, als plötzlich die zurückgeſchobenen Stühle das Ende der Tafel verkündeten. Er hatte von dem übrigen Geſpräch nichts vernommen, hatte die vortreffliche Muſik der böhmiſchen Bergleute nur wie aus der Ferne ſumſen gehört — und wußte ſich am Ende nicht einmal zu ſagen, was denn eigentlich an dieſer Unterhaltung ihn ſo entzückt hatte. — Aber das iſt es eben!

Verliebt? — Nein, ſo ſchnell kam ihm das nicht. Aber betäubt war er von dem neuen Ein-

druck, und es nebelte ihm durch den Kopf wie ein Champagner-Rausch.

Zur angenehmen Ueberraschung der Gesellschaft traten jetzt aus den Büschen, welche den großen Platz mit seinen Bänken und Lauben einschlossen, die drei Tyroler, in ganz Deutschland bekannt unter dem Namen des „Kleeblatts aus dem Ziller-Thal." Herborn hatte sie auf ihrem Wege zur Residenz, gestern aufgefangen, und bis diesen Augenblick versteckt gehalten. Ihr Erscheinen erregte laute Freude, besonders bei denen, welche sie schon an andern Orten getroffen hatten. Der schöne lange Anton, der schalkige Balthasar und der stämmige treuherzige Franzl sahen sich schnell von alten Bekanntschaften aus Carlsbad und Töplitz umringt. Nach allen Seiten mußten sie ihren Händedruck und ihr „Grüeß di Gott!" wiederholen, und noch ehe sie damit herumkommen konnten, waren sie schon von einem Kreise der jüngsten und schönsten Damen eingeschlossen, welche vor Allen vor Neugier brannten, die musikalischen Talente der schmucken Bursche kennen zu lernen.

Ihr Gesang und ihr Benehmen, worin durch die naive Treuherzigkeit der Alpensöhne eine auf Reisen erworbene und mit angebornem Geschick ausgebildete Gewandtheit im Verkehr mit Städtern und vornehmen Personen durchblickte, erwarb ihnen allgemeinen Beifall. Die Zahl der Zuhörer vermehrte

ſich mit jedem Augenblick. Herborn hatte nämlich dieſen Tag auch ſeinen Fiſchern, Bauern und Taglöhnern zum Feſt gemacht, und für ſie einen Tanzplatz am Ausgang des Waldes eingerichtet, von welchem aus nun die geputzten Dorfſchönen mit Hans und Kunz herbeiſtrömten, um in beſcheidener Entfernung das Jodeln und die Zitterklänge zu vernehmen.

Der Contraſt zwiſchen den hier einander gegenüber ſtehenden Extremen der bürgerlichen Geſellſchaft, zwiſchen ihren Manieren ſich auszudrücken und zu freuen, gab ein ſehr intereſſantes lebendiges Gemälde. Die Freude äußerte ſich von beiden Seiten immer lauter bei jedem vorgetragenen Liede. Die Tyroler wurden aufgefordert, ſich unfehlbar morgen in der Stadt einzufinden, und bekamen ſchon hier auf dem Platz Einladungen nach manchen Häuſern. Otto hatte damit den Anfang gemacht. Indeſſen war er von der ganzen Verſammlung gewiß am weiteſten entfernt, ein ungemiſchtes Vergnügen bei ihren Melodieen zu empfinden. Im Gegentheil, faſt mehr wie jede andere Muſik erregten ſie ihm eine tiefe Wehmuth, einen Sturm ſchmerzlicher Erinnerungen, ein weiches ſehnſüchtiges Heimweh nach den ſchuldloſen Kinderjahren, nach fernen Gegenden, nach Einſamkeit, nach Vergeſſenheit. Er zürnte ob dieſer Schwäche, und konnte ſie doch nicht überwinden. Nicht weit von ihm ſtand Alma. Er ſah es

ihren Augen an, daß sie ein ähnliches Gefühl bekämpfte. Um es in sich gewaltsam zu unterdrücken, suchte er Josephinens Blicke. Aber diese führte, von ihm abgewendet, ein lachendes neckendes Gespräch mit dem Hofmarschall, dem Prinzen und einigen anderen Herrn, welche gleich ihr, diese Musik wie ein anderes Concert mißhandelten, indem sie eben dann am lautesten würden, wenn die Sänger sich aufs Beste anstrengten.

Otto wurde von seiner Stimmung wahrhaft gepeinigt. Er schämte sich der Rührung, die ihn wie ein Dieb in der Nacht überfiel. Er fürchtete dadurch lächerlich zu werden. Gern hätte er sich entfernt. Aber dagegen stritt wieder sein Stolz, der ihm nicht erlaubte, den Gaffern den Platz zu räumen.

„Mir ist wunderlich zu Muth!“ — sagte er zuletzt halblaut gegen Georg — „Ich fühle mich so dumm und verwirrt! Ich wollte, es passirte etwas, das mich herausrisse!“ —

Im Augenblick, wie er den Wunsch aussprach, ward er auch schon erfüllt durch einen furchtbaren Donner. Das Geschrei der erschrockenen Menschenmenge antwortete wie ein schwaches Echo.

Die Hitze des Tages hatte langsam ein schweres Gewitter ausgebrütet, welches unbemerkt überm Wald herangezogen war, und nun plötzlich, Blitz und Schlag hart auf einander, losbrach.

Der Wind ſauſte durch die Wipfel. Es fielen ſchon einzelne Tropfen — ganze Wolken droheten zu folgen. Das Feſt war geſtört; die Scene plötzlich umgewandelt. Die Damen liefen nach ihren Hüten und Shawls, die Mütter riefen ihre Töchter, Alles rannte durch einander, um noch vor dem Regen das ſchützende Dach des Wohnhauſes zu erreichen.

Jetzt zuckte ein blendend heller Strahl über den ganzen Himmel, ein knatternder Schlag folgte, und auch eben ſo ſchnell ſtieg am Dorf eine ſchwarze Rauchwolke empor.

Feuer! Feuer! — Und die Menge ſtürzte dorthin.

Ein vorn im Dorf iſolirt ſtehendes Häuschen war getroffen. Als Otto, einer der Vorderſten, auf dem Platz ankam, flackerte es ſchon am Dach heraus, und augenblicklich ſtand Alles in lichten Flammen. Bis Waſſer vom Teich, und die Spritze vom Schloß herbeikam, mußte es niedergebrannt ſeyn.

„Hier iſt nichts zu retten!“ — rief Herborn durch das Getümmel — „Nur Feuerhaken herbei! Eingeriſſen, daß nicht der Stall dort angeht!“ —

„Sie iſt noch oben! — ſie verbrennt!“ kreiſchte jetzt ein Mädchen, und zeigte nach den Fenſtern eines Dachſtübchens.

„Wer? — Die kranke Frau! — Verbrennt

Jemand? Wo iſt ſie?" — ſchrie es durch einander.

„Laßt die wahnſinnige Hexe verbrennen!" rief ein roher Burſche — „ſie iſt nichts Beſſeres werth."

Otto eilte auf dieſen verwirrten Lärm näher ans Haus. — Er ſah hinein — die Treppe von der Diele nach dem Boden hinauf, war noch unverſehrt — aber oben leckte die Gluth überall heraus.

„Wo iſt ſie?" — fragte er einen Bauer.

„Dort in dem Kämmerchen" — verſetzte der Alte, und packte Otto am Rock, als er ſah, daß dieſer hinein wollte — „die iſt verloren! — Das Dach kommt gleich herunter! — Sie retten ſie nicht! — Bleiben Sie zurück, wenn Ihnen Ihr Leben lieb iſt!" —

„Das Leben iſt mir nicht lieb!" — verſetzte Otto, riß ſich los, und hinein — —

Ein allgemeiner Ruf des Entſetzens dröhnte ihm nach.

Mit drei Sprüngen war er die Stufen hinauf, und — die Thür eingeſtoßen — in der Kammer. Alles war ſchwarz von Dampf — Im Bett lag eine Frau, ſchon halb erſtickt, bewußtlos. — Er riß ſie mit ſammt Bettkiſſen und Stroh heraus — wickelte eine Decke um ſie — halb ſpringend halb ſtürzend — (glühende Ziegel — flammende

Splitter klapperten neben ihm nieder) — kam er über die ſchon wankende Treppe hinab — glücklich bis an die Hausthür — — und kaum hatte er das Freie erreicht, kaum die Gerettete den nächſt ſtehenden zugreifenden Leuten in die Arme geworfen — da praſſelte Dach, Schornſtein, Gebälk ins Innere hernieder — eine ſchwarze Wolke von Dampf und Staub verfinſterte die Luft — — die Lohe war vom Sturz erſtickt, und nur einzelne Flammen wedelten noch aus dem Trümmerhaufen.

Den Retter empfing ein freudiger Ruf des Beifalls, und das Jauchzen ſtieg noch höher als man ſah, daß er bis auf eine kleine Brandwunde am Arm ganz unverſehrt war. Georg ſchloß den kühnen Freund in ſeine Arme.

Alles war die Sache von wenig Minuten geweſen. Jetzt kam die Spritze über die Dorfbrücke geraſſelt. Man benutzte ſie, um die ſchwache Gluth vollends auszugießen. Uebrigens hatte das Gewitter mit dieſem Schlag ſeine Wuth ausgetobt. Das Gewölk zerriß, und der blaue Himmel blickte ſchon wieder durch.

Otto wünſchte, ſich dem Gedräng zu entziehen. Doch verlangte er vorher wenigſtens die Perſon zu ſehen, welche er mit Gefahr ſeines Lebens dem jämmerlichſten Feuertod entriſſen hatte.

Sie lag noch ohne Bewußtſeyn, doch athmend und unbeſchädigt, in den Händen einiger Frauen.

Er trat hinzu und erkannte die verrückte Försterwittwe, welche ihm vor einigen Wochen im Wald an der Mahl-Eiche begegnet war.

„Diese?!" — sagte er bestürzt und fast verdrießlich.

„Ja, seltsam ist es" — versetzte Herborn — „und doch schön, daß gerade Du sie retten mußtest. Aber laß uns jetzt fort. Ich sorge für sie."

Er gab deshalb sogleich die nöthigen Befehle, trug dem Verwalter auf, für die völlige Löschung der glühenden Asche zu sorgen, und trat, seinen Freund am Arm, und umgeben von dem Schwarm der Gäste, welche mit ihm herzugelaufen waren, den Rückweg nach dem Schlosse an.

Das kleine Haus gehörte ihm selber, der den geringen Verlust um so weniger beachtete, da er es schon abbrechen wollen, und nur, um die Bewohner nicht zu drängen, damit gezögert hatte. So war die ganze Begebenheit, obgleich zwei Menschenleben dabei sehr in Gefahr gekommen, weit entfernt, eine Störung des Festes, bei ihrem glücklichen Ausgang eher eine interessante Episode geworden, und einige lustige Gesellen lobten den Baron, welcher die Aufmerksamkeit so weit getrieben, seine Gäste selbst mit einem Feuerwerk zu überraschen.

„Auf jeden Fall aber" — sagte Otto zu Georg, während sie nach dem Schloß gingen — „werd' ich mich der Gesellschaft entziehen. Ich kann

das Fragen und Aufſehen nicht leiden. Und obgleich die ganze Geſchichte nicht der Rede werth iſt, ſo weiß ich ſchon, das Geſchwätz davon nimmt in der erſten Stunde kein Ende."

„Nichts da!" — verſetzte Georg. — „Du biſt der Held des Tages! Ein Bischen Triumph mehr oder weniger kannſt Du Dir gefallen laſſen."

„Ein ſchöner Held!" — ſpottete Otto. — „Das war recht eine Großthat. Zwölf Stufen hinaufſpringen und ein altes Weib aus dem Bett reißen!"

„Nun — von uns Andern hat es doch keiner gethan!"

„Und am Ende wär es auch von mir klüger geweſen, wenn ich es unterlaſſen hätte. Aber ich mache immer die dümmſten Streiche!"

„Wie?"

„Ob ſolch eine alte verrückte Perſon mehr oder weniger in der Welt iſt, was liegt daran? Vielleicht wär' es ihr Glück geweſen, wenn ſie heut auf eine ehrliche Weiſe ums Leben gekommen wäre!"

„Pfui Otto! — Warum willſt Du nun Deine eigene Handlung in den Koth treten? — Daß Du nicht ſo denkſt, haben wir geſehen. Aber warum ſo ſprechen? Auch das iſt nicht hübſch."

„Ich mein' es wirklich ſo. Wer weiß, was ihr

noch bevorſteht! — Daß ich ſie gerettet habe, bedeutet ihr nichts Gutes. Dieſe Hand hat noch keinem Menſchen Glück gebracht."

„Du beſitzeſt die allerſeltenſte, die heilloſeſte Anlage, Dich ſelbſt, ich möchte ſagen, zu vernichten. Wenn das nämlich mit Worten gethan wäre. Aber Du bringſt es nicht fertig, Kopf und Herz laſſen die böſe Zunge nicht damit zu Stande kommen."

Otto ſetzte übrigens ſeinen Willen durch, trotz der Gegenreden des Hausherrn. Er zog ſich auf ſein Zimmer zurück. — Doch mußte er verſprechen, nach dem Abzug der Geſellſchaft wieder aus ſeiner Höhle hervorzukommen; Stahl und Alfred würden auch über Nacht auf Herborn bleiben. Die beiden Damen nämlich, welche ſie herausgeleitet, hatten ihre Pferde ſogleich fortgeſchickt, und wollten mit der übrigen Geſellſchaft zurückfahren.

Unterdeſſen brach die Dämmerung ein. Die Damen eilten, ihre zweite, manche auch, die dritte Toilette zu machen. Das Anzünden der Kronleuchter und Stimmen der Inſtrumente präludirte den Ball, mit deſſen Eröffnung dann auch nicht lang mehr gezögert wurde.

Otto hörte in der freiwillig gewählten Einſamkeit ſeines Zimmers das ferne Getöſe, und dachte, indem er aus ſeinem Fenſter in die abendliche Stille der Gegend, und auf die Brandſtätte hinüberſah:

„Wenn ich nun dort unter dem Schutt begraben läge, und aus dem Tanz nichts geworden wäre, wie mancher ſchöne Mund ſagte dann wohl im Unwillen über die geſtörte Luſt: warum mußte der alberne Menſch auch ins Feuer laufen! — Damit hätte ich denn vielleicht meine ganze Leichenrede und Grabſchrift. Und doch — wäre mir am Ende damit nicht beſſer, als in dem Zwieſpalt, worin ich mit mir ſelbſt lebe?“ — Alma's und Joſephinens reizende Geſtalten ſchwebten ihm vor der Seele. — Auch das war Zwieſpalt.

Die Erſtere trat in dieſem nämlichen Moment, wo Otto ihrer gedachte, mit dem Prinzen in die Colonne. Er fand, wie mancher andere, ein unerſchöpfliches Unterhaltungs-Thema in dem Capitel von der Feuersbrunſt, und ſagte mit dem Tone des ſchnödeſten Egoismus, den er als das untrügliche Zeichen eines hochgebildeten Weltmannes gern zur Schau trug: der Baron habe ſich wahrſcheinlich zurückgezogen, um in der Einſamkeit ſeine Uebereilung zu bereuen.

„Bereuen? Wie können Sie nur über ſolch eine vortreffliche Handlung ſo wegwerfend reden?“

— „Es iſt ſein eigenes Urtheil“ — verſetzte Hugo — „ich hörte ihn ſelbſt ſagen, was denn an ſolch einer Perſon gelegen wäre!“

„Er hätte wohl etwas Beſſeres ſagen können. Aber was einer von ſeiner eigenen That ſagt, iſt darum noch keinem Andern erlaubt.“

— „Man wird ſich doch zu ſeiner Anſicht bekennen dürfen?“

„Sie alſo wären gewiß nicht ins Feuer geſprungen?“

— „Ich theile ganz die Anſicht meines Freundes, des Lords Molton, welcher, als der vortrefflichſte Schwimmer in ganz England berühmt, von einer Dame zur Rettung eines Ertrinkenden aufgefordert, den Menſchen genau mit ſeiner Lorgnette betrachtete, und dann erwiederte: It's impossible Mad'm; I was never introduced to this gentleman.“

Der Blick, welchen Alma ihm auf dieſe Worte zublitzte, war ſo wunderſam aus Erſtaunen und Verachtung gemiſcht, daß ſich ſchwer hätte ſagen laſſen, welche von beiden Empfindungen er am ſtärkſten ausdrückte.

„Entſchuldigen Sie, wenn ich austrete“ — ſagte ſie — „mich überfällt ein ſo ſtechendes Kopfweh. Es iſt mir unmöglich länger zu tanzen.“

Alles Beſchwören half nichts. Sie ließ ihn ſtehen, und war trotz der Verzweiflung aller jungen Herrn den ganzen Abend nicht wieder zum Tanzen zu bewegen.

Die Scene machte Aufſehen, beſonders als der Prinz ſein Unglück beklagte: eine Dame zum Tanz

engagirt zu haben, welche nur mit Leuten von erprobter Feuerfestigkeit tanzte — Aber die Generalin hatte seine Conversation mit Alma gehört; sie nahm die Partei ihrer Freundin, und erzählte seine Redensarten mit einer so komischen Persifflage wieder, daß sie die Lacher alle auf ihrer Seite hatte, und er in seiner Verwirrung kein Wort mehr hervorzubringen wußte.

Wegen des Heimwegs nach der Stadt war der Ball von kurzer Dauer. Und die Thurmuhr hatte noch nicht zehn geschlagen, als der letzte Wagen den Hügel hinabrollte.

Alfred, Stahl und der Hofmarschall waren die Einzigen, welche geblieben waren. Alfred machte seinem Onkel heimlich Vorwürfe, daß er die fatale Vogelscheuche aufgehalten hätte; die würde ihnen nun den Rest des Abends ganz verderben.

„Eben weil ich dem Hof aufsagen will" — versetzte Herborn — „beweise ich meinen Collegen alle mögliche Aufmerksamkeit. Bekanntlich trinkt der Hofmarschall nach jeder Gesellschaft gern noch ein Glas Punsch mit Bekannten. Darum hab' ich es ihm proponirt. Uebrigens kannst Du ruhig seyn. Er bleibt höchstens noch eine halbe Stunde."

„Jetzt bricht der Wolf aus seiner Höhle hervor!" — sagte Otto, als er in das Zimmer trat, wo die Vier beisammen saßen.

Diese Anrede ward mit Vorwürfen über seine Abtrünnigkeit erwiedert. — Er sey nun einmal ein verkehrter Sonderling, versetzte er, und bat, den Gegenstand fallen zu lassen. Auch kam sogleich ein anderes Gespräch auf die Bahn.

Man war im September — Brüssel, Leipzig, Aachen, Braunschweig — konnte man etwas Anderes reden? — Auch in der Nachbarschaft hatte es Unruhen gegeben. Der Hofmarschall sagte, jedes Nest wolle jetzt seine trois glorieuses journées haben, und kam auf das alte Gewäsch von comité directeur, von Propaganda und Emissarien zurück.

Auf die Frage, wohin das Alles endlich führen werde, versetzte Glernau:

„Zum Kriege. Es muß dazu kommen!"

„Kann wohl seyn" — antwortete Stahl — „aber wir haben uns wahrlich nicht darauf zu freuen, und unsere kleinen Fürsten noch weniger. Die mögen alle Tage zum Himmel rufen, daß er den Frieden erhalte — wenn sie auch noch so gern Soldaten spielen."

„Wie meinen Sie das?" — fragte Glernau.

„Sehr einfach" — sagte Stahl. — „Bricht ein Krieg aus, so ziehen ja bekanntlich die monarchischen und die constitutionellen Principien gegen einander zu Felde. Es ist ein Meinungs-, ein Religions-Krieg. Anfangs schlägt man sich mit ungeheurer Wuth — Aber gegen das Ende kühlt

der Fanatismus ſich von beiden Seiten ab, man muß Frieden ſchließen, und dann macht die Kabinetsweisheit der großen Mächte hinterdrein die Rechnung. Alles was im Rauſch zerbrochen und zerſchlagen iſt, ſoll bezahlt werden. Und womit wird bezahlt? Mit Anweiſungen auf die kleinen deutſchen Länder. Da giebt es noch gar Manches zu mediatiſiren."

„Sie ſprechen vom Frieden" — fiel Alfred ein — „als ob er gleich nach dem Anfang des Krieges ſchon vor der Thüre wäre. — Ich behaupte, wenn der Krieg ausbricht, ſo iſt keiner von uns, der ſein Ende erlebt."

„Möglich" — verſetzte Stahl — „wenn nämlich gleich nach ſeinem Anfang auch die Völker losbrächen, und dann die Armeen nicht wüßten, ob ſie gegen den Feind oder gegen die Landsleute marſchiren ſollten. Daraus entwickelte ſich dann ein allgemeiner Umſturz der Dinge."

„So mein' ich es" — ſagte Alfred — „Dann gehen alle Thronen, alle Fürſten über Bord — —"

„Und" — fiel Stahl ihm ins Wort — „zugleich mit ihnen ein gutes Stück Civiliſation, Glück, Wohlſtand, Religion — — und wahrſcheinlich ſtürzt die Welt um ein paar Jahrhunderte zurück."

„Aber Sie ſprechen ja wahre horreurs, meine Herrn!" — rief Glernau.

„Warum nicht?“ — rief Alfred — „horreur iſt die Farbe des Zeitgeiſts. Es iſt ſehr natürlich, ſie zu betrachten. Bei Hof freilich nicht, da wendet man ſich unwillig von dergleichen unangenehmen Gegenſtänden ab, und meint wohl, ſie damit zu vernichten. Sehen Sie, das iſt die Krankheit, woran alle Fürſten laboriren, und woran ſie alle über kurz oder lang zu Grunde gehen. — Sie wollen an die Zeit nicht glauben, darum glaubt die Zeit auch nicht mehr an ſie. Sie verlangen es nicht anders; ſo mögen ſie ihr Loos hinnehmen.“

Glernau ſtritt lebhaft gegen dieſe Aeußerung. Alfred wurde heftig. Das Geſpräch ging etwas ins Wilde; und es dauerte eine ganze Weile, bis Herborn und Stahl der Sache wieder einige Haltung verſchafften. Der Hofmarſchall aber ſchien wirklich empört über die revolutionairen Tendenzen, welche ſich unter ſeinen Augen ſo frech entwickelten, und um ihn einigermaßen zu beruhigen, ſagte Stahl: man müſſe auch nicht Alles im tiefſten Schwarz ſehen wollen, manche Sachen, an denen ſchon Alles verzweifelt hätte, wären doch noch gut ausgegangen, und die Beſonnenheit, mit welcher die europäiſchen Mächte ſich der franzöſiſchen Revolution bis jetzt gegenüber geſtellt hätten, ließe das Beſte erwarten.

Otto, welcher bisher ſtill geſeſſen hatte, ſchlug bei dieſen Worten ein lautes Gelächter auf.

Alle ſahen ihn verwundert an, und als Stahl etwas empfindlich nach der Veranlaſſung dieſes plötzlichen mouvement d'hilarité fragte, antwortete er:

„Glauben Sie denn wirklich, daß menſchlicher Wille und menſchliche Klugheit in allen dieſen Dingen etwas vermögen? — Die Zeit ſchwingt ihr ungeheures Rad um, und reißt uns mit ſich. Wir thun in jeder Lage des Lebens, was wir müſſen. Von unſerm Wollen und Können iſt keine Rede.“

„Das iſt“ — ſagte Stahl — „eine bequeme Anſicht für Einen, der jede Verantwortung von ſich abwälzen möchte. Aber man kann nur nicht recht daran glauben.“

„Haben Sie heut auch ins Feuer ſpringen müſſen, ohne daß Sie es gewollt hätten?“ fragte Alfred.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es ſehr ungern, ja mit Widerſtreben gethan habe, aber ich mußte.“

„Sie haben es im Türkenglauben weit gebracht“ — ſagte der Hofmarſchall.

„Er iſt nicht umſonſt ſo lang in Algier geweſen!“ — bemerkte Herborn. Und es knüpfte ſich an dieſe Epiſode eine weitere Discuſſion über Freiheit, Nothwendigkeit, Wahl und Schickung, in welcher Alfred ſich wieder zu ganz verwegen demagogiſchen Ausfällen hinreißen ließ. Der Hofmarſchall

hielt ihm zwar mit seiner vornehmen hochtrabenden Superiorität unermüdlich das Widerspiel. Indessen war er doch endlich froh, als sein Wagen angekündigt wurde, und er sich aus diesem verdächtigen Klub losmachen konnte. Er that es mit der spottenden Bemerkung gegen Otto, seine Bestimmung führe ihn nun wider seinen Willen aus so angenehmer Gesellschaft nach der Stadt zurück.

„Vorausgesetzt, daß Sie wirklich hinkommen!" sagte dieser.

„Wie so?"

„Wenn ich nun auf die Gefahr hin, für einen schlechten Propheten zu gelten, Ihnen sagte, daß Sie die Stadt nicht erreichen, sondern unterweges liegen bleiben — und dieses einträfe — würden Sie dann sich zu meinem Glauben an Prädestination bekehren?"

„Schwerlich. Doch wär' es mir ganz interessant, dergleichen zu erleben. Ich würd' es schon einrichten, daß Ihre Prophezeihung nicht in Erfüllung ginge."

„Wir wollen sehen!" — rief Otto ihm nach.

Man trennte sich mit Lachen, aber doch mit einer heimlichen Erbitterung.

Nach des Hofmarschalls Entfernung zog das Gespräch sich nun von den allgemeinen politischen Betrachtungen auf das Näherliegende, auf die Bewegungen in der Nachbarschaft und auf die Mit-

tel, das Hereinbrechen des Sturms in das eigene Land zu verhindern, so lang es noch möglich wäre.

Man betrachtete die einzelnen Theile der vorzunehmenden Aenderungen; und Herborn zeigte mit einer wirklich sehr gründlichen Kenntniß aller Verhältnisse, wohin sie führen, und welche bedeutende Erleichterungen, welche Sicherheiten sie den producirenden Classen aller Staatsbürger gewähren würden. — Alfred schrie: die Altflickerei helfe zu gar nichts, ein wankendes Haus werde nicht dadurch erhalten, daß man hier und dort ein Brett festnagle, oder einen Gewitterableiter reparire. — Otto meinte auch, obgleich er dem ganzen Wesen und Treiben noch ziemlich fremd sey; soviel habe er schon eingesehen, daß aus der kargen Saat beschränkter Zugeständnisse sich keine Ernte erwarten lasse. Nicht einmal von den alten Formen wolle man soviel aufgeben, als nöthig sey, um das Volk zu überzeugen, daß man von Grund aus bessern und helfen wolle. —

„Was kann denn unserm kleinen Lande" — sagte er — „die Beibehaltung der Herrenbank in der Ständeversammlung nützen? — Dem Ministerium mag diese Zerspaltung sehr bequem seyn. Aber damit bleibt die Repräsentation selbst ein Possenspiel. Wenn wir nicht das Gerumpel des alten Junkerwesens zum Fenster hinaus werfen, bekommen wir niemals ein helles wohnliches Haus. —

— Dieſe ariſtokratiſche Abſonderung iſt ein Unſinn. Der Adel muß ſich nicht länger dem Volk gegenüber ſtellen, ſondern mit dem Volke gehen. Seine alten Helme und Schilde aus dem Mittelalter machen keinen Effekt mehr. — Er muß ſich neue Verdienſte um das Land erwerben, wenn er noch ferner etwas gelten, ja, wenn er ſeine Exiſtenz erhalten will.“

Herborn war durchaus nicht dieſer Meinung, und Alfred fand auch, daß es darauf nicht ankomme. Stahl führte den Herren zu Gemüthe, daß ſie über dieſen Punct alle drei kein freies Urtheil hätten; er, welcher nicht zum Adel gehöre, würde hierin unpartheiiſcher als ſie ſprechen, und indem er ſich über Soltars ultraliberale Motion wundern müſſe, gebe er ihm zu bedenken, daß zu einer heilſamen Reform keineswegs das blinde Einreiſſen aller alten Einrichtungen und der in das Staatsgebäude genau eingefugten Eckpfeiler gehöre. Mit jener ſcheinbaren Theilung ſtehe die nothwendige und heilſame gegenſeitige Controlirung im genaueſten Zuſammenhang. Manches weſentliche Recht ſtütze ſich auf die ehrwürdige Form, wie auf eine tief im Boden feſtgemauerte Baſis. Wer den Baum retten wolle, müſſe den Krebs aus der Rinde ſchneiden, nicht aber die Wurzeln und das Mark antaſten. — Der alte Baum, verſetzte Alfred, ſey todt, morſch, müſſe umgehauen und verbrannt

werden! Einen frischen jungen Stamm zu pflanzen — das sey die Aufgabe.

Jetzt wurde ein Gleichniß dem andern gegenüber gestellt, und jedes wurde vom Gegner als unpassend verworfen. Man fing an über Worte zu streiten, man verstand sich nicht mehr, wollte nicht begreifen, konnte nicht zugeben — — — und Stahl hob endlich, da schon Mitternacht hereingebrochen war, die Discussion mit den allgemein belachten Schlußworten auf: zur künftigen Eröffnung der Ständeversammlung gebe dieses Hahnengefecht einen herrlichen Prolog — Er werde suchen, daraus eine Cantate zu machen, welche bei dem ersten ministeriellen Diner von den wetteifernden Chören der Deputirten und der Staatsdiener abgesungen werden möge, und er wünschte nur, daß auch der Hofmarschall zugegen gewesen wäre, um neben dem hier geführten volksthümlichen Geschrei die Hofstimme würdig zu repräsentiren.

Der Hofmarschall hätte mit der Erfüllung dieses Wunsches zufrieden seyn können. Es war ihm nämlich unter der Zeit wunderlich ergangen. Sein Kutscher hatte von Herborn aus eine Querstraße durchs Holz eingeschlagen, und sich in dieser Richtung so verirrt, daß er sich nicht wieder herauszufinden wußte. Indem er nun bald rechts, bald links fuhr, gerieth er in einen Weg, der von einem frisch aufgegrabenen Wasserzug unterbrochen war. Glernau schlief. Ein

heftiger Fluch störte ihn auf, und er war noch nicht ganz wach; da lag er schon mit Droschke, Kutscher und Pferden im Graben. Der Hofmarschall tobte, der Kutscher ächzte, das eine Pferd lag unter der Deichsel, und beim Aufstehen fand Glernau, daß er ein Bein verstaucht, der Kutscher, daß er am Kopf blutete und den Arm ausgerenkt hatte. Zum Glück war das Jagdhaus nicht weit. Franz lief hin, pochte den dort wohnenden Förster heraus. Dieser kam und half den Wagen aufrichten. Aber die Hinterachse war gebrochen, das eine Pferd hinkte erbärmlich, an Weiterfahren war nicht zu denken. Mühsam erreichte man das Jagdhaus. Der Förster lud den Hofmarschall ein, die Nacht über zu bleiben. Glernau, seiner Abschiedsworte an Otto eingedenk, schlug dies ab. Allein die Umstände zwangen ihn, sich zu bequemen. Die Pferde des Försters waren mit seiner Frau über Land; seine Forstbursche machten gegen die überhand nehmenden Holzdiebe ihre Nachtpatrouille durch den Wald; der alte Mann selbst war ein halber Invalid; er versah überdies den Wärterdienst am Bett seiner plötzlich erkrankten Tochter, und war mit dieser und einer alten Magd ganz allein in dem einsamen Waldhause. Den Kutscher mit dem zerschlagenen Kopf und lahmen Arm in der Nacht fortzuhetzen, dazu fühlte sich Glernau selbst doch nicht hart genug. Sein Bedienter war mit dem Wagen

der Gräfin ſchon vor mehreren Stunden fort. So hatte er Niemanden zu ſchicken, er ſelbſt konnte kaum den Fuß anſetzen, mußte am Ende dem Vorſchlag des Förſters nachgeben. Aber mit welchem Verdruß hinkte er hinter dieſem her, welcher ihm die Treppe hinauf zu den herrſchaftlichen Zimmern vorleuchtete. Mit welcher Miſchung von Zorn und Grauen wiederholte er ſich Otto's höhniſches: „Wir wollen ſehen!“ — Er entließ den Förſter, und indem er nun gedankenvoll das große Himmelbett betrachtete, in welchem er ſo wider Willen die Nacht zubringen ſollte, fragte er ſich beinahe ernſthaft, ob der fatale Menſch wirklich die Gabe des Vorausblickens beſitzen könne? Und wie entſchieden er ſie auch verneinte — ſo drang doch in ſein Gemüth die Ueberzeugung, Soltar ſey eine Art Dämon, deſſen Nähe ſchon Unglück bringe, der, ohne deshalb mit übernatürlichen Kräften begabt zu ſeyn, nur den Mund zu öffnen brauche, um Andern zu ſchaden; ein unheimlicher Gaſt, ein gleichſam lebendiges Geſpenſt, welches ſich nur um Entſetzen zu verbreiten, in die Kreiſe der Fröhlichen dränge; ein moraliſcher und politiſcher Vampyr, dem man ſcharf aufpaſſen, und, wo möglich, bei erſter Gelegenheit ein Staatsgefängniß anweiſen, oder, beſſer noch, eine Kugel durch den Kopf jagen müſſe.

12.

Nach dem Tage auf Herborn schien Otto ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn. Die frühere Schroffheit ging in ein milderes Wesen über, er suchte nicht mehr, wie bisher, sich menschenfeindlich zu isoliren; man traf ihn auf allen Promenaden fahrend, reitend; in allen Gesellschaften, geistreich, gesprächig — und nachdem er einige Diners gegeben hatte, fand man allgemein, daß sein Koch ein Künstler, der Baron ein Genie, und sein Garçonhaus ein Muster von Geschmack und vortrefflicher Einrichtung wäre. Welch ein Feenpalast würde es erst werden, wenn eine schöne Fee darin hausete! — Der letzte Punkt hauptsächlich ward von sorgsamen Müttern in spekulirende Erwägung gezogen, und sämmtliche Residenz-Töchter bekamen gemessene Instruction, gegen den Baron freundlich zu thun, und ihn ungemein liebenswürdig zu finden. Die meisten der guten Kinder waren ohne alle Instruction dazu mit einem wahren Enthusiasmus bereitwillig. Aber was konnt' es ihnen helfen? — Neben der schönen Gräfin war gar nicht aufzukommen. Er schien so tief in ihre Zaubernetze verstrickt, daß er schon keine Blicke mehr für etwas Anderes hatte. Darin lag nun freilich nichts besonders Auffallendes; denn in dem Heer von Trabanten, welche diese Sonne umschwärmten, hatte zu jeder Zeit Einer

die Rolle des Sterns erſter Größe zu ſpielen gehabt. Aber ſie ſelbſt benahm ſich gegen Otto ganz anders, wie gegen jeden ſeiner Vorgänger. So hatte ſie noch keinen ausgezeichnet. Der Rittmeiſter tobte vor Wuth, ſich auch in dieſem Verhältniß von dem verhaßten Vetter überflügelt zu ſehen. Der Hofmarſchall begriff gar nicht, wie ſie es wagen konnte, ſich wegen eines ſo verdächtigen Subjects ſeiner weiſen Leitung zu entziehen. Sogar dem Prinzen Hugo ſchien es bedenklich, wenn er die Gräfin und den Baron ſtets unzertrennlich fand. Und der Miniſter, welcher um dieſe Zeit häufig mit ihr verkehrte, gab in diplomatiſchen Winken zu verſtehen, er habe Urſache, an eine ernſtliche Entwickelung dieſes viel beſprochenen Verhältniſſes zu glauben.

Otto ſelbſt fand ſeine Lage ſeltſam. — Mit den bisherigen neuen Umgebungen — und natürlich mußte ihm alles neu ſeyn — hatte er ſich ſo gut und ſo ſchnell als möglich zu verſtändigen gewußt. Und ſein Begehren, daß ihm als einem von Koſacken und Piraten erzogenen Halbwilden jeder Fehlgriff und Verſtoß nicht zu hoch angerechnet werden dürfe, hatte, wie billig, allgemeine Gewährung, ja Beifall gefunden. Jetzt beglückte die erſte Schönheit der Reſidenz ihn mit den unverkennbaren Zeichen eines Wohlwollens, welches mehr als dieſen Namen verdiente. Mit dem vollen

Vertrauen eines Neulings war er so geneigt, sich dem Glauben an eine zärtliche Neigung hinzugeben. Auf der andern Seite dagegen zeigte ihm sein natürlicher Scharfblick wieder so viel Absichtliches in Josephinens Betragen. Und der strahlende Glanz ihrer Pracht-Erscheinung war doch nicht im Stande, Alma's Bild aus seiner Seele zu verdrängen.

Aber das alles beunruhigte ihn nur, wenn er einsam, oder wenigstens von Josephinen fern war. In ihrer Nähe zerflog es wie Nebelgewölk. Da fühlte er sich unter der Macht eines Zaubers, dessen geistiges Wesen ihm imponirte. Er konnte zwar nicht läugnen, daß ein fremder Wille seine Freiheit zu beschränken drohete, aber er wußte dagegen keinen Widerstand zu leisten. Der Kampf hatte den Schein eines reizenden Spiels. Und die Fessel verbarg sich unter dem lieblichen Schein eines Rosenbandes.

Ein oft wiederkehrendes Thema ihrer Gespräche war Otto's Unentschlossenheit über seine künftige Lebensbahn.

Josephine ermunterte ihn jedesmal, bald eine Wahl zu treffen. Sein Abscheu gegen ein träges, vegetirendes Junkerleben werde ihn das Bedürfniß irgend einer Thätigkeit bald so lebhaft fühlen lassen, daß er sich, koste es, was es wolle, einen bedeutenden Wirkungskreis schaffen müsse. Und bei seiner Unruhe, bei seiner Stellung, seinem Reichthum,

seiner Sinnesart, könne es fast nicht fehlen, daß er über kurz oder lang in die Schlingen der unruhigen Parteiführer gerathe, denen er leider schon ein zu williges Vertrauen bewiesen, einen zu großen Einfluß auf sein Benehmen gestattet habe. Er werde es bald bereuen, möge es nur dann nicht bereits zu spät seyn!

Er lachte zu dem politischen Eifer der schönen Frau, indessen mußte er die gute Absicht anerkennen, und versprach, die Sache zu bedenken. — Als er jedoch von jetzt an darüber schwieg, ja die Berührung zu vermeiden suchte, war sie es, welche immer wieder darauf zurückkam. Zu gleicher Zeit schlich in ihr Betragen, ihre Lebensweise eine Aenderung, welche Otto nicht ohne Unruhe betrachtete. Prinz Hugo, den sie eine Zeit lang nicht angesehen hatte, trat wieder aus dem Schatten hervor, und selbst dem Hofmarschall ward wieder eine Art von Gehorsam gezeigt — „Ich wußte wohl" — sagte er mit einer großen Prise zwischen den Fingern, „daß man sich besinnen würde, und habe die kleine Frau unvermerkt auf den rechten Weg zurückgeleitet." —

Otto war kindisch genug, sich darüber bei Josephinen zu beklagen. Sie lachte ihm ins Gesicht. — „Soll ich Ihnen etwa meine älteren Freunde aufopfern? — die mir sehr ergeben sind? — Denn glauben Sie nur nicht, daß der Hofmarschall mich

ueberrscht — Ich lasse ihn bei dem Wahn, weil es ihm Vergnügen macht — Prinz Hugo ist eben nicht geistreich — aber die geistreichen Leute sind nicht immer die liebenswürdigsten; und er kann mir sehr viel nützen; und er will es."

Josephine hatte in der Heimath des Prinzen ein Gut, dessen Besitz ihr von Seitenverwandten streitig gemacht wurde. Sie hoffte, durch Hugo's Einfluß eine glückliche Beendigung dieses verwickelten Handels zu erreichen, und sagte das an Otto mit dem Zusatz: „Können Sie mir es verdenken, wenn ich Männer von Einfluß für meine Angelegenheiten zu gewinnen suche? Die Welt ist nun einmal so. Wer die in ihr geltenden Mittel verschmäht, kommt nirgends vorwärts. Ach, wenn Sie doch Ihre hohlen Constitutionsträumereien aufgeben, sich eine Carriere bereiten wollten! Wohin könnten Sie nicht gelangen? Bei jenem albernen Geträtsch kommt ja doch nichts heraus, und während Sie sich in dies Gehetze verlieren, stoßen Sie Ihr Glück mit Füßen von sich."

Otto bat, ihm zu glauben, daß er seine Stellung recht gut beurtheile; sein Beruf sey es, der ihn in das sogenannte Geträtsch führe, und dem solle er doch wohl nicht für leere Redensarten und servile Hofgunst untreu werden?

„Daß doch" — sagte sie ungeduldig — „die klügsten Leute manchmal in einzelnen Stücken so

offenbar verrückt ſind! Kopf voran wollen ſie mit Gewalt durch den Berg — und es führt doch mit einem unbedeutenden Umweg ein bequemer Pfad darum her. Nehmen Sie es nicht übel! Sie gehören auch zu dieſer Secte. — Wenn Sie nun einmal die undankbare Liebhaberei haben, für das Volk zu ſtreben, dann ſollten Sie doch wenigſtens das beſte Mittel für Ihren Zweck ergreifen. Mit der Oppoſitionspartei werden Sie niemals etwas Tüchtiges ausrichten. — Hader und Unſinn können Sie wohl ſtiften und vermehren. — Aber darum iſt es Ihnen doch ſchwerlich zu thun. Sie wollen ja dem Volke helfen. Warum denn nicht von der Miniſterbank aus, wo Sie durch einen Federſtrich mehr wirken, als durch ſtundenlange Declamationen von der Tribüne?“

Otto fragte lachend, ob etwa Herr von Glernau abgehe, und ihn zum Nachfolger auserſehen habe?

„Das nicht“ — verſetzte Joſephine — „aber wie ſelten ich auch mit ihm in Berührung komme, ſo weiß ich doch mit Gewißheit, daß er Sie hochſchätzt, und es innig beklagt, einen ſo eminenten Kopf nicht zu den „Seinigen“ rechnen zu dürfen.“

„Sie ſpotten meiner!“ — ſagte Otto beleidigt — „Was eine ſo wilde afrikaniſche Creatur in ſeinem zahmen diplomatiſchen Gänſeſtall ſollte? Ich wenigſtens wüßte es nicht auszufinden; und bilde mir

doch ein, ſo viel natürlichen Verſtand, wie ein Anderer zu beſitzen. Daß Sie aber mir einen ſolchen Hohn bieten, thut weh. Von Ihnen hätt' ich es zuletzt erwartet."

Joſephine lachte über den Hitzkopf, und ſchwur, Glernau hab' es in ihrer Gegenwart geſagt. Als das nichts half, verſicherte ſie es ernſtlich. Otto blieb ſtumm und blaß vor ihr ſitzen, ein Bild innerlich grimmigen Zorns.

Sie ärgerte ſich; theils, daß er die Sache ſo hoch aufnahm, theils bereuete ſie es, ihn gekränkt zu haben.

„Daß Sie aber deshalb mir den Krieg machen wollen, iſt toll! Und Ihr Mißtrauen gegen mich iſt abſcheulich! — Da, bitten Sie um Verzeihung!" —

Sie reichte ihm die kleine weiße Hand über den Tiſch hin, und warf ihm dabei einen Blick zu —! — Ihre Stimme zitterte zwiſchen Empfindlichkeit und Rührung. —

Die Scene ging in ihrem Boudoir vor. Sie ſaß auf einem blaßrothen Divan; ein dunkelblaues ſchweres Kleid umrauſchte in reichen Falten die reizenden Formen. — Otto hatte ſie nie ſo ſchön geſehen. — Aber er glaubte ſich wirklich verſpottet. — Gereizt wie ein Tiger ſprang er auf. — Anſtatt der dargebotenen Hand griff er ſeinen Hut, und rannte ohne ein Wort hinaus.

„Das iſt doch zu arg!“ rief ſie betroffen.

Indem ſie noch darüber nachdachte, wie ſie dieſen noch nie vorgekommenen Fall zu behandeln hätte, flog die Thür auf; er ſtürmte wieder herein, warf den Hut zu Boden, beugte ein Knie auf den Teppich und ſagte: „ich bin verrückt! Können Sie mir verzeihen?“

Sie ſtand mit untergeſchlagenen Armen vor ihm, betrachtete ihn ernſthaft, und verſetzte mit erkünſtelter Gleichgültigkeit: „ich werd' es überlegen.“

„Nicht überlegen! Entſcheiden, verzeihen Sie! Geben Sie mir die Hand!“

„Die Sie vorhin nicht nehmen wollten? Nein, mein Herr, ich bin nicht gewohnt, ſolchen Trotz zu verwöhnen und zu verhätſcheln. Zur Buße bleiben Sie da ein Stündchen auf den Knieen liegen. Und wenn Sie dann in ſich gegangen ſind, werden Sie wohl einſehen, wer hier Unrecht gehabt hat.“

„Ich ganz allein! Zehnfaches! Tauſendfaches!“

„Nun? Und doch ſoll Ihre Strafe nur eine ganz einfache ſeyn. Iſt das nicht Gnade genug? — Ich empfehle mich.“

Er wollte ſie aufhalten, wollte ihr Kleid faſſen. Aber ſie entwiſchte — und nachdem er, thöricht genug, auf ihr Zurückkommen vergebens gewartet, blieb ihm nichts übrig, als endlich auch das Zimmer wieder zu verlaſſen.

Ein paar Tage nachher traf er ſie bei Frau von Kunolt, Es war im Vorzimmer. Sie wollte eben in den Saal hineingehen. Otto ſtellte ſich an die Thür und fragte in einer halb ſpöttiſchen Suppli-kantenſtellung: „Frieden?“

Sie ſah ihn mit einem allerliebſt ſchlauen Blick an. Es lag darin etwas von Katze und Schlange — und dennoch oder vielleicht eben darum war der Blick unwiderſtehlich. „Nun ja!“ — ſagte ſie — „wenn Sie Ihr Unrecht be-kennen.“

„Das hab' ich ja ſchon! — Aber nun darf ich doch auch die Hand küſſen?“

„Nein, das iſt zu fade. Aber ich gebe ſie Ihnen zum Friedensſchluß.“

Sie reichte ihm die Hand, und er fühlte einen leichten aber doch feſten Druck von den niedlichen warmen Fingern, der ihm durch alle Nerven ging. Dann ſchlüpfte ſie in den Saal.

„Was war denn das?“ fragte Alfred, welcher auf die kleine Scene hereingetreten war.

Otto erzählte ihm, halb lachend, halb ernſt-haft, die große Begebenheit, ſo weit ſie ſich erzählen ließ. Alfred hörte aufmerkſam zu; dann ſagte er: „Und wollen Sie es glauben, Baron? — Ich mein' es gut mit Ihnen — am Ende hat Herborn doch Recht.“

„Worin?“

„Wenn er behauptet, daß Prinz Hugo — nun, wie sag' ich gleich? — Hahn im Korb ist wohl zu grob — ?"

„Und ist nicht wahr!" — versetzte Otto. — „Ich will es Ihnen beweisen."

„Das soll mir lieb seyn. — Aber ich habe meine Gründe, am Gelingen zu zweifeln. — Ich wollte nicht an Herborn, Sie wollen nicht an mich glauben. Aber Sie werden sehen."

Josephinens Betragen war von jetzt an, als wenn sie diese feindliche Zuflüsterung gehört und sich vorgenommen hätte, den Eindruck derselben aus Otto's Gemüth zu vertilgen. Es athmete in ihrem Wesen eine Innigkeit, welche früher nicht so zum Vorschein gekommen war. Sie ward zutraulich, und äußerte sich über manche ihr nahe liegende Verhältnisse mit der angenehmsten Freimüthigkeit. — Je nachdem Otto mit den Gruppen und Nüancen der Gesellschaft näher bekannt wurde, bemerkte er, daß Josephine mit einer Opposition zu kämpfen hatte, welche ihr das Terrain ihrer Herrschaft streitig machte und zu schmälern suchte. Wo eine schöne Frau von Rang und Ansehen die bisher mit Glück gespielte Rolle der ersten Schönheit auf die Dauer zu behaupten strebt, und namentlich in der Region der Bälle und andern Scenen der Modewelt ihre Ansprüche geltend macht, da bildet sich gewöhnlich unter den jungen Mädchen eine

Conspiration, welche sie aus ihrem Besitz verdrängen will. Sie ist dann in der Lage eines Despoten, welcher der ungeduldigen Jugend zu lange lebt. Josephine war solch ein angefeindeter Tyrann. Sie wußte es, aber sie wollte nicht weichen, und setzte dem blühenden Phalanx einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Anführerin der jugendlichen Cohorte war — nicht Alma, wie Otto Anfangs irrig glaubte — sondern Eugenie, welche übrigens weniger durch Egoismus und Eitelkeit, als durch eine tiefe Abneigung zu solcher Feindseligkeit gegen die Gräfin getrieben wurde. Getrieben konnte man es nennen; sie folgte einer innern natürlichen Stimme, nicht einem künstlich gemachten Plan. — Es gab nun auch nicht leicht zwei schärfere Contraste, als die Gräfin, deren vornehmes Hinfahren über Menschen und Verhältnisse auf dem Grundsatze beruhete: ihre Absichten durchzusetzen, ihre Ziele zu erreichen, unbekümmert um die Mittel und das Geschwätz darüber; — und Eugenie, welche von einer beschränkten Mutter zwar nach strengen und engherzigen Prinzipien erzogen war, sich in der Stille nur zaghaft ein wenig losgearbeitet hatte, von angeborner Schüchternheit und Mißtrauen gegen sich selbst; und nun vermöge der Zurückhaltung ihres innern, der glatten Ausbildung ihres äußern Wesens, und des Festhaltens an den Traditionen und Glaubensartikeln ihrer Caste, das feinste Muster-

bild eines altadeligen Fräuleins vorstellte. In diesem Sinn machten Alfreds demagogische Glaubensbekenntnisse und Redensarten ihr zwar manchen Kummer, aber sie tröstete sich wieder damit: es sey nur eine vorübergehende Mode. Denn wie Jemand aus den höhern Ständen sich ernstlich anders als im Herrscher-Ton mit dem Volk einlassen und beschäftigen könnte, das vermochte sie nicht zu denken, und dachte es auch gar nicht.

Wenn Josephine über gesellschaftliche Verhältnisse und Begebenheiten mit Otto sprach, unterließ sie niemals, Eugenien einen scharfen Hieb zu geben. Aber einen tiefern und wahrhaft brennenden Haß verrieth sie gegen Alma, obgleich diese ihr wohl nie etwas zu leid gethan hatte. Uebrigens sprach sie wenig von ihr, und gab sich das Ansehen, sie zu ignoriren; hielt aber heimlich den Blick stets auf sie gerichtet, wie auf einen gefährlichen Feind, den man unverwandt im Auge behält. — Und am Ende war vielleicht ihre Besorgniß noch lebhafter als ihr Haß.

Otto mußte sich gestehen, je länger sein Umgang mit dieser Frau dauerte, je wunderlicher kam er ihm vor. Es war ein Verhältniß, und doch hatte es weder Charakter noch Physiognomie. Sie war zutraulich, offen, mittheilend; das alles schien aus vollem Herzen zu kommen; und doch — wie gern er sich diesem Gefühl hingeben wollte —

doch traüete er ihr nicht. Es gab Augenblicke, wo er ſie anbetete, und doch fühlte er durch dieſes Entzücken hindurch, es müßte ein Augenblick kommen, wo er ſie verabſcheuen würde. Ihre Theilnahme an ihm war eine Art Huldigung, und von der liebenswürdigſten Art. Und dennoch — es war zum Verzweifeln! — konnte er ſich nicht berauſchen in dem Göttertrank; er ſchmeckte ſüß, aber es war Eis-Sorbet, kein Feuerpunſch. —

Unter den Scherzen und lieblichen Plaudereien, welche ihre Unterhaltung ſo angenehm machten, wiederholte ſie jenen früheren Angriff, und verſicherte ihm, der Miniſter erwarte nur die geringſte ſcheinbare Annäherung von ſeiner Seite, um ihm die vortheilhafteſten Propoſitionen zu machen.

„Aber ich bitte Sie, beſte gnädige Frau! — Was kann ich dem Miniſter ſeyn? — was will er mir bieten?“

Joſephine ſprach etwas räthſelhaft von Miſſionen, von wichtigen Aufträgen, wozu man Leute von Geſchicklichkeit und Charakter anwendete, die darum noch keine Staatsmänner zu ſeyn brauchten — — —

„Am Ende wollen Sie mich zum Bundesgeſandten machen?“ — rief er — „Inſtructionen ableſen, Protokolle einſchicken, ja, und das wäre wohl die einzige Rolle, welche ich zu ſpielen im

Stande wäre, wenn ich mich nicht auf der andern Seite dafür bedanken müßte!“ —

Vom Gelächter hierüber kam ſie wieder auf die Ständeverſammlung; und hier ſchien es ihr recht Ernſt um die Sache. Sie ging ſo weit, ihm ein förmliches Verſprechen abzufordern, daß er wegen der Civilliſte und wegen der Domainen nicht mit der Oppoſitionspartei ſtimmen wolle.

Durch Otto's Kopf zuckte es plötzlich wie ein Wetterleuchten. Sollte das ganze Gerüſt von Anmuth und Zutraulichkeit nur eine täuſchende Dekoration ſeyn?

Er fing an, die Sache ins Lächerliche zu drehen — konnte unmöglich glauben, daß eine ſo ſchöne nur für Lebensluſt und Liebesglück geſchaffene Frau, an langweiligen politiſchen Verhandlungen Geſchmack finden könnte — ließ ſich dann gern bereden, ſie nehme wirklich ein lebhaftes Intereſſe daran — wollte nichts verſprechen, in Sachen, von denen er eigentlich nichts verſtände — und was der Redensarten, um die Sache hinzuziehen, mehr waren.“

„Sie müſſen!“

„Und wer wird mich zwingen?“

„Ich!“

„Dann freilich bin ich verloren.“

„Zweifeln Sie an meiner Gewalt?“

Sie ſtand vor ihm, hatte in ſcherzender Lebhaftigkeit ſeine beiden Hände gefaßt, — ihre Augen

spiegelten sich in den seinigen, er fühlte ihren Athem an seinen Wangen — die Aermel ihres seidenen Kleides rauschten schon an seinen Schultern — Er riß die Hände los aus der lieblichen Fessel, schlug beide Arme um die schlanke Taille, deren festgeschnürtes Corsett unter dem ungestümen Druck heftig knisterte — und brannte auf ihre Rosenlippen einen glühenden Kuß. — Wie viel noch hinzugekommen, was aus diesem Sturm weiter entstanden wäre? — Zum Glück oder Unglück ging draußen die Thür auf — das Paar flog aus einander.

„Werden Sie gehen?" — fragte Josephine zornig.

Er wollte etwas sagen. Sie drehete ihm den Rücken zu. Der schöne Nacken, sonst so marmorweiß, war mit hellem Roth übergossen. Otto war von der plötzlichen Scene so betäubt, daß er sich wie ein Schulknabe fortschicken ließ. Er ging dem verwünschten störenden Besuch entgegen — es waren zwei alte Tanten der Gräfin; aus ihrem abgelegenen Provinzwinkel plötzlich aufgetaucht, hatten sie sich bereits seit einigen Wochen bei der schönen Nichte einquartirt. Eine schreckliche Gesellschaft — die aber doch, wegen der Aussicht auf hoffentlich baldiges Hinscheiden der alten geldschweren Fräuleins und die etwaigen Legate, in Ergebung geduldet und mit Zärtlichkeiten gehätschelt werden mußten.

„Nun!“ — ſagte Otto draußen — „mit den n wird ſie ſich herrlich unterhalten! Aber, werde jetzt auch daraus, was da wolle; den Kuß hab' ich weg. — Und wenn er auch nicht das Handgeld zu ſüßerem Minnelohn iſt, ſo gilt er an ſich ſchon für ein bedeutendes Glück.“

Doch indem er ſich dazu gratulirte, konnte er die Frage nicht verſcheuchen, ob er ihn genommen oder bekommen hätte? und ob es wohl ein Judaskuß geweſen wäre? — Das Zornigthun konnte ſie übrigens immer laſſen. Eine Maulſchelle durfte ſie mir allenfalls geben. Und dafür hätt' ich ſie dann noch einmal, noch zehnmal geküßt.

Er war neugierig, ihr nach dieſem Ereigniß wieder zu begegnen. Indeſſen ſcheuete er ſich doch, ſie zu beſuchen. Wenn ihre Thür ihm nun verſchloſſen geweſen wäre? — Zufälliger Weiſe trat in dem Reſidenzleben eine Periode ungeſelliger Windſtille ein — Er bekam ſie nicht zu ſehen. So gingen einige Tage hin.

Herborn war zur Stadt gekommen. Otto hatte ihn, Alfred, einige Offiziere, den Legationsrath, eine Geſellſchaft von zehn bis zwölf Herren zum Mittags-Eſſen. Nach Tiſche hatten die Gäſte ſich kaum im großen Saal behaglich auf die Divans hingelagert; ſo erſchienen die drei Tiroler, welche als

willkommener Besuch im Soltarschen Hause schon nicht einheimisch geworden waren.

Während sie ihre hübschen Lieder vom Heimweh, von der Gemsjagd, vom Hans mit den blauen Augen und vom Schatzerl

Denn du weißt ja gar zu wohl
Daß i di ewi liebe soll.

herjodelten, brachte der Jäger dem Hausherrn ein Billet, welches er von einem fremden Menschen erhalten hätte. Otto riß es auf und las:

„Wer sich von der Duplicität der schönen
„Wittwe überzeugen will, der hat dazu eine
„vortreffliche Gelegenheit diesen Abend zwischen
„sieben und acht Uhr auf der Milch-Insel,
„Nummer vier."

Unbekannte Handschrift; kein Name unterzeichnet. Otto warf einen prüfenden Blick auf Alfred, und obgleich dieser ganz unbefangen schien, konnte er doch die Frage nicht unterdrücken: ob er eine Ahndung vom Inhalt dieses Billets habe? — „Wenn ich Ihre Divinationsgabe besäße!" — antwortete Alfred, und da ihm nichts weiter gesagt wurde, ging er ins Billardzimmer.

Die Milch-Insel war ein abgelegener wenig besuchter Garten, zwischen Stadt und Vorstadt, am See gelegen, nicht weit vom Hause der Gräfin.

Indem Otto noch bedachte, ob und wie der anonymen Einladung zu folgen wäre? überraschte ihn ein lustiger Einfall. Die Sänger machten eine Pause. Er winkte den schönen Anton zu sich heran:

„Wo seyd Ihr eingekehrt?"

— „Im rothen Löwen."

Das war ein bescheidener Gasthof, hart an der Milch-Insel.

„Vortrefflich! Hör' Anton! Du mußt mir einen Gefallen erzeigen."

— „Sackra! Brauchst nur z' sagen, was D' willst, so ist's schon gethan."

Otto entdeckte ihm sein Anliegen. —

— „I merks" — versetzte Anton — „Du willst Schneid machen. O, das ist a sakrischer Spaß! Kennst Du den Hofrath Stach in Altenburg? Dem hat der Baltasar a schon zu so 'nen Stück verholfen. Zudem han wir erst kurz ganz neue Kleider und Hüte krigt. Du bist von meiner Statur. Wenn D' sie anlegst, schaust Du gewiß wie a Tyroler."

„Jetzt schweig, bestelle mir Nummer drei auf der Milch-Insel; hörst Du? Nummer drei! Aber daß Du meinen Namen nicht nennst!" —

— „I werd schon machen. I kenn mi auf so Ding!" —

„Und gegen sieben Uhr sey hier mit Deinem Packet!"

— „'s is halt recht."

Die letzte Scene bei der Gräfin — nicht der Kuß, sondern was ihm vorangegangen war — hatten wirklich bei ernsthafterem Nachdenken Otto's Mißtrauen rege gemacht. Auf jeden Fall standen sie nun mit einander an einem Wendepunkt für ihre Zukunft. Sie mußten sich entweder von jetzt an entschiedene Freunde oder das Gegentheil werden. Das Letztere schien ihm das Wahrscheinlichere. Und auf diesen Fall hielt er es für eine sehr richtige Taktik, wenn doch einmal Krieg ausbräche, sich der schönen Feindin auch sogleich recht gefährlich zu zeigen. Um ihr Geheimniß selbst war es ihm gar nicht zu thun; aber sie sollte wissen, daß er im Besitz desselben wäre, und sich vor ihm deshalb fürchten. — Uebrigens war die Verkleidung eine herrliche Kriegslist, da man in ihr das Incognito behaupten, und sich nach den Umständen richten konnte. Und mochte nun erfolgen was da wollte, so bot der Maskenspaß immer ein ergötzliches Abenteuer. Der Champagner, den man bei Tisch nicht geschont hatte, trug das Seinige bei, den Anschlag im reizenden Licht zu zeigen.

Bald nach Otto's und Antons heimlich geführtem Gespräch verließen die Tyroler das Soltarsche Haus. Sie hätten im weißen Roß zu spielen, hieß es. Bei anbrechender Dämmerung sah man

jedoch wieder Zwei derſelben vom Baron heraus kommen.

„Sieh!“ — rief ein luſtiges Mädchen ihrer Freundin über die Straße zu — „da gehen wieder die Leo's!“

„Den Einen mit dem großen Bart hab' ich noch gar nicht geſehen!“

„Das iſt der Baltaſar.“

„Behüte! Dieſer iſt ja noch eine Hand breit größer als Anton; und Baltaſar iſt wenigſtens um einen Kopf kleiner!“

Die Tyroler lachten unter ſich, grüßten die Mädchen, und nahmen den Weg nach der Vorſtadt hinaus. Am Thor begegnete ihnen die Droſchke des Prinzen Hugo. Es ſaß Niemand darin. Sie erreichten die Milch-Inſel. Der Garten dort war durch Hecken und Laubengänge in mehrere kleine Gehege abgetheilt. Jedes derſelben enthielt einen Pavillon, wo man ſich von der ſonſt etwa vorhandenen Geſellſchaft beliebig iſoliren konnte. Dieſe Einrichtung und die einſame Lage machte den Garten durchaus zu einem Schauplatz verliebter Abenteuer. Auch ward er nur hierzu noch benutzt, und verdankte dieſem Verkehr einen etwas zweideutigen Ruf.

Die beiden Tyroler ſtrichen durch die einſamen Gänge, und bemerkten, wie man aus einem benachbarten Garten (er gehörte der Gräfin Dolm) durch eine Oeffnung in der Hecke ganz ungehindert in

das anstoßende Gehege der Milch-Insel gelangen konnte. Ein Mensch wie ein Jäger oder Kammerdiener schien als Vorposten umher zu flankiren. Von den Tyrolern aber nahm er keine Notiz. Ueber der Thür des Geheges stand Nummer vier. Durch die verschlossenen Jalousien des Pavillons sah man Licht schimmern.

Anton fragte den Aufwärter aus dem Hause: wer dort sey? — Das wisse man nicht! — war die spitze Antwort.

„Na, grüß di Gott!" — sagte Anton zu seinem Gefährten, und zog ab.

Dem Zurückbleibenden mochte die Zeit herzlich lang werden. Das Mädchen, welches die bestellte Punschbowle mit der Frage auf den Tisch setzte: ob zwei Gläser genug wären, und ob er Jemanden erwarte? — erhielt nur ein Kopfschütteln und ging verwundert fort. — Er lag auf der Ottomanne hingestreckt, und sah aus dem düstern Gemach wie ein lauerndes Raubthier aus seiner Höhle hinüber nach jenem nur von matter Lampendämmerung erhellten Pavillon, und dachte sich, welche Scene der milde Schein wohl beleuchten möchte. Ferner überlegte er, wie und wann er dem in jenem Versteck vermutheten Paar am schlagendsten unter die Augen trete? — — Ihr allein? — Dann ist nichts bewiesen. — Beiden zusammen? — Dann m u ß sie mit ihm gemeinschaftlich ein Complott ausbecken,

um mich zu verderben. Dann zwinge ich sie zu den äußersten Feindseligkeiten. Und das will ich doch nicht. Ich will sie demüthigen, nicht aufreizen. Ich will kein Hahnengefecht mit ihr anbinden, sondern über ihr schweben, wie ein Adler über seiner Beute. — Und doch wieder auf der andern Seite — bin ich mir es schuldig, ihr in seiner Gegenwart unter das Stumpfnäschen zu reiben, daß ich nicht ihr Narr bin. — Wahrscheinlich spotten sie in diesem Augenblick über mich, und während er von ihren Lippen tausend Küsse schlürft, sagt sie hohnlachend von mir: Denke Dir, Geliebter — der Böſewicht hat mich geküßt! — In welcher Seligkeit über diesen Raub der gute Junge wohl die Treppe hinuntergestürzt ist! — Er sah aus wie ein Betrunkener, als ich ihn fragte, ob er die Thür nicht finden könne? — Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen. Wie verdutzt er mich wohl anschielt? — Und dann macht sie mein Gesicht — und er lacht mit seinem fatalen Grinsen zwischen die Zähne durch — und sagt ein albernes englisches Wort. — Hm! Warten Sie, meine Herrschaften! Die Reihe des Verdutztseyns könnte noch eher an Sie als an mich kommen! — Was frag' ich am Ende nach der Bagage? — Mögen sie knirschen und die Schnäbel wetzen! — Die Hauptsache ist, daß sie dabei innerlich vor mir zittern! daß sie vor dem Preisgeben zu öffentlichem Gelächter wie vor

einem Geſpenſt zuſammen fahren! — Das ſollen ſie! — Zermalmt will ich ſie ſehen!

Das Rendezvous nahm kein Ende. Otto fluchte ſchon über die Geduldsprobe, welche ihm das entſetzlich zärtliche Paar auferlegte. — Was hatte ſie nur bewogen, dieſen Ort dazu auszuwählen? Der Reiz des Abenteuers? Das Romantiſche? — Die Nähe am Garten der Gräfin? — Aber im eigenen Hauſe konnte ſie es ja viel bequemer haben. — Doch freilich, da waren die alten Tanten — die Domeſtiken — und dann die abgenutzte Wiederholung des Gewöhnlichen. — Allerdings — auf Raub, im Verſteck, vom Geheimniß gewürzt, ſchmeckt ja bekanntlich die pikante Liebeskoſt am ſüßeſten.

Die Lampe im Pavillon war ſchon lang verloſchen. — Endlich ging die Thür auf. Ein Mann im Mantel zeigte ſich, klatſchte in die Hand, und jener kammerdienerliche Spürer kam aus den Hecken zum Vorſchein. Auf eine an ihn gerichtete Frage verſetzte er:

„Kein Menſch, als Zwei von den Tyrolern. Einer iſt fortgegangen, und der Andre hat ſich dort in Nummer drei auf ſeine eigene Hand ganz mutterſeelen allein betrunken. Ich lauſchte vorher am Pavillon. Er ſchnarchte wie ein Blaſebalg.“

Der Mann im Mantel ſagte etwas, und der Diener verließ den Garten. Jetzt erſchien — (der Mond ſtand am Himmel und zeigte deutlich was

vorging) — neben dem Mantel eine andere verhüllte Gestalt. — Beide flüsterten zusammen; dann ward das Gespräch unterbrochen — von einer langen — langen Pause — es war nichts anders als der zärtlichste Kuß."

„Nun dann, gute Nacht! — Gute Nacht, Lieber! Bester!" —

Das Paar hatte den Pavillon verlassen, und war zu der Heckenöffnung geschlichen. Der Mann im Mantel prallte zurück beim Anblick des Tyrolers, welcher plötzlich vor ihnen stand.

„Damn! Anton Leo! — Was hast Du hier zu thun?"

„Dem durchlauchtigsten Prinzen und der gnädigen Gräfin eine gute Nacht zu wünschen! — Gute Nacht! Liebe! Beste!"

Bei der verwünschten bekannten Stimme war die Gräfin so erschrocken, daß ihr die Kniee zitterten, sie mußte sich an ihren Begleiter halten. Der Mond beleuchtete in diesem Augenblick sämmtliche Gesichter mit blendender Tageshelle. Der fürchterliche Tyroler weidete sich an den bestürzten Mienen des ertappten Paars. Dann nahm er lachend den Hut ab, sagte mit einer Verbeugung zur Gräfin, ihren Ton nachahmend: „Werden Sie gehen?" — Dann sprang er über eine Hecke. Fort war er.

13.

Wäre die Geſchichte in Italien vorgegangen, ſo hätte Otto wohl am folgenden Abend ſeinen Dolchſtich gehabt. Auf deutſchem Grund und Boden blieb dieſe böſe Folge aus. Darüber war Otto nur wenig verwundert; aber was ihn ſehr in Erſtaunen ſetzte, war, daß der Prinz ſich nicht ſehen ließ. Eine Herausforderung oder wenigſtens eine Explication ſchien ihm nach dem Geſchehenen doch gar nicht ausbleiben zu können.

Es kam nichts, als ein Billet mit den Worten:

„Man erwartet vom Baron Soltar, daß „er als ein Mann von Ehre die geſtrige Be„gegnung verſchweigen werde.“

Otto lachte. — „Das wird von euerm Betragen abhängen! Was hat meine Ehre mit euern albernen Streichen zu ſchaffen?“ — Ob übrigens das Blatt vom Prinzen oder von Joſephinen herrührte, blieb ungewiß. Die feinen feſten Züge der Schrift konnten ſo gut einer weiblichen als einer männlichen Hand angehören. — Otto empfand im erſten Augenblick eine gränzenloſe Verachtung gegen den Prinzen. Bei näherer Ueberlegung ward ihm jedoch klar, daß die Gräfin um jeden Preis wünſchen mußte, die Begebenheit nicht laut werden zu laſſen. Ein Duell wäre nun zu dieſem Zweck

freilich das Verkehrteſte aller Mittel geweſen. Otto begriff, daß jene Beiden ſich in einer höchſt peinlichen Lage befinden mußten. Er dachte ſich lebhaft, wie ſie mit einander Rath geſucht und nicht gefunden hätten. — Er ſah die ohnmächtige Wuth der ſchönen Frau, das verlegene Geſicht des Prinzen, den ſie mit ihren Vorwürfen überhäufte. — Ja, wenn er auch keinem Sterblichen je eine Sylbe von dem merkwürdigen Abenteuer verrieth, ſo erfreuete ihn doch eine glänzende Genugthuung für das Spiel, welches ſie mit ihm getrieben, eine köſtliche Rache für die Falſchheit, womit ſie ihm den Prinzen vorgezogen hatte.

Schadenfreude, — ſagen die Leute, ſey eine niedliche häßliche Empfindung. Sie ſagen es wohl, und doch iſt kein Menſch frei von ihr. Die Griechen hatten ein eigenes Wort, um die Idee zu bezeichnen, daß der Menſch ſelbſt an dem Leid, welches ſeinen Freund treffe, ein heimliches Wohlbehagen fühle.*) Die Menſchheit und die menſchliche Natur iſt ſeit jenen Zeiten nicht beſſer geworden. Wem das ungerecht klingt, der mag den Beweis des Ge-

*) Rochefoucault ſagt Aehnliches in ſeinen maximes et pensées: —

„Dans le malheur de nos meilleurs amis il y a toujours quelque chose, qui ne nous déplait pas.“

gentheils führen. Und will Einer Otto's Gemüth anklagen, weil er über seine Gegner freudig triumphirte, so greife er erst in das eigene Herz, und frage, ob er im ähnlichen Falle dem überlisteten Gegner wirklich ein aufrichtiges Bedauern schenken würde? —

Wer nur der dienstfertige zuverlässige Correspondent gewesen? — Georg? — Schwerlich! Der hätte gerade herausgesprochen. Heimlichkeit und Anonymität war nicht seine Sache. — Alfred? — Der leugnete fortwährend mit der größten Unbefangenheit, und verlangte, als Otto wiederholt in ihn drang, eine Mittheilung des wichtigen Billets — was doch nicht anging. — Eine Dame? — Bei diesem Gedanken verweilte Otto am liebsten. Es war der schmeichelhafteste. — Eine Dame? — Alma? — Eugenie? — Die Generalin? — Einen Augenblick wünschte er fast, die Erstere möchte es gewesen seyn — dann wünschte er wieder das Gegentheil und glaubte es auch. — Aber um etwas Näheres zu erfahren, mußte doch wenigstens ein Versuch gemacht werden. Er ging zur Letzteren, und fand bei ihr die Erstere. Dies Zusammentreffen, an sich so gleichgültig, frappirte ihn; besonders da er auch bemerken wollte, daß die Damen nicht ganz unbefangen wären. — Er traf sie im Garten mit dem Banquier Meltak, dem Bruder der Generalin. Dieser erzählte ihnen so eben jene

auf Herborn ausgesprochene Soltar'sche Prophezeihung, und deren merkwürdiges Eintreffen. Die Geschäftigkeit des Publikums im Zusetzen und Aufputzen hatte daraus eine Geschichte gemacht, welche sich verrückt und abenteuerlich genug ausnahm.

Alma spottete über die Noth des fatalen Groß-Onkels, und versicherte, trotz seiner hochausposaunten Seelengröße sey er ein solcher Poltron, daß er von jetzt an dem Baron nicht ohne Schauder begegnen werde.

Sie hatte diese Worte eben gesprochen, als Otto rasch aus dem anstoßenden Bogengang in die Weinlaube trat. Alma war sichtlich bestürzt. Die Generalin, auch etwas betroffen bei dieser plötzlichen Erscheinung, wußte sich besser zu fassen. Da sie jedoch merkte, wie Otto über ihre Gesichter stutzte, fand sie es gerathen, ihm zu erzählen, in welchem Gespräch er sie überrascht habe. Sie schilderte die Scene, wie der Hofmarschall betend vor dem großen Himmelbett im Jagdhause gesessen, wie er das Bild einer alten Herzogin für die Erscheinung des Barons gehalten, wie er: apage Satanas! gerufen, und in der Exaltation mit dem Lichte herumfechtend, die Nachtmütze auf seinem Kopfe angezündet habe — sie schilderte es so lebendig und lustig, daß ein lautes Gelächter ausbrach. Die Stimmung der kleinen Gesellschaft ward von da an sehr munter. Man sprach von ähnlichen Prophezeiungen und Mystifi-

cationen, von Reise-Abenteuern, Räuberhöhlen, Fährlichkeiten zu Land und Meer — zufällig tauchte aus dem Gespräch eine Frage über die Meerenge von Gibraltar auf. Otto hatte sie zu beantworten. Man kam auf seine merkwürdigen Lebensfahrten, und von Alma's Augen angeregt, ließ er sich gern in die Geschichte seiner Flucht aus den Kosackensteppen, auf Beschreibung von Odessa und Constantinopel ein, und fand sogar hinreichend gute Laune, um aus seiner Gefangennehmung durch die Piraten ein mit scharfen Lichtern und schwarzen Schatten kräftig gezeichnetes Seestück zu liefern.

Die Damen horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Besonders Alma. Ihre Blicke funkelten, mit fliegender Eile wechselten die Wangen von heller Röthe in Todesblässe, der schöne Busen athmete schwer wie von einem ängstlichen Traum bedrängt. — Nie hatte sie einen Mann so reden hören. Und doch war Alles, was er sprach, so einfach; darum wohl eben so treffend und warm lebendig. — Nie hatte sie einen Mann von so hohem gebietenden und zugleich bezaubernden Wesen gesehen. — Und doch war Alles, was er that, so ungesucht; darum wohl eben kleidete es ihn so gut. —

In eine Pause seiner Erzählung warf Meltak an einer passenden Stelle die Bemerkung, es möge allerdings ein seltsamer Contrast seyn, wenn man das Mare di Marmora mit dem Pas de Calais,

die Ufer von Bujukderé, oder die Bucht von Smyrna mit den öden Kreidefelsen von Dover zuſammenſtelle. — Er, welcher ein Enthuſiaſt für reizende Gegenden ſey, denke ſich den Effect ſo verſchieden, wie etwa das Bild eines ſchönen Mädchens und ihr Skelett.

Bekanntlich war es ein Luxus früherer Zeiten, Tafelaufſätze mit Landſchaften aus farbigem Streuſand zu verzieren. Es bedurfte nur eines Hauchs, ſo war das ganze Kunſtwerk vernichtet. Ich habe wahrhafte Meiſterſtücke dieſer vergänglichen Art geſehen, und mußte zu meinem Schrecken einſt erleben, wie ein ſolches, kaum aus den Händen des geſchickten Conditors hingegoſſenes Bild durch einen haſtigen Menſchen vernichtet wurde, der mit einem ſchwarzen Tuch darüber ſtreifte.

Als wäre Otto's Gemüth ſolche Farbenſchöpfung und Meltak's Rede das ſchwarze Tuch, ſo war mit jenem Wort die ganze Freude und Herrlichkeit auf einmal hinweggewiſcht — „Die öden Kreidefelſen von Dover!“ — wiederholte er zwiſchen den Zähnen. Dann verſtummte er, und alle Verſuche, ſelbſt Alma's freundliche Blicke und ſchmeichelnde Worte — wurden vergeblich verſchwendet. Er ſaß noch eine Weile in ſich gekehrt, fuhr dann wie aus dem Schlaf empor, ſprach mit ſichtlicher Anſtrengung einige Worte zu Meltak über Geldgeſchäfte. Dann ſprang er auf, und verließ die Damen ſo plötzlich

als er gekommen war. — Meltak folgte ihm kopfschüttelnd. Die Generalin konnte kaum abwarten, bis er um die Ecke war. Dann warf sie sich in den Armsessel zurück, und schlug eine helle Lache auf. Alma blickte sie erstaunt an, und fragte in einem gereizten Ton, fast unfreundlich: was ihr denn nun wieder so schrecklich Lächerliches durch den Kopf fahre? Am Baron sey dergleichen doch wahrlich nicht zu finden gewesen?

Die Generalin wurde schnell wieder ernsthaft.

„Wahrlich nicht!" — wiederholte sie, und sann jetzt, wie es schien, recht eifrig nach über Alles, was er gesagt hatte.

Alma dagegen rühmte laut die Unterhaltung des Barons, die Tiefe der Empfindung, den Strahl des Genies, den schlagenden Witz, der sie auszeichnete, und gestand ohne Hehl, bisher habe sie ihn durchaus verkannt; ein Mann von so liebenswürdigen seltenen Eigenschaften sey ihr noch nicht vorgekommen.

Aurelie wollte das Wort „liebenswürdig" nicht gelten lassen. Interessant sey er, aber unheimlich. Sie wenigstens könne in seiner Nähe des dunkeln Gefühls einer Bangigkeit, wie bei einem aufsteigenden Gewitter, sich nicht erwehren. Sein Blick, sein Wort habe etwas Hinreißendes, aber es sey die betäubende Kraft, welche man den Augen der Klapperschlange beilege.

„Häßlicher Vergleich!“ ſagte Alma — „Etwas Geheimnißvolles, Räthſelhaftes iſt in ihm. Kann denn ein geiſtreicher Mann ausſehen wie ein Schaf!“

„Schweigen Sie ſtill! Hören Sie mich an! Sehen Sie ihm nur einmal recht in die Augen, liebes Almchen! Aber nicht zu tief — Da ſitzt mehr Teufelei als eigentlicher Geiſt. Sein unſtetes abſpringendes Weſen verräth ein zerriſſenes Gemüth, ein Bewußtſeyn, von Gewiſſensbiſſen zermartert —“

„Warum dieſe Auslegung? Seine Lebensbahn iſt bisher ſo düſter geweſen, daß nicht zu verwundern, wenn er von ihrer Farbe in ſich aufgenommen hat. Aber vergleichen Sie ihn doch einmal mit den andern faden karakterloſen Geſtalten, die wir um uns ſehen! Steht er nicht zwiſchen ihnen wie ein Gebieter?“

„Ja, wie ein Fürſt der Finſterniß. Sie nehmen ſeine Partei mit einer Lebhaftigkeit, die er gar nicht verdient. Ueber Frauen hab' ich ihn zwar noch nicht reden hören. Aber ich ſeh' es ihm an, daß er uns geringſchätzt, uns höchſtens als ſchöne Meubles eines Harems gelten läßt. — Er iſt ein Türke! Und eine Frau könnte mit dem nicht glücklich ſeyn. Nun, hoffentlich wird er keine ſuchen und auch keine finden.“

„Das kann man nicht wiſſen" — ſagte Alma halb gedankenlos. Sie erſchrak, als ſie es geſagt hatte, und wurde roth.

Aurelie ſah ſie erſtaunt an, rückte ihr dann näher, faßte ihre beiden Hände, und blickte ihr ſcharf in die Augen.

„Alma! — Was war das? Liebes Kind! — Sie werden doch nicht?" —

Alma ſuchte ihre Beſtürzung unter einem Lachen zu verbergen, welches nicht aus dem Herzen kam.

„Ich?! — Wo denken Sie hin? — Wer würde denn je an mich denken? — An die namenloſe Waiſe, die keinen Vater, keine Mutter — ach kein Herz auf dieſer Welt hat, zu dem ſie flüchten, dem ſie vertrauen dürfte?"

„Keines? — Und das ſagen Sie mir? —

In dem Ton dieſer Worte, und dem Blick, womit ſie begleitet waren, lag etwas unausſprechlich Liebreiches. — Alma warf ſich in die Arme der Freundin.

„Sie! Ja, Sie wären die Einzige! — Wenn Sie mich verſtänden! Aber Sie ſind glücklich und heiter — Sie können das innere Herzweh der armen Alma nicht faſſen, können meinen Schmerz nicht theilen!"

Sie richtete ſich wieder auf, wiſchte mit beiden Händen über die Augen und Wangen herab; dann

ſchlug ſie die Arme unter, warf den Kopf in die Höhe und ſagte ſtolz:

„Und ich will nicht bedauert ſeyn! — Von keinem Menſchen! Von keiner Frau! — Die Frauen ſind unerträglich mit ihrem Haß wie mit ihrem Mitleid!“

„Kind! Schweigen Sie ſtill! Sie ſind verrückt!“

„Sie nehm' ich aus! Sie allein! — Verrückt? Kein Wunder, wenn ich es würde! — Wie ſie mich Alle hetzen! Wenn ſie mich ſo von der Seite anſehen, hochmüthig und erbarmend, als ſagten ſie: das arme Ding! — was wird aus ihr noch werden? — Die Gräfin beſonders! — Die iſt immer ſo gnädig und dann wieder ſo ſpitz! Ich werf' ihr die Gnade vor die Füße! Und die Spitzen ſollen ihr einmal ins eigne Herz bohren!“ —

„Aber warum ſo aufgebracht, Liebchen? Sie hat Ihnen ja nichts zu Leide gethan.“

„O, das war falſch! Sie wiſſen es ſo gut als ich, daß ſie allein mir im Wege ſteht — recht feindlich im Wege! — Sie regiert den Hofmarſchall, und der beſchwatzt den Großvater. O, ſie iſt eine böſe falſche Schlange! Sie glaubt, auf mich herabſehen zu dürfen — Sie glaubt! — Und ich ſchwöre — ſie ſoll es noch erleben, daß ich ſie zur Verzweiflung bringe!“

Alma hielt Wort. Nach wenig Tagen ſchon fand ſie Gelegenheit, zur Vollziehung ihres Schwurs einen Anfang zu machen.

Frau von Runolt hatte auch geſchworen; und zwar, daß ihre Eugenie Frau Baronin Soltar werden müſſe. Hatte ſie in dem Baron ihren Retter wieder gefunden, ſo war dies offenbar ein Fingerzeig Gottes. Aus dem Retter der Mama ward ein Ritter des Fräuleins, und demnächſt ein Gemahl. So kam die Sache in Ordnung.

Mütter, welche mit dergleichen ſoliden Träumen umgehen, ſind unter dem Zauber derſelben leicht zu einigen romantiſchen Opfern geneigt. Eugenie hatte lang vergebens auf einen Ball angetragen. Immer war er, bald unter dieſem bald unter jenem Vorwand verweigert worden. Jetzt kam plötzlich die Bewilligung und zugleich mit ihr ein neues Ballkleid. — Die gute Mama! —

„Es iſt nur einfältig vom Baron, daß er nicht tanzt!“ — ſagte ſie — „Dich und ihn möchte ich wohl zuſammen ſehen. Das wäre ein Paar! — So ſchön wie mir lange keins vorgekommen! — Ihr würdet Euch zuſammen ausnehmen, wie Prinz Philipp mit der ſchönen Gräfin Banner auf dem Hofballe in München — hab' ich Dir einmal davon erzählt?“

Ohne die Antwort zu erwarten, ſegelte ſie in ihre Geſchichte hinein. Eugenie hatte ſie ſchon

einigemal vortragen hören, und dachte unter der Wiederholung ernſtlich an die Beſetzung des neuen Ballkleids.

Als Mama ihre Romanze abgeſungen hatte, fiel ſie wieder in den klagenden Refrain, daß Baron Soltar nicht tanze.

„Aber in den Cotillon" — ſagte ſie — „könntet Ihr ihn doch zuweilen herein holen. Er käme dann doch ſo einigermaßen in Berührung mit dem jungen Volk."

— „Ihn in den Cotillon holen? — Der geſagt hat: um mit Luſt zu tanzen, müſſe man verliebt oder betrunken ſeyn? — Wer aber Beides nicht wäre, und doch gern tanzte, den halte er für einen Narren? — Mag ihn holen, wer da will — ich laſſ' ihn gewiß ſtehen!"

„Das wirſt Du nicht!" — eiferte Mama — „Bedenke, daß er mein Retter war. Du vor Allen haſt Verpflichtungen gegen ihn!"

— „Die Gräfin, die Generalin, Alma und noch ein Dutzend wiſſen mir es Dank, wenn ich ihnen meine Verpflichtungen übertrage."

„Und die Alle wirſt Du Dir zuvorkommen laſſen? Du biſt doch wahrlich manchmal eine Gans, ohne das mindeſte diplomatiſche Talent, und nicht werth, meine Tochter zu heißen!"

Trotz ihres kindlichen Respects wußte Eugenie sonst gegen dergleichen mütterliche Zärtlichkeiten wohl zu repliciren — aber die Aussicht auf den Ball, das schöne Kleid ließ heute Alles ertragen.

Der Ball war ein Ball wie viele Bälle — Anfangs munter, dann etwas matt; zuletzt stellte man ihm das Signalement aus: er sey animirt, die Toilettenpracht mäßig, Punsch und Eis besser als gewöhnlich — und die Frau vom Hause in ihrer fliegenden Hast und Sorge für leibliche und geistige Unterhaltung der Gesellschaft — unausstehlich gewesen. Josephine war vorzüglich dieser Meinung, und der ganze Abend fast der unangenehmste, den sie bisher erlebt hatte. Gern hätte sie sich ihm entzogen. Aber welches Gerede gab das? — Sie fühlte die dringende Nothwendigkeit, dem verhaßten Baron von jetzt an die Spitze zu bieten. Ueber kurz oder lang mußte sie ihm ja doch begegnen. So schien es gerathen, damit je eher je lieber anzufangen, und keine Scheu zu zeigen. Sie kam, im Glanze ihrer Schönheit und ihres Stolzes gegen jeden Feind gerüstet. Indessen war sie nicht auf Alles vorbereitet, was ihr heute weh thun sollte — Alma war in jedem Betracht die Königin des Balls. Otto, Alfred, Stahl, sogar der sonst immer so ruhige Jägermeister, schienen verschworen, die Hauptpfeiler ihres Hofstaats zu bilden, und ihnen schloß sich, wie das zu gehen pflegt, die Schaar derjenigen

an, welche nur ein Beiſpiel vor ſich zu ſehen brauchen, um daſſelbe durch ihre nachahmende Huldigung zum allgemeinen Geſetz zu erheben.— Joſephine ſah das mit heimlicher Erbitterung, die unter der Anſtrengung, ſie nach außen zu verbergen, innerlich nur um ſo tiefer nagte. Zwar hatte ſie in ihrem Gefolge zwei Prinzen und den Hofmarſchall. Aber Hugo war überall nur eine ſchwache Stütze, den Hofmarſchall verfolgte ſeit jener bekannt gewordenen und im Publikum mit Jubel aufgenommenen Jagdhaus-Scene ein leidiges Anhängſel von Lächerlichkeit; und den Prinzen Arnold durfte ſie nur als einen treuloſen Alliirten betrachten, welcher ſie um einen freundlichen Blick an Alma verrathen und verkauft hätte. — Doch Alma ſchenkte ihm keinen ſolchen Blick. Im Bewußtſeyn ihres Triumphs mißhandelte ſie ihn ärger als je, und mit knirſchendem Grimm mußte er bemerken, wie die hülfloſe Waiſe, die er bisher ſtets als eine ſichere Beute betrachtet hatte, plötzlich von einer ſtarken Partei umgeben, ja gewiſſermaßen an ihre Spitze getreten war. Aehnliches mußte der Hofmarſchall erfahren; und Beide ſuchten vergebens, ſich das wunderbare Räthſel zu erklären, deſſen ſichtbarliche Erſcheinung ſich doch nicht wegleugnen ließ.

Otto fühlte ſich von widerſprechenden Empfindungen hin und her gezerrt. Der Sieg über Joſephinen konnte ihm keine reine Freude gewähren.

Sein besserer Sinn flüsterte ihm zu, daß er denselben doch nur den hinterlistigen Kunstgriffen des Auflauerns verdankte. Auch konnte er eine finstre Ahndung nicht besiegen. Wie in einem schwarzen Zauberspiegel sah er ein undeutliches Gewimmel böser Folgen, welche ihn für den übermüthigen Triumph dereinst empfindlich bestrafen würden. Giftige Saat bringt giftige Frucht, deren Hauch den Schnitter erstickt, wo er zu ernten dachte.

Von der andern Seite erhob ihn der Gedanke, daß er sich mit gutem Rechte eines Vortheils bedient habe, welcher ihm vom Zufall oder von unbekannter hülfreicher Hand zugeführt worden war; daß im Kriege jedes Mittel gelte, welches dem Feinde schaden könnte, und daß er ein Thor gewesen wäre, wenn er jene Waffe nicht hätte gebrauchen wollen.

Immerhin aber blieb die Situation, in welcher er sich jetzt zur Gräfin sah, für seine Unerfahrenheit in solchen Dingen doch eine böse Aufgabe; und nachdem er lange nachgesonnen, wie er sich eigentlich gegen sie zu benehmen hätte, schien es ihm endlich am rathsamsten, den Zufall walten zu lassen, und sich fürs Erste in einer Art von neutraler Unthätigkeit von ihr entfernt zu halten.

Alma hatte keine Idee von allem dem, was um sie her die Gemüther stachelte und bewegte.

Sie war froh im Gefühl des allgemeinen Wohlwollens, welches sie erregte, und welches ihr wie ein treuer Schatten folgte. Allerdings fiel es ihr auf, daß sie noch bei keiner Gelegenheit sich in einer so günstigen glänzenden Stellung wie heute befunden hatte. Ohne jedoch den Ursachen der erfreulichen Umwandlung tiefer nachzuspüren, genoß sie ihre Wirkungen in heiterer unbefangener Lust. In ihrem Herzen regte sich wohl eine Ahndung, daß sie dem Baron Soltar einen guten Theil dieses Erfolgs zu verdanken hätte. Die Hochachtung, welche der interessante Mann ihr einflößte, machte die Sache nur um so reizender. Sie schwebte wie eine angebetete jugendliche Göttin von lauter Verehrung umgeben, in dem hellen strahlenden Kreise, sie lachte, sie tanzte, sie entzückte und war entzückt. Welches Mädchen wäre nicht gern an ihrer Stelle gewesen? — hätte sich nicht, wie sie, glücklich gefühlt?

Die Tyroler waren noch immer die Mode des Tages. Auch jetzt, während einer Pause des Tanzes traten sie hervor, um die Lücke durch ihre Lieder auszufüllen.

Otto stand hinter Alma's Stuhl, nicht weit von der Gräfin. Josephine sah und hörte die Alpensänger, welche ihr den fatalsten Moment ihres Lebens so schroff vor die Augen rückten, mit ent-

schiedenem Abscheu. Die kräftigen Gestalten in der vortheilhaften Nationalkleidung erschienen ihr als giftige Zerrbilder, die anmuthigen Melodieen klangen ihr wie Spottlieder, wodurch sie dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben würde. Sie glaubte auf Otto's Lippen ein hämisches Lächeln zu sehen, aus der Lebhaftigkeit seines Gesprächs mit Alma, und einem zu ihr herüberstreifenden Seitenblick zu errathen, daß sie der Gegenstand seines boshaften Witzes wäre. Der Unmuth überwältigte ihre Fassung. Sie sagte laut, so daß er es hören mußte:

„Ich begreife nicht, wie man es wagen mag, uns noch immer mit diesen albernen Bauerburschen zu quälen! Wie die Tölpel sich in ihren Jacken zieren und brüsten!"

Otto wendete sich rasch zu ihr: „Hat die Tyroler-Tracht nicht das Glück, Ihnen zu gefallen?"

„Ich habe nie etwas Gemeineres und Abscheulicheres gesehen!"

„Freilich" — versetzte er achselzuckend und mit einer halben Verbeugung gegen den Prinzen Hugo, dem der Anblick so widerlich schien als der Gräfin — „neben einer so glänzenden Uniform dürfen sie sich nicht sehen lassen."

Sie wandte ihm ohne Antwort den Rücken. Aber in dem letzten über die blendende Schulter gegen ihn geſchleuderten Blick las er den vollen gränzenloſen Haß einer unverſöhnlichen Feindin, einer Feindin auf Leben und Tod. — Es war ein Flammenſignal zu mörderiſchem Angriff.

Ende des erſten Theils.

L. Starklof,

Alma.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Cäcilia. Ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser, 1. Jahrg. mit Kupfern und Musikbeil. 1833. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — Nachtr. zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Przebracki, der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Pfefferkörner. 3 Hefte, 12. 2 Rthlr. — Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — der Nibelungen Hort, Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Robert der Teufel, Schauspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Lustspiel. 8. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Lustspiel. 8. 16 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Alma.

Ein Roman

von

L. Starklof.

Universitäts-Bibliothek Heidelberg

Das grimmigſte Geſchenk, womit je ein Weſen das andre betrogen hat, iſt das Menſchenleben.

(Aus der Beichte eines Dämons.)

Zweiter Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Mus. 934
2

II.

Alma.

I pensier son' sciôlte.

Petrarca.

14.

Die Ständeverſammlung war eröffnet, und begann ihre Sitzungen mit lebhaften Debatten. Die wichtigſten Angelegenheiten: Neue Verfaſſungs-Urkunde, Reform des Steuerweſens, Civil-Liſte, Domainen, kamen zur Sprache, und veranlaßten ſtarke Aufregung, die ſich dem Publikum mittheilte.

Unſre Zeit iſt beſonders eifrig geweſen, die argen Fehler der miniſteriellen künſtlichen Rechnungs-Exempel aufzudecken. Glernau mochte es für einen Ehrenpunkt gehalten haben, in dieſem Artikel nicht hinter ſeinen berühmt und berüchtigt gewordenen Collegen im In- und Auslande zurück zu bleiben, und ſo hatte er denn auch einen ſtattlichen error in calculo zu Tage gefördert, indem er mit dem Glauben an eine ſtarke Hof-, Miniſter- und Regierungs-Partei in der Ständeverſammlung aufgetreten war. Die Sache verhielt ſich ganz anders, und er mußte ſogleich in den erſten Sitzungen bemerken, daß die Mehrzahl und Auswahl der Repräſentanten des Adels, der Städte und der freien Landbeſitzer viel

ſtärker zu den verdammten liberalen Principien hinneigten, als ſelbſt ihm lieb ſeyn konnte, der doch auch einen liberalen Staatsmann quantum satis und cum grano salis vorſtellen wollte.

Otto gehörte auch zu dieſer Partei. Allein er trieb es darin auf eine gar eigene Weiſe, welche ſeinen Standesgenoſſen wenig gefiel. Wenn dieſe hauptſächlich dahin arbeiteten, die Vorrechte der Ariſtokratie zu ſichern und wo möglich zu erweitern, ſo ging dagegen ſein Beſtreben faſt ausſchließlich auf Erleichterung des von Steuern bedrückten Landvolks und auf Löſung der Feſſeln, welche die Gemeinden in der Verwaltung ihres eigenen Communalweſens lähmten. Er hatte darüber manchen harten Kampf zu beſtehen. Selbſt Herborn warf ihm vor, daß er zu raſch und weit vorſchreite, und in ſeinem gutsherrlichen Verhältniß es ſelbſt nur zu bald bereuen werde. Er möge bedenken, wohin dies und das und jenes, was er aufrühre, führen müſſe.

„Dahin eben ſoll es führen! muß es führen!“ — war Otto's Antwort. — „Wir ſollen doch hier wohl nicht einen bloßen Junker-Club vorſtellen, ſondern für das Wohl des Landes ſorgen. Dazu müſſen die Bauern erleichtert werden. Der Adel muß einen Theil ſeiner Steuerfreiheit aufgeben. — Wollt Ihr das nicht, ſo iſt es mit allem Euern gerühmten Liberalismus leere Zungendreſcherei — Und

am Ende werdet Ihr — ja Ihr werdet mehr zu bereuen haben als ich!"

Dieſe Aeußerungen wurden bekannt, und erwarben ihm natürlich den wärmſten Beifall der Volksklaſſe; worauf er jedoch keinen Werth legte. — Um das trügliche Irrlicht der Popularität zu haſchen, that er nicht einen einzigen Schritt. Uebrigens begnügte er ſich nicht mit ſchönen Reden, ſondern er handelte in dem nämlichen Sinn. Auf Breda waren mehrere Pachtcontracte abgelaufen. Bei Erneuerung derſelben bewilligte er aus freien Stücken den Pächtern weſentliche Erleichterungen. Er nahm einige Leiſtungen an Schule und Kirche, welche ihnen obgelegen hatten, auf das Hauptgut, womit auch die Geiſtlichkeit ſehr zufrieden war; ein drückendes Mühlenbannrecht ermäßigte er durch paſſende Abänderungen, und indem er dem armen Tagelöhnervolk durch Weg-Anlagen und Forſtarbeiten reichlichen Verdienſt zuwies, begünſtigte er ſie noch beſonders durch Aufhebung vieler Hoftage, und durch wahrhaft wohlthätige Beſtimmungen wegen des Holzſammelns in der Gutswaldung. Kam noch hinzu, daß er der Gemeinde eine neue Orgel ſchenkte, welche ohne dieſe Freigebigkeit durch Beiträge hätte angeſchafft werden müſſen, und ſogar ein Krankenhaus einrichtete; ſo konnte es nicht fehlen, daß ſeine Guts-Eingeſeſſenen den menſchenfreundlichen Baron in den Himmel erhoben, die Gutsnachbaren

jedoch verdrießlich die Köpfe schüttelten und ihm zu verstehen gaben, er würde sehr wohl thun, diesen übertriebenen Wohlthätigkeitseifer zu mäßigen. — Wir können solche Milde gegen das störrige Bauernvolk" — sagten sie — „weder gut heißen, noch nachahmen. Soltars Liebhaberei zum Verthun und Großprahlen, macht bei unsern Leuten nur böses Blut. Er ist übrigens ein Narr, und wird zu spät einsehen, wie er sich und uns geschadet hat."

Herborn wiederholte seine Warnungen.

„Die ganze Geschichte" — versetzte Otto — „worüber Ihr solches Geschrei erhebt, kostet mich ein Capital von zweitausend Thalern. Und die Veränderung in den Contracten mit dem übrigen Kram bringt mir in der jährlichen Einnahme einen Verlust von etwa dreihundert. — Die kann ich sehr leicht entbehren; den armen Leuten ist damit unendlich viel genützt; und ich glaube, so handeln zu müssen. Ihr schwatzt und schwatzt von Humanität und liberalen Principien — und keiner rührt eine Hand. Ich habe menschliches Elend gesehen und ertragen — habe Hunger und Durst gelitten, und den Aufenthalt in abscheulichen Kerkerhöhlen. Ich weiß, wie armen Leuten zu Muthe ist, und wieviel ein Thaler dort gilt, wo die Pfennige ängstlich umgedreht werden. — Hätte irgend ein Regent oder Minister solche Schulen durchgemacht — sie würden auch mehr Herz im Leibe fühlen, und nicht

über die erbärmlichen Klagen der elenden Menschen, welche in wahren Hundelöchern wohnen, vornehm hin sagen: „Thut uns leid, aber dem Volke ist nicht zu helfen!“

In der Ständeversammlung fand Otto übrigens einen treuen und sehr tüchtigen Bundesgenossen an dem Banquier Meltak, welcher unter den Repräsentanten der Städte vermöge seines Reichthums, seiner Fabrikanstalten, seiner Connexionen und Verbindungen der wichtigste war. Er stand in großem Ansehen bei den Deputirten, hatte seine Hand im ganzen Verkehr des Landes, und galt für den redlichsten Verfechter gemäßigter Freiheit und liberaler Ideen. Bei Hof ward er deshalb zwar von manchen vornehmen Augen scheel angesehen. Er grämte sich darüber nicht sehr; denn er wußte doch, daß man sein Geld nicht entbehren konnte. Selbst aus den höchsten Salons mußte man seine Zuflucht zu ihm nehmen. Er dagegen war auf keine Weise zu haben. Man wollte ihm einen Titel anhängen; das wußte er glücklich zu verhindern. Einen Orden konnte er nicht ablehnen. Aber er trug ihn nicht. „Ich habe nun einmal“ — sagte er — „keinen Respekt vor dem Quark. Die großen Herren haben ihre Bänder so weggeworfen und heruntergebracht, daß man sich schämen muß, sie zu tragen. Ich habe Ritter von drei und vier Heiligen wie Schweine im Rinnstein liegen sehen — Mein Schwager

ſelbſt, der übrigens ſeine Dekorationen ſehr wacker verdient hatte, bekam ja ſein letztes großes Band nur durch Verwechſelung ſeines Namens mit einem andern. — Er beruhigte ſich aber darüber mit dem Troſt, daß der Andre um die Sache, wofür es gegeben ward, eben ſo wenig Verdienſt hätte, als er ſelber. Und überhaupt ein Kreuz, das nicht auf dem Schlachtfeld mit Blut erworben wird, iſt und bleibt eine blaſſe Nachahmung der erſten längſt aus den Augen verlornen Idee!" — Man drohte ihm mit Erhebung in den Adelſtand. — „Machen Sie, daß das nicht in Gang kommt" — ſagte er zum Miniſter — „oder Sie erleben einen Affront, der Ihnen nicht angenehm ſeyn kann. Das habe ich um den Hof nicht verdient. Ich habe dem alten Herrn, habe ſämmtlichen Prinzen manche weſentliche Gefälligkeit erzeigt. Sie müſſen mich dafür nicht wollen lächerlich machen. Der Kammerpräſident und der Kriegszahlmeiſter haben in mancher Verlegenheit meine Hülfe und Bereitwilligkeit kennen gelernt. Aber dafür will ich wahrhaftig kein Baron mit dem Geldſack im Wappen werden. Glauben Sie etwa, den rex Judaeorum vor ſich zu haben? — den alle Miniſter brauchen, und den ſie alle auslachen, wenn der große rothe Baron aus dem Stamm Levi angemeldet wird? — Kurz, ich verſichere Ihnen, das Patent wird mit Proteſt zurückgeſchickt, wie ein ſchlechter Wechſel!" —

Es giebt nicht viel solche Banquiers. Trotz seiner freimüthigen Gesinnungen, und der auch ihm eigenen Derbheit, welche sich bei den Geld-Matadors so häufig findet, war er übrigens viel zu guter Spekulant, um es jemals mit den Machthabern zu verderben. Extreme Schritte und laute Declamationen waren nicht seine Sache; und deshalb sah er mit Verdruß die Heftigkeit des Baron Soltar, welcher durch scharfe Reden und geraden Widerstand in Betreff der Civil-Liste schon gleich zu Anfang der Verhandlungen den Unwillen des Hofs auf sich gezogen hatte.

Allerdings ein unkluges Benehmen. Otto brauchte seine Feinde wahrlich nicht aufzureizen. Sie waren schon erbittert genug, und es bildete sich gegen ihn ein Complott, dessen Pläne auf nichts Geringeres als sein Verderben hinaus gingen. Josephine und Hugo standen — cela va sans dire — in dem Mittelpunkt der Wolke, die ihre Blitze gegen ihn sammelte. Prinz Arnold verstand sich mit ihnen, schon als Chorführer der zürnenden Hofpartei, und überdies gährte in ihm ein persönlich leidenschaftlicher Groll, seitdem er, zwischen Otto und Alma auf der Lauer stehend — (sie selbst wußten es noch nicht so früh als er) — mit dem Falkenblick der Eifersucht bemerkte, wie Beide sich rasch und täglich rascher entgegen kamen.

Für den Hofmarschall war es ein Religions-Punkt, eine Gelübd-Erfüllung, dem teuflischen Wahrsager den Krieg zu machen. Und auch Raimund trat jetzt wieder aus dem Schatten hervor, in welchen ihn die Ankunft des verhaßten Vetters gestellt hatte. Die Elemente der Allianz gegen denselben behagten ihm zwar nicht besonders, denn mit der souverainen Verachtung eines Sonnenadlers sah er auf den Prinzen Hugo und den Hofmarschall — (gegen ihn nur ein Paar Zaunkönige) — herab und die treulose Gräfin verdiente vollends nicht einmal angeblickt zu werden, seitdem sie ihn jenem Abenteurer aufgeopfert hatte. Aber wo die Interessen gut zusammen gehen, werden dergleichen Aversionen vorläufig vergessen; man kann sie ja nachher immer wieder hervor suchen. Und hier galt es jetzt gegen den gemeinsamen Feind:

„Wenn mich das nicht triebe" — sagte Raimund zum Prinzen Arnold — „der Gräfin zu Gefallen thät' ich keinen Schritt. Im Gegentheil sehe ich sie mit wahrem Vergnügen in ihrer jetzigen Verlegenheit. Früher zog sie den Prinzen Hugo an, um ihn als einen gefährlichen Nebenbuhler mir gegenüber zu stellen. Nach der Ankunft meines sogenannten Vetters ward ich vergessen, und nun trieb sie zwischen ihm und dem Prinzen das nämliche Spiel fort. Aber die schöne Dame hat es verloren. Seit dem letzten Ball bin ich davon

überzeugt. Es ist eine Scene vorgefallen. Ich werde den Zusammenhang schon herausbringen."

— „Wie wollen Sie das anfangen?"

„Prinz Hugo muß es mir erzählen."

— „Der wird sich hüten."

„O, der Prinz hat schon mehr als einmal die Gnade gehabt, mich in Geheimnisse einzuweihen, welche er mir eben am sorgfältigsten hätte verbergen sollen. — Er selbst mag freilich bei der Geschichte keine sonderliche Rolle gespielt haben. Denn er ist wüthend auf den Usurpator (mit diesem Beinamen ward Otto immer von ihm bezeichnet) und doch wagt er nicht, ihn zu fordern."

— „Feig ist er wirklich nicht" — sagte Prinz Arnold.

„Nein!" — versetzte Raimund — „aber er fürchtet, daß Jener dann plaudre. Nun — über kurz oder lang, denk' ich, soll der Betrüger mir in die Hände laufen, und dann reiß' ich ihm gewiß die Maske ab."

— „Können Sie sich von der Grille noch immer nicht trennen?"

„Nur mit meinem Leben hör' ich auf zu behaupten, daß er der frechste Betrüger ist."

— „Und wir Alle sind also verblendet?"

„Ja."

Der Prinz bemühete sich vergebens, dem Ritt-

meister den Wahn auszureden. Dieser beharrte auf seiner Behauptung, und sagte endlich:

„Vielleicht hab' ich bald Gelegenheit, meinen Triumph vor aller Welt zu feiern. Durchlaucht wissen, ich habe nach Wien an den Major Krispalt geschrieben, der mit meinem Vetter zugleich Page war. Er ist mit ihm von gleichem Alter, und Niemand hat ihn so genau gekannt, als Er. Gestern erhalt' ich von ihm die Antwort: sobald der Erbprinz zurückkomme, werde die Sache auf eine ganz unwiderlegbare Weise entschieden werden; ich solle mich nur gedulden. Bis dahin aber werde ein Wiener Banquier, Namens Schrobeli, der über Paris nach London gehe, hier durchreisen. Der habe den Baron Soltar in Constantinopel gesehen, und wenn ein Betrug obwalte, sey er vielleicht schon im Stande, ihn aufzudecken."

Der Prinz zuckte die Achseln, und Raimund fuhr eifriger fort: in dem Briefe stehe noch: es existire ein Geheimniß, welches nur der Herzog, der Erbprinz, Major Krispalt, der Baron Soltar, und noch Einer, der Letzte aber eigentlich nur zur Hälfte, wissen könnten; — er wolle sich nicht weitläufiger darüber auslassen, weil die herzogliche Familie in die Sache verwickelt sey, und bekanntlich in Wien jeder Brief von der geheimen Polizei gelesen werde. —

— „Ein Familiengeheimniß, das mir unbekannt geblieben wäre?“ — fragte Prinz Arnold.

Raimund überreichte ihm den Brief, mit der Bitte, ſelbſt zu leſen, und ſetzte hinzu, Major Krispalt verſpreche nächſtens ausführlichere Mittheilungen. Der Prinz fand in dem Brief keinen weitern Aufſchluß, und gab ihn mit den Worten zurück:

„Und wenn er das Geheimniß weiß?“ —

„So behaupt' ich doch“ — verſetzte Raimund — „daß er ein Betrüger iſt.“

— „Halsſtarrig genug!“ — ſagte der Prinz. — „Ja, mein guter Soltar, ich fürchte, Sie werden ſich getäuſcht ſehen. Indeſſen wollt' ich Ihnen zum Gegentheil recht von Herzen gratuliren; denn ich geſtehe Ihnen, Ihr Vetter — ſey er nun falſch oder ächt — fängt an, mir unleidlich zu werden. Sein Betragen in der Ständeverſammlung iſt unter aller Kritik — Und übrigens würde es immer zweckmäßig ſeyn, dieſen zweideutigen Menſchen ſcharf zu beobachten, und ihn dem Publikum verdächtig zu machen. Raimund übernahm es mit freudigem Dienſteifer, ihm in der Geſellſchaft hier und dort kleine freundſchaftliche Sprühteufel und Minen unter die Füße zu legen. — Wie gnädig dieſes Devouement aufgenommen ward, ſah er am freundlichen Lächeln des Prinzen, als er ſich anmaßte: in Alma's Augen ſolle Otto bald als Teufel erſcheinen, er

werde der Generalin einige Worte in die Ohren flüstern — die sollten schon wirken.

Er war nach diesem Gelübde schon halb zur Thür hinaus. Der Prinz, welcher es nie über sich gewinnen konnte, selbst seinen ergebensten Anhängern nur eine einzige unangenehme Empfindung zu ersparen, rief ihn zurück —

— „Sehen Sie hin" — sagte er mit einem schadenfrohen Seitenblick — „da fährt Ihr Teufel über den Paradeplatz! — Es ist doch wirklich ein schöner Postzug."

Otto rasselte eben in einer sehr eleganten Kalesche mit vier prächtigen Mohrenköpfen unter den Arkaden heraus, die den Platz einschlossen. Die brausenden Pferde, das blitzende Geschirr, die Livreen waren der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Rechts und links blieben die Leute stehen, die Hüte flogen herunter; er beantwortete von seinem leicht hinschwebenden Sitz die Grüße mit gefälliger Freundlichkeit. Und als er vorüber war, lief ihm ein Gemurmel der Menge nach: das ist der Mann für's Volk! unser Soltar! — Es war, als ob ein Fürst seinen Einzug hielt. Vor Aerger und Neid bei diesem Anblick erglühte und erblaßte Raimund. Er zerknirschte einen Fluch zwischen den Zähnen, doch konnte er den Ausruf nicht unterdrücken: „das Alles hat er mir gestohlen! Aber ich brech' ihm den Hals!"

Direct aus dem Palais des Prinzen ging er zur Generalin. Er fand ſie mit ihrem Bruder im Billardzimmer.

„Wir ſtehen achtzehn zu drei und dreißig — ſagte Meltak — „meine Schweſter hat drei und dreißig; und doch parir' ich, die Partie zu gewinnen."

„Die Wette acceptirte ich allenfalls" — verſetzte Raimund — „wenn die gnädige Frau nach meinem Deſſein ſpielen wollte."

„Ja! Wenn!" — lachte Meltak — „Aber haben Sie ſchon erlebt, daß die gnädige Frau von Independenz ſich nach dem Rath eines Menſchen gerichtet hat?"

„Mitunter doch" — ſchmunzelte Raimund — „wenn der Rath etwa von einem Legationsrath herkäme, oder von einem Menſchen, der mit Gewalt mein Vetter ſeyn will, obgleich ich ihn ſo wenig als den neuen König der Franzoſen anerkenne."

Aurelie hatte unterdeſſen geſpielt und getroffen. — „Sieben und dreißig!" — rief ſie, drehete ſich dann auf den Fußſpitzen herum gegen den Rittmeiſter, ſalutirte mit dem Queue und ſagte: „Während die Herrn ſich moquiren, werde ich wohl die Partie gewinnen. Den Legationsrath laſſen Sie übrigens ungezerrt; der nimmt es mit Ihnen Allen auf. Aber mit Ihrem Vetter bleiben Sie weg! Den nehm' ich ſo wenig in mein Conſeil als ſonſt einen Sol-

tar. Die haben Alle so etwas Unheimliches — Gefährliches. Finden Sie nicht selbst?"

„Sie mögen Recht haben" — versetzte er lachend — „es ist ein Tigergeschlecht. Man sollte sie ganz ausrotten, und mit mir anfangen."

Während man noch darüber scherzte, ward ein Fremder gemeldet, der Herrn Meltak suchte. Und unmittelbar hinter dem Bedienten trat ein kleiner Mann, sehr zierlich gekleidet, schwarz von Augen und schwarz von Haar, rasch ins Zimmer.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften, wenn ich Sie hier überfalle, aber ich konnte den Augenblick kaum erwarten, meinen Freund Meltak —"

„Liebster Schrobeli!" — rief Meltak — und ging ihm mit offenen Armen entgegen — „sind Sie es denn wirklich? — Nun, seit acht Tagen habe ich Sie mit jeder Stunde erwartet. — Frau Generalin, ich habe die Ehre, meinen Freund, den Herrn von Schrobeli aus Wien vorzustellen — der Herr Baron von Soltar."

„Ich küß' die Hand, meine gnädige Frau, und bringe Ihnen eine ganze Last schöner Grüße vom Prinzen Ferdinand, und vom Herrn Major von Krispalt." — sagte der Wiener. Dann wendete er sich zu Raimund und fuhr mit seiner lebhaften Manier und seinem wienerischen Accent im nämlichen Athem fort: „und Sie? seind Sie der gewisse Rittmeister von Soltar?"

„Der Major Krispalt hat mir schon von Ihnen geschrieben" — sagte Raimund.

„Recht so! Und ich hab' auch noch einen Brief an Sie und eine Menge Explicationen. Wir werden's nachgehend's halt zusammen plautschen."

Raimund war entzückt über die plötzliche Ankunft des sehnlich erwarteten Mannes, von dem er die wichtigsten Aufschlüsse hoffte. Die beiden Handelsfreunde steckten übrigens nach den ersten Begrüßungen sogleich im dichsten Gedräng der europäischen Börsenwelt. Drei Prozents, Fünf Procents, Metalliques, Bank-Actien, Polnische Anleihe, Falconets, Russische Inscriptionen, Schatzkammerscheine, und alle Staats-Papiere der Erde, wurden in der Geschwindigkeit umgewühlt. — „Die Tausendsasa's in Paris!" — sagte der kleine Wiener — „haben mit ihren verfluchten drei Tagen die halbe Welt über'n Haufen gestürzt, und also gleichen Schritt mit unserm Herrgott gehalten, welcher bekanntlich sechs Tage gebraucht, um die ganze Welt herzustellen. Ich denk' aber halt, der Fürst Metternich wird ihnen schon mit dem rechten Holla! durch die Goschen fahren. Derweil muß ich meines Theils doch in Paris und London ein Bissel schauen, ob die drei Farben das Spiel nicht gar zu bunt machen."

Meltak zog seinen Freund bald mit sich fort, nachdem dieser der Generalin gern zugesichert hatte,

ihr den Abend recht viel von Wien zu erzählen, aber dabei kein Wort Politik und Geldhandel zu sprechen. Raimund ward dazu eingeladen, und benutzte ein paar Augenblicke, welche er noch bei Aurelien zubrachte, um in Beziehung auf Alma, ihr einen Verdacht gegen Otto einzuflüstern. Die Gifttropfen gingen nicht verloren. Sie war schon aus eigener Empfindung sehr geneigt, den Mann zu hassen, welcher für Alma gefährlich zu werden drohte.

Zu Hause fand Raimund schon den verheißenen Brief des Majors. In hastiger Ungeduld zerriß er das Couvert, überlief er die Blätter. Aber die Auskunft, welche er hier fand, befriedigte ihn wenig. Krispalt wiederholte die Andeutungen seines früheren Schreibens, fügte etwas ausführlicher, als dort, hinzu, daß die Mitwisser jenes Geheimnisses durch einen in die Hand des alten Herzogs geschworenen Eid sich verpflichtet hätten: nie, auch selbst unter einander nicht, von der Begebenheit zu reden; und daß dem Herzog allein frei stehen solle, den Schwur ganz oder theilweise zurück zu geben. In dieser Beziehung also könne, bis der Erbprinz heimkehre, nichts geschehen, und selbst dann würde sich fragen, ob nicht die Gemüthsstimmung und Gedächtnißschwäche des Herzogs jeder näheren Untersuchung und Aufklärung unübersteigliche Hindernisse in den Weg lege. Wenn aber daran etwas gelegen

seyn könne, die Identität des in Constantinopel gewesenen und des nun plötzlich aus der Piratenhöhle auferstandenen Barons auszumitteln, dann sey Schrobeli der rechte Mann — der erinnere sich aller Umstände genau; und Soltar möge nun mit ihm das Nähere verabreden.

„Das soll auf der Stelle geschehen!" — sagte Raimund.

Er benutzte den Abend bei der Generalin, um durch ein verbindliches Entgegenkommen den freundlichen Wiener zu gewinnen. Dieser beantwortete seine Frage: ob er in Constantinopel einen aus russischer Kriegsgefangenschaft entflohenen Baron Soltar kennen gelernt habe? durch eine ausführliche Erzählung, wie jener Flüchtling von Odessa aus im Zustand völliger Hülflosigkeit in Pera angekommen, wie ihm durch den ***schen Gesandten dort alle mögliche Unterstützung geworden, und er selbst, Schrobeli, thätig gewesen sey, für ihn und seinen Reisegefährten eine Schiffsgelegenheit nach einem englischen Hafen auszumachen.

Raimund fand es nicht gerathen, seine Nachforschungen in Meltaks und der Generalin Gegenwart fortzusetzen. Er verabredete mit dem Wiener eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag. Und hier erfuhr er dann über die Ankunft und Abreise jener beiden Unglücksgefährten eine Menge Details, welche an sich zwar nicht bedeutend schienen, aber in

ihrem Zusammenhang gewiß dahin führen konnten, einen Betrüger zu entlarven. Raimund in seinem eigensinnigen Wahn, daß Otto dieser Betrüger, daß er nicht sein Vetter, daß er eben so wenig je in Constantinopel gewesen sey, feierte schon im Voraus den Triumph des Augenblicks, wo er den verhaßten Gegner zerschmettert hinstürzen sah. —

Indem er noch darüber nachdachte, wie er die Scene, welche er beabsichtigte, recht eclatant machen wollte, kam ihm die Einladung zu einem Diner beim Geheimenrath als ein glücklicher Zufall willkommen. Er wußte es einzuleiten, daß Meltak seinen Freund dem Minister vorstellte. Beide wurden ebenfalls eingeladen. Daß Otto auch dort seyn werde, hatte Raimund schon vorher auf zuverlässigem Wege erfahren. Und so eilte er zur bestimmten Stunde mit freudigem Herzklopfen in das ministerielle Hotel, wo er den großen Act einer so merkwürdigen Catastrophe zu erwarten hatte.

15.

Getäuschte Hoffnung! — Es war nichts mit der großen Scene. Die meisten Gäste, Raimund, Meltak, Schrobeli unter ihnen, waren schon versammelt, als Otto hereintrat. Raimund wandte sich mit einem fragenden Blick gegen Schrobeli. — „Freilich ist er es!" sagte dieser, und ohne abzuwar-

ten, daß Jemand ihn dem Baron nenne, ging er auf ihn zu mit der Frage, ob er ſich noch des Handelshauſes Savelli und Pilgram in Pera, und eines jungen Commis erinnere, welcher ihm und ſeinem Gefährten Plätze auf einer nach England beſtimmten Livorneſer Brigg verſchafft, und ſie an Bord begleitet hätte.

„Sie waren es!“ — erwiederte Otto mit freundlichem Handſchlag. — „Sie trugen damals eine ſchwarze Binde über die Stirn, und eine Schmarre darunter.“

„Cospetto! Welch eine Memorie!“ — rief der Wiener lachend. — „Ja, das war ein Reſtchen d'una piccola aventura wegen einer ſchönen Griechin! — Aber zu meiner wahren Mortification hab' ich erfahren, daß meine Sorgfalt für Sie damals einen ſo übeln Ausgang genommen.“

In dieſem Tone ging die Unterhaltung fort. Raimund ſah mit verbiſſener Wuth, wie falſch er gerechnet hatte. Otto las auf ſeinem Geſichte, was in ihm vorging; er brachte vorſätzlich das Thema ein paar Mal wieder auf Conſtantinopel zurück, er ſprach von Galata, Pera und Scutari wie von ſeinem Garten, und erinnerte an mehrere kleine Begebenheiten, deren genaues Aufbewahren den Wiener in Erſtaunen verſetzte. Jeder Zweifel, wenn noch einer hätte obwalten können, war beſeitigt, und anſtatt der erwarteten Niederlage erlebte Raimund

einen Triumph, deſſen Räder ihm über die Bruſt weggingen.

Otto hatte bei Tiſch ſeinen Platz neben Alma. Seit dem Rumoltſchen Ball war ihre frühere Scheu und Zurückhaltung gegen ihn verſchwunden, und an ihre Stelle eine Aufmerkſamkeit getreten, welche faſt an Vertrauen gränzte. — Wer Alma kannte, den überraſchte es nicht mehr, ſie von einem Extrem ins andere wechſeln zu ſehen. Otto jedoch war mit den Eigenheiten dieſes ſeltſam ausgeprägten Charakters noch nicht ſo genau bekannt. Ueberdies hatte Joſephinens Falſchheit ihn ſtutzig gemacht, und obgleich er den himmelweiten Unterſchied zwiſchen ihrer und Almas Gemüthsart deutlich einſah, fürchtete er doch hier abermals in eine Täuſchung zu fallen. Die Wunde von jener Begebenheit brannte noch zu ſchmerzlich nach, und es war, als ob ſie von jedem Blick eines ſchönen Augenpaars neu entzündet würde. Alma erſchien ihm zwar in einer hellen Glorie geiſtiger Macht. Aber ſo merkt auch ein Wandrer im Nebelgrund wohl, daß von oben die Sonne hereinleuchte. Deshalb müſſen doch ihre Strahlen erſt das Gewölk zerreißen, ehe ſie ihn erwärmen können.

War nun auch unter dieſen Umſtänden ihr Geſpräch keineswegs befriedigend, ſo ſchien es doch für die, welche ihm von Weitem zuſahen, ſehr lebhaft. Der Geheimerath, welcher bei allen Gelegen-

heiten immer zuerſt an ſich und zum Zweiten wieder an ſich, und zum Dritten abermals an ſich dachte, bemerkte dieſe Lebhaftigkeit mit Vergnügen, und machte ſeiner berühmten Menſchenkenntniß und politiſchen Schlauheit das Compliment: hier feiere ſie nun von Neuem einen glänzenden Triumph, denn was er mit dem Baron beabſichtige, habe die ſchöne Gräfin ohne es zu ahnden, bis auf dieſen Punkt vorbereiten müſſen, und das Uebrige wolle er nun ſchon vollenden.

Glernau hatte nämlich ſo gerechnet: Entweder gewinnt die Gräfin den Baron für die Hofpartei; dann bekomm' ich ihn in meine Hände, und werde demnächſt auch wiſſen, ihn von ihr los zu machen. Oder ſie verliert ihr Spiel; dann giebt es zwiſchen ihr und ihm einen Bruch, in den ich ſo viel Gift hineingieße, daß an keine Verſöhnung zu denken iſt. Hinterdrein mag Alma ihre Augen gebrauchen. Haben die erſt gezündet, ſo werd' ich den rechten Augenblick nicht verfehlen. Und am Ende ſchließt das Intriguenſtück mit einer Illumination, welche in Brillantfeuer die verſchlungenen Namen Otto und Alma zeigt.

Er hatte die Verhandlungen zwiſchen dem Baron und der Gräfin mit diplomatiſchen Luchsaugen belauert. Und wahrſcheinlich beſaß über den Hergang jener Scene auf der Milch-Inſel Niemand ſo zuverläſſige Nachrichten als der Miniſter.

Otto kam ſich übrigens in dem ſeltſamen Wortgewechſel bald vor, wie ein Schiffer, der mit unſäglicher Arbeit gegen den Strom rudert. Indem er den Aufwand von Kraft und Zeit berechnet, glaubt er endlich eine gute Strecke zurückgelegt zu haben, wenn er aber nach dem Ufer hinſieht, iſt er nicht zehn Schritte vorwärts gekommen. Er war ärgerlich auf Alma, auf ſich ſelbſt, und hätte im Trotz darüber ſeine Unterhaltung gern bei der entgegengeſetzten Nachbarſchaft geſucht, wäre nur von dieſen Augen los zu kommen geweſen.

Indeſſen trat doch zwiſchen ihnen eine Pauſe ein, welche gerade, wie das wohl kommt, mit einer zufälligen allgemeinen Stockung des Geſprächs zuſammenfiel. In dieſe Lücke warf über den Tiſch herüber, wie einen plötzlich geſchleuderten Stein, der Wiener die Frage wo denn Otto's damaliger Reiſegefährte, ſein Doppelgänger und Spiegelbild geblieben ſey?

Sichtlich war er von ſeinen Nachbarn, dem Hofmarſchall und Rittmeiſter zu dieſer Erkundigung aufgeſtiftet. Beide harrten mit ſchadenfroher Spannung der Antwort.

Otto gab die, welche er auf dieſe Frage noch immer gegeben hatte, aber ſo hart und kurz, daß ſein Widerwille gegen dieſes Capitel keinem Zuhörer entgehen konnte. Er that es abſichtlich, um Ruhe davor zu haben.

Das war aber nicht die Rechnung ſeiner Gegner. Sie miſchten ſich ſelbſt in das Geſpräch, zogen noch Andere hinein, und machten aus dem Verhältniß der beiden ähnlichen Halbbrüder einen lauten Scherz, der allenfalls mit der vierten und fünften Sorte Wein, bei welcher man eben war, durchſchlüpfen konnte; jedoch in Gegenwart einer Dame nahm er ſich nicht eben fein aus. Alma mußte wegen ihrer eigenen Situation ſich beſonders dadurch verletzt fühlen, und Otto ertrug ihn nur mit verbiſſenem Zorn.

Der Hofmarſchall ſagte endlich, indem er alle erſinnliche Weisheit der Welt aus ſeinen grauen Augen ſpielen ließ, und mit dem wunderbaren Zucken ſeiner langen Naſe dem Vogel Minervens zum Verwechſeln ähnlich ſah:

„Der Verluſt wird Ihnen ſehr erträglich geweſen ſeyn; denn wenn ich nicht irre, war der Mann quaestionis ſeiner Beſtimmung zu einer verfehlten Exiſtenz zu treu geblieben, und nicht füglich anders zu bezeichnen als mit dem Namen eines manvais sujet — ?“ —

Als ob das Blut aus allen ſeinen Adern ihm wie eine Sturzwelle in den Kopf ſtiege, ſo glühend flammte es über Otto's Wangen und Stirn — im Augenblick nachher ſank der Strom zurück, und ſein Geſicht war eine bleiche Marmorbüſte — aber jede Muskel zuckte vor Grimm.

„Der Mann quaestionis" — ſagte er — „war ein Ehrenmann! ein Held! ein Freund in Noth und Tod! — Er hat mir dreimal das Leben gerettet — mit Verachtung des ſeinigen!"

„Das hätte der dumme Teufel auch laſſen mögen!" — ſagte Raimund in ſich hinein. —

„Er iſt verloren gegangen!" — ſprach Otto weiter — „Mit Leib und Seele verloren! auf eine ſchreckliche Weiſe! — Und ich bin allein übrig geblieben. Umgekehrt wär' es beſſer geweſen! Aber da ich nun der Einzige bin, der für ihn zeugen kann, ſo werden Sie hoffentlich mein Wort gelten laſſen, womit ich behaupte, daß nie ein Menſch weniger als er bis zu ſeinem Tode ein mauvais sujet zu nennen war!"

Der Hofmarſchall forſchte immer auf's Neue wieder nach den beſondern Umſtänden, unter welchen Jener verſchwunden. Ungeduldig fuhr Otto zuletzt heraus: „Ich wiederhole Ihnen, daß mir davon nichts, durchaus nichts bekannt iſt. Er blieb aus und alle Nachforſchungen waren vergebens. Aber ſo gewiß er damals verſchwunden und ohne Zweifel ermordet iſt, ſtehe ich doch keinen Augenblick dafür ein, daß nicht eines ſchönen Abends ſein Geiſt an meinem Bette erſcheint. Wenn Ihnen ſo viel an jenen Details gelegen iſt, werde ich nicht ermangeln, ihn an Sie zu adreſſiren. Da kann

er Ihnen die Wunde ſelbſt zeigen, und alles genau erzählen."

Der Hofmarſchall erſchrak und ſagte: „Bleiben Sie mir vom Leibe mit dem Baſtard!"

Zum Glück hörte Otto es nicht. Die Erinnerung an den Verſtorbenen fiel wie ein ſchweres Gewölk über ſein Gemüth herein. — Alma ertappte ſich plötzlich darauf, daß ſie mit einer Hingebung, womit man ſich in ein ſchönes Bild verſenkt, ihren Nachbar betrachtete. Der Anblick, wo die ganze Seele eines Menſchen gleichſam auf ſein Geſicht heraustritt, war ihr ſo noch niemals zu Theil geworden. Und welche edlen, ſtolzen Züge waren es, aus welchen der geiſtige Strahl hervorblitzte! — Sie erſchrak vor ihren Träumereien, und war froh, daß der Großvater, welcher aus Beſorgniß unangenehmer Wendungen die Fortſetzung jenes Geſprächs abzuſchneiden wünſchte — ihr ein Zeichen gab. — Sie ſchob den Stuhl zurück und man verließ den Saal.

Draußen ward Otto ſogleich vom Miniſter am Arm gefaßt, und in eine Fenſter-Niſche gezogen. Er mußte ſich hier gegen eine lange Reihe wohlgemeinter und im freundlichſten Tone ausgeſprochener Vorwürfe vertheidigen.

„Excellenz thun mir wirklich Unrecht" — ſagte er. — „Ich ſtrebe gar nicht nach dem undankbaren Ruhm, ein Mann des Volks zu werden. Alles

für das Volk, aber nichts durch dasselbe! — Das ist zum Theil auch mein Wahlspruch. Auch verkenne ich gar nicht, daß in unsrer Versammlung mitunter heillos dummes Zeug vorgebracht wird, so toll und abgeschmackt, wie es nur in der französischen Deputirtenkammer zu finden ist. Aber deshalb muß ich doch meinem Beruf treu bleiben. Und der weiset mich eben an, für das Volk zu streben; und zwar recht für das gemeine arme Volk. Diese gedrückte, von allen Seiten geplagte und gehetzte Classe, deren sich eigentlich niemand von Herzen annimmt, muß doch am Ende von der Repräsentativ-Verfassung wirklichen Nutzen, wirkliche Erleichterung erfahren. Geschieht das nicht, so ist die Geschichte ein zu theures Possenspiel, und es wäre besser, man würfe die ganze Boutike zum Fenster hinaus."

Der Minister wollte den Gesinnungen des Barons alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; jedoch konnte er es nicht billigen, daß Alles und Jedes und Alles auf einmal dort angefaßt, aufgerührt, und schon zum Gegenstand von Berathungen und Stimmenwerbungen gemacht werde, ehe nur ein Antrag zur Sprache gekommen sey. Er wolle nur an die voreiligen Zänkereien über die Civil-Liste erinnern. — Er wisse wohl, daß die Oeffentlichkeit in solchen Dingen nicht zu vermeiden sey. Aber man müsse sie auch nicht übertreiben.

„Herr Geheimerath" — sagte Otto — „hier kann weder von Uebertreiben noch von Vermeiden die Rede seyn. Die Oeffentlichkeit solcher Dinge ist zum Staatsleben und eben zur Erhaltung des Bestehenden so nothwendig wie die Sonne zum Tage. Die kann auch nicht heimlich auf- und untergehen. Und eine constitutionelle Regierung, welche eben diese Gegenstände, worauf die allgemeinste und schärfste Aufmerksamkeit gerichtet ist, den Augen des Publikums zu entziehen sucht, kommt mir vor — nehmen Sie es nicht übel — wie eine ungeschickte Theaterdirection, welche den Vorhang herunterläßt, um eine Coulissenverwandlung vorzunehmen. In ihrer Blindheit merkt sie nicht, daß der Zahn der Zeit Loch bei Loch in den alten Vorhang gefressen hat. Das Publikum mit seinen tausend scharfen Augen sieht hindurch und spottet der albernen Kinder droben, welche von der zerrissenen Fahne noch gedeckt zu seyn glauben, und sich lächerlich machen, indem sie meinen, man sehe ihr Wispern und Durcheinanderschleichen nicht. Der Vorhang ist ein durchsichtiges Netz geworden, und wenn die Acteurs der Geheimnißkrämerei nicht bald ein Ende machen, und ihre Rollen ordentlich aufsagen, so wird Parterre und Gallerie toll, und schnürt ihnen mit dem mysteriösen Netz die Hälse zu! Das ist die Geschichte des Versteckenspielens

und des Nichtzuhauſeſeyns, wenn die Leute anklopfen. — Ich hab' übrigens von unſerm Gouvernement eine viel zu gute Meinung, um dergleichen zu befürchten; ich wünſche nur, daß es ſich vor der Idee der Oeffentlichkeit nie ſcheuen möge. Es hat ja keine Urſache dazu."

Glernau widmete dieſem Gegenſtand eine lange Auseinanderſetzung, worin er dem Baron ſeine liberalen Geſinnungen pries und demonſtrirte, daß man von einem Miniſter unmöglich mehr verlangen könnte. — Der Kaffee war ſchon getrunken, und ein Theil der Gäſte heimlich entwichen, als er die Rede beſchloß, und den Baron, um der guten Sache und ſeiner eigenen Poſition willen bat, nichts zu übereilen; er werde bei näherer Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen manches anders finden, als er es jetzt denke, werde auch in ſeinen eigenen Angelegenheiten gewiß noch andere Grundſätze annehmen. Daß ihm ſein jetziges raſches Reformiren in ſeinen landwirthſchaftlichen und gutsherrlichen Beziehungen vom ganzen Adel verdacht werde, müſſe er doch begreifen, und zu ſpät werde er's ungeſchehn zu machen ſuchen.

In ähnlichem Sinn wie der Miniſter ihn beurtheilte, nur viel ſchärfer, ward Otto in manchen der erſten Reſidenzcirkel gerichtet. Ganz hart ging es eines Abends über ihn her im Hauſe der Gräfin, wo ſich zu ſeiner Vertheidigung Niemand ſonderlich

berufen fand. Im Gegentheil, die Stimmführer, Prinz Hugo, Raimund und der Hofmarſchall, zogen mit vereinten Kräften gegen ihn zu Felde, und thaten ſich viel darauf zu gut, gegen den Abweſenden ſolche Tapferkeit an den Tag zu legen. Eine Weile dauerte dies Uniſono ungeſtört fort. Als aber nun der Hofmarſchall anfing, die Mittagsſcene bei ſeinem Bruder zu parodiren, konnte Alma, die ſchon lange mit glühenden Wangen zuhörte, nicht mehr aushalten. Sie nahm unverholen Otto's Partei, und wußte in ihre Vertheidigung ſeine Drohung wegen des an den Hofmarſchall zu adreſſirenden Geſpenſts, ſo geſchickt einzuflechten, und ſein Jagdhaus-Abenteuer damit ſo witzig zu verbinden, daß er verſtummte. Sie hatte die Lacher, ſelbſt die ſeiner eigenen Partei, alle auf ihrer Seite. Mehrere, welche früher geſchwiegen hatten, folgten jetzt dem Beiſpiel des muthigen Mädchens, und es kam wirklich zu einer lebhaften Debatte.

„Wie glücklich iſt der Baron!" — ſagte Prinz Hugo ſpottend — „eine ſo liebenswürdige Vertheidigerin zu finden!"

— „Den Baron vertheidige ich gar nicht" — verſetzte Alma — „denn von den Sachen, weshalb Sie ihn anklagen, verſtehe ich wenig; aber wenn ich es recht finde, daß er das Andenken eines Menſchen ehrt, der ihm das Leben gerettet hat, ſo kann das höchſtens Ihnen auffallen."

„Und warum denn nur mir?"

— „Weil Sie nach Ihrer eigenen Erklärung nicht einmal die Hand ausſtrecken würden, um einen Menſchen zu retten, der Ihnen nicht vorgeſtellt worden wäre."

Der Prinz wollte proteſtiren.

— „Herr von Wenk!" — rief Alma. — „Sie haben es mit angehört? Haben Sie nicht?"

Alfred beſtätigte das laut und erzählte nun auch jenes Geſpräch auf eine Art wieder, welche den Prinzen zum Schweigen brachte.

Jetzt war Raimund noch übrig. Die ſchlimmen Feldzüge ſeiner Alliirten hatten ihn aber gewitzigt; er blieb ruhig, und begnügte ſich, der Gräfin einige boshafte Bemerkungen über Alma zuzuflüſtern, deren Lanzenbrechen für den „Uſurpator" doch wohl eine Urſache haben müßte. Er hoffte, Joſephinen zu einer Antwort zu verleiten, welche ihn auf die Spur jener ihm noch immer nicht offenbar gewordenen Intriguenſcene zwiſchen ihr und Otto führen würde. Sie hielt aber an ſich. Indeſſen gab es mehrere Perſonen, welchen Alma's Benehmen auffiel. Eugenie gehörte zu ihnen. Sie fand auch Alfreds Eifer übertrieben, und ſagte ihm, ſobald er in ihre Nähe kam:

„Die gute Alma iſt doch wirklich zu lebhaft, wenn ſie ihre Meinung verfechten will. Sie finden das nicht?"

„Ich bewundere dieſe Lebhaftigkeit" — verſetzte er — „und wünſchte wohl, in ähnlichem Falle eine ſolche Fürſprecherin zu finden."

„Sie?" — rief Eugenie — „Eine Fürſprecherin? Sie, der über alle Damen ſpottet, und ihnen kaum menſchlichen Verſtand, vielweniger ein Urtheil einräumt? — Sie würden es der Dame wenig Dank wiſſen, die ſich das Anſehen geben wollte, Ihre philoſophiſchen und politiſchen Räthſel zu begreifen!"

Er bat flehentlich, dieſen ſtrengen Ausſpruch zu mildern, und nach dem Ton, worin das Geſpräch fortgeſetzt wurde, ſchien ihm die Beſänftigung zu gelingen.

Unmittelbar aus dem Hauſe der Gräfin eilte Alfred zu Otto, dem er Alma's Benehmen nicht früh genug mittheilen konnte. Er fand ihn, wie er einſam und gedankenvoll durch die lange Reihe der matt erleuchteten Zimmer ſeines Hauſes wandelte. — Dieſe Scene paßte ſchon nicht zu Alfreds ſcherzhaft gemeinter Relation. Indeſſen fing er ſeine Erzählung doch mit einem Scherz an. Aber der Ausdruck von Otto's tiefem Blick, die düſtre Stirn und die bleichen Wangen, wirkten auf ihn wie Decemberluft auf einen, der aus einem Treibhauſe tritt. Er wurde mit jedem Wort — er fühlte es ſelbſt — ernſthafter, und die luſtig angeſchnittene Geſchichte endigte zuletzt in einen wahren Leichenbitterton.

Uebrigens ſchien ſie einen tieferen Eindruck zu machen, als Alfred gedacht hatte. Otto hörte ſie mit lebhaftem Intereſſe, und ſchien verlegen, eine Antwort darauf zu finden. Alfred verließ ihn bald wieder. Jetzt ſtand Otto in der Mitte des großen Saals unter dem Kronleuchter, auf dem nur einige Kerzen brannten. Wie dieſe karge Beleuchtung eigentlich nur hinreichte, um die Schatten der Nacht zu zeigen, ſo war auch Alfreds Erzählung nicht mehr als ein Lämpchen, deſſen ſchwacher Schimmer an den ſchwarzen Wänden einer tiefen Höhle umherſchleicht. — „Ja! ſchwarze Höhle!“ ſagte Otto, indem er ſich niederſetzte, den Kopf in die Hand geſtützt — „Kein Strahl des Himmels! — Alma!“ Dann ſprang er auf, fuhr mit raſchen Schritten durchs Zimmer, verweilte einen Moment vor dem Spiegel, blickte ſein bleiches Bild zornig, wüthend, ja verachtend an — „Sollte ein Teufel denn nicht durch einen Engel gerettet werden können?“ — rief er wie im halben Wahnſinn — „Und was würd' es dem Engel koſten? — Pah! Eine Bagatelle! Ein Stück von ſeiner Seligkeit! — Nein! dazu bin ich doch noch nicht Teufel genug!“ — In ſolchen Gedanken trieb er ſich die ganze Nacht herum. Kein Schlummer fiel auf ſeine Augen.

Einige Tage nach jenem Abend bei der Gräfin wandelten Alma und Eugenie Arm in Arm unter den hohen Bäumen des Glernau'ſchen Gartens. Es

war ein ſtiller Nachmittag, voll vom Zauber jener Wehmuth, in welcher der September mit ſterbendem Grün, wandernden Vögeln, fliegenden Herbſtfäden und welken Blumen an den Menſchen vorbeizieht, und ſagt: Lebt wohl! Ueber dem klaren See ſchwebte ein weicher Nebelduft. Die langen Alleen hinunter ſah man Blätter auf Blätter im Sonnenſchein vergoldet, zwiſchen den Stämmen niederwirbeln, und ſich zu ihren Vorgängern geſellen, die ſchon mit einem rauſchenden Teppich den Boden bedeckten.

Still wie der Tag waren die beiden Mädchen. Still; aber nach einem lebhaften Geſpräch nicht ſo ruhig. Auch zwiſchen ihnen munkelte eine Art von Abſchiedsgefühl. Es war von Otto die Rede geweſen, und Eugenie hatte es für ihre Pflicht gehalten, die Freundin auf das Unpaſſende ihrer neulichen lauten Erklärung aufmerkſam zu machen. Alma verſetzte: ſie werde ſtets ihre Meinung ausſprechen, wenn es darauf ankomme, freche Verläumdung zu beſtrafen. Eugenie behauptete, dergleichen komme Frauen und Mädchen nicht zu. Alma ſtritt dagegen: die Frauen eben wären vorzugsweiſe berufen, die Altäre der Treue und Wahrheit zu ſchützen, welche die heiligſten Göttinnen ihres Lebens wären, und jede Falſchheit des anmaßenden Männervolks ſtreng zu ahnden — So kämpften ſie von Meinung zu Meinung immer höher hinauf, bis Alma den

kecken Satz aussprach, sie erkenne über ihr Thun und Lassen kein anderes Gesetz als ihr Bewußtseyn. — „Auf dem Wege" — sagte Eugenie unmuthig, und zog ihre Hand aus dem Arm der Freundin — „rennst Du in Dein Verderben!" — „Und wenn ich nun in mein Verderben will?" — erwiederte Alma — „Wer hat sich denn jemals so um mein Wohl bekümmert, daß mein Weh ihn schmerzen würde?"

Sie standen am Ausgang des Gartens.

„Du fühlst es wohl gar nicht" — sagte Eugenie — „wie tief mich diese Worte kränken müssen. Aber ich will hier nicht darauf antworten. Wir sind Beide jetzt zu sehr gereizt."

Sie wandte sich rasch gegen die Thür und schlüpfte hinaus.

Alma stand einen Augenblick betroffen, dann lief sie ihr nach — „Eugenie! Eugenie!"

Aber das eiserne Gitterthor war schon wieder zugefallen, und die Freundin um die Ecke der Mauer verschwunden.

Gedankenvoll ging Alma die Allee hinauf, und begegnete der Generalin, die vom Pavillon herunterkam.

Hier wiederholte sich beinahe das ganze vorige Gespräch, nur mit dem Unterschied, daß Aurelie die Sache nicht so tragisch wie Eugenie, behandelte. Dagegen sprach sie direkte Warnungen vor

Otto mit ihrer gewöhnlichen freimüthigen Lebhaftigkeit aus.

— „Schweigen Sie still, und sagen Sie mir, was finden Sie eigentlich an ihm? — Hören Sie mich an — ich weiß es selbst, er ist ein Hexenmeister. Fragen Sie alle Mädchen in der Stadt aufs Gewissen, sehen sie ihnen ins Herz — sie sind alle mehr oder weniger vernarrt in diesen Teufel. Und er ist doch ein Teufel — und bekümmert sich nicht einmal um sie — und keine weiß, warum sie ihn liebenswürdig findet. — Er hat es ihnen angethan. — Wissen S i e es denn?“

„Aber mein Gott!“ — sagte Alma empfindlich — „Woher wissen S i e denn überhaupt, ob ich ihn nur einmal so finde?“

— „Kind!“ — versetzte Aurelie, indem sie sich vor sie hinstellte, und ihr scharf in die Augen sah — „Schöne Augen! Dunkelblaue Augen! Tiefe Augen haben Sie! — Aber es sind ein paar heillose Verräther! Die lassen Sie erst ganz zubinden, wenn Sie etwas verheimlichen wollen.“

„Wenn Sie nichts anders wissen!“ — lachte Alma schnippisch — „Augen? — Lieber Himmel! D i e alte Sprache ist längst aus der Mode — und soweit sollten Sie mich doch kennen — daß meine Augen immer das Gegentheil von dem sagen, was ich denke!“

— „Ich weiß aber noch Anderes und viel Anderes" — ſagte Aurelie — „und wenn Sie mich herausfordern, ſo rechne ich Ihnen eine ganze Reihe Symptome auf, die Sie mir nicht ableugnen ſollen, und die von der ganzen Stadt als untrügliche Beweiſe angeſehen werden!"

„Die ganze Stadt" — verſetzte Alma zornig — „könnte etwas Beſſeres thun, als ſich um mich bekümmern. Ich frage nach ihr gar nicht, und werde mich an das Geklatſche wenig kehren."

— „Trotzköpfchen! Trotzköpfchen!" — lachte Aurelie — „Hören Sie mich an, ſchweigen Sie ſtill! — Die kleine mone kleidet Sie allerliebſt — aber laſſen Sie ſich einen guten Rath geben, oder zwei. Sie trotzen der öffentlichen Meinung, und wiſſen ſich damit ſogar etwas. Das iſt wahrlich nicht gut. Höchſtens darf ein Mann das wagen, und dann wird er es noch immer auf die Gefahr thun, daß es ihm ſchlimm bekomme. Laſſen Sie mich ausreden. Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen. Die Maſſe iſt dumm, das gebe ich zu. Aber ſie iſt eben ſo dick als dumm — man kommt nicht durch. Glauben Sie mir! — Und das war Eins! — Nummer Zwei nun — ich weiß, daß man ſich mit ſolchem Rath keine Freunde erwirbt — Aber es iſt für mich eine Gewiſſensſache, und ſollten Sie mich niemals wieder anſehen, ſo muß ich es ſagen. Nehmen Sie ſich vor Soltar in

Acht. Ich weiß nichts Schlimmes von ihm — ich habe persönlich nichts gegen ihn — ich halte ihn vielmehr für einen geistreichen interessanten Mann. Aber er ist ein Mann des Unglücks. — Was er angreift, das geht über kurz oder lang in Trümmer. Und wer sich mit ihm einläßt, der embarkirt sich auf ein Schiff, welches zum Untergang verurtheilt ist."

Alma hatte sich der Generalin gegenüber auf einen Gartenstuhl an einer Traubenwand niedergelassen, welche von der Sonne recht lieblich und warm beschienen wurde. Mit untergeschlagenen Armen und anmuthig auf die Seite geneigtem Köpfchen sah sie die eifrige Rednerin lächelnd an, und erwiederte keine Sylbe.

— „Nun?" — sagte Aurelie ungeduldig.

Alma griff in die Weinblätter, und brach eine prächtige blaue Traube herunter, mit den Worten: „da, Liebe, Sie haben sich den Mund ganz trocken gepredigt!"

— „Boshaftes Kind!" — sagte die Generalin. Indessen fing sie doch sogleich an, die Traube auszupflücken. Während sie an den Beeren saugte, forderte sie Alma auf, ihr zu antworten. —

„Wie kann ich das? Sie sprechen von einer Sache, die gar nicht existiet, und wollen mir nicht glauben, wenn ich das versichere. Mißtrauen Sie dem Baron Soltar, so kann ich Ihre Meinung

nicht bestreiten, noch berichtigen. Ich kenne ihn wenig, und habe über ihn noch soviel gar nicht nachgedacht."

Alma sagte dies mit einer äußern Ruhe, welche ihr aber innerlich eine gewaltsame Anstrengung kostete. Aurelie hörte kopfschüttelnd zu, und erwiederte dann: „Gut, Liebchen; ich verstehe. Es thut mir leid. Aber ich werde nicht wieder auf dies Kapitel zurückkommen." Weit entfernt, die geringste Empfindlichkeit durchblicken zu lassen, sprach sie nun im unbefangensten Ton von gleichgültigen Dingen, kam auf Putz und Winterlustbarkeiten, und sagte zum Abschied, indem sie die Freundin herzlich umfaßte: „vergessen Sie mich nicht, Almchen! Sie wissen, wie gut ich es mit Ihnen meine!"

Es war lieblich anzusehen, wie die frischen Lippen der beiden reizenden Gesichter sich in einem zärtlichen Kuß begegneten.

„Ja" — sagte Alma, indem sie Aureliens wehendem Schleier noch lange durch die falben Büsche nachblickte: „Du meinst es gut, und bist gut! Aber" — setzte sie hinzu, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge, welche sie während des Gesprächs mühsam zurückgedrängt hatte — „selbst von Dir kann ich mich doch nicht erziehen lassen! Eure Art und Welt ist nun einmal nicht die meinige, und kann es nicht seyn! Schlimm genug für mich! — Das fühl' ich wohl!"

Sie ging in den Pavillon zurück, und ſetzte ſich an ihre Harfe. Während ihre Finger durch die Saiten irrten, dachte ſie den Reden ihrer Freundinnen nach. Ohne Eindruck waren ſie nicht geblieben. Aber was vermochten dieſe Stimmen, welche doch nur zu ihrem Verſtand ſprachen, gegen den mächtigen Zauberklang aus dem eignen Buſen? — Sie lehnte den Kopf an das Inſtrument, und verſank in wehmüthig ſüße Träume. — Es war aber, als ob dieſer Tag ſie aus einer Gemüthsbewegung in die andre ſtürzen ſollte. Kaum hatte ſie einige Accorde gegriffen, ſo öffnete ihr Mädchen die Thür des Vorſaals, und Otto trat herein. — Sie ſprang auf.

„Bleiben Sie!“ — rief Otto — „ich bringe Ihnen die ſicilianiſchen Canzonetten, von denen ich neulich ſprach.“

Um die innere Bewegung zu verbergen, griff ſie haſtig nach der Muſikrolle. Aber ihre Hände zitterten; die Noten tanzten ihr vor den Augen. — Sie erröthete; dann flog es plötzlich wie ein Schneehauch über die Roſen ihrer Wangen. Er blickte ſie betroffen an, und that mit unſicherer Stimme eine Frage nach ihrem Befinden, und ärgerte ſich gleich darauf über dieſe Alltäglichkeits-Phraſe ſo, daß er ſich hätte ſchlagen mögen. — Sie antwortete ja und nein haſtig durch einander, und lobte die Muſik. —

„Sie kennen ſie ſchon?“

— „Nein; aber ich denke, da Sie mir ſie bringen, und da ſie ſo gerühmt wird — —“

Wie albern! dachte ſie; fühlte ihre Wange brennen — und ſtockte — — Es trat eine Pauſe ein. — Sie hörten von unten herauf durch die Stille das Murmeln des See's. — Sie hätten das Pochen ihrer Herzen hören können! — Um das verlegene Schweigen durch irgend ein Geſpräch zu unterbrechen, beſah Otto die Harfe, und pries die Eleganz des Inſtruments.

„Aber was iſt denn das für eine neue Einrichtung?“ — fragte er, und deutete auf ein kleines, ſeitwärts an der Harfe angebrachtes, ſtählernes Behältniß. Es hatte die Form eines Köchers, und oben heraus blickte etwas wie ein Meſſergriff.

„Nichts! — Eine Kinderei!“ — ſagte ſie verwirrt, und wollte die Harfe ſeinen Blicken entziehen. Er aber, zur Neugierde gereizt, hielt ſie feſt, unterſuchte die Scheide genauer, rüttelte am Griff — zufällig drückte er auf eine Feder —; die Kapſel gab nach; er zog den Inhalt heraus. — Es war ein Dolch. —

Sein Blick fiel auf den Spiegel. Er ſah darin ſich ſelbſt mit dem Stahl, worauf ein flüchtig hinſtreifender Sommerblitz funkelte, Alma vor ihm, die Hand an der Harfe. Es war eine ſeltſame Gruppe. Betroffen ſteckte er den Dolch wieder in

die Scheide, und ſagte mit einem erzwungenen Scherzton:

„Das Mordgewehr in den Saiten lauſchend? Sie haben da ein wunderſames Spielwerk, Fräulein.“

— „Nein!“ — verſetzte ſie leiſe, doch mit feſter Stimme — „kein Spielzeug, ſondern eine traurige Erinnerung.“

Alma hatte unter dem Nachlaß ihrer Mutter eine alte halb zerbrochene Harfe gefunden, in welcher dieſer Dolch auf die angedeutete Weiſe befeſtigt war. Niemand ſchien die Verbindung der beiden widerſprechenden Inſtrumente zu kennen. Sie ſelbſt entdeckte ſie zufällig. Ohne ein Wort zu ſagen, brach ſie den Dolch heraus, und als ſie nun vom Großvater die ſchöne neue Harfe bekam, ließ ſie durch einen geſchickten Künſtler heimlich die Dolchſcheide in dieſelbe befeſtigen. Wenn die Waffe ſelbſt darin ſaß, ſchien der Griff zu den übrigen Bronze-Verzierungen zu gehören. — Was jene wunderliche Einrichtung eigentlich bedeuten, auf welche Begebenheit ſie etwa hinweiſen mochte, ſie konnte es nicht errathen. Wen hätte ſie danach fragen dürfen? — — Ihrer Neigung zu melancholiſchen Träumen und abenteuerlichen Bildern war der Fund willkommen, und ſie ſpann düſtre Vorſtellungen aus dem bizarren Geräth.

— „Eine traurige Erinnerung" — ſagte Alma — „doch müſſen Sie darunter kein tragiſches Ereigniß verſtehen. Meines Wiſſens iſt mit dem kleinen Stilet noch kein Unheil geſchehen, und ich bewahre es nur auf dieſe Weiſe, weil es mir in einer Harfe von lieber Hand zugekommen iſt. — Aber wie Sie das auch ſogleich entdecken mußten! Hundert Menſchen haben meine Harfe ſchon bewundert, und keinem iſt bisher der Griff nur aufgefallen."

„Das iſt die Mitgift meines Lebens. In meiner Hand wird alles zum Mordgewehr. Und wo kein Menſch etwas Gefahrdrohendes ſuchen würde — da muß ich es finden, ohne zu wollen. Sie ſehen hier das Beiſpiel. Da hab' ich wieder einen Beleg zu meiner Behauptung, daß der Menſch ein Werkzeug in der Gewalt äußerer Anſtöße, und nichts weniger als ein freies Weſen iſt." —

— „Das wäre ja ein gräßliches Sklavenſyſtem!" rief Alma.

„Ich will einräumen" — ſagte Otto — „daß der Satz nicht allgemein gelten möge. Aber für mich fordre ich ihn; er iſt der Schlüſſel meines Lebens, und mein Schild gegen die tückiſche Waffe eines böſen Verhängniſſes."

— „Gefährliche Worte!" — ſagte Alma. Das Herz im Buſen zitterte ihr, ſie wußte nicht, von welcher bangen Ahndung. Drum eben wollte

ſie den Scherz erzwingen — „Sie wollen mich doch wohl nicht darauf vorbereiten, daß Sie mein junges Leben mit dieſem Dolch bedrohen?“

„Ich will froh ſeyn“ — erwiederte er im nämlichen Ton — „wenn Ihre Hand ihn mir nicht ins Herz ſtößt! und“ — ſetzte er hinzu — „froh ſeyn, auch wenn ſie es thut!“

Die Kinder haben ein Spielzeug — ſie nennen es Korkheren; kleine Männchen, die ſich eigenſinnig immer wieder über Kopf ſchlagen, wie oft man ſie auch auf ihre Füße hinſtelle. So ging es mit Otto's und Alma's Geſpräch. Sie verrannten ſich immer wieder in eine abenteuerliche poetiſche Wildniß, wenn ſie kaum ein paar Schritte auf der breiten flachen Converſations-Heerſtraße gegangen waren.

Erboſt über dieſe Hetzjagd, und ſchon etwas trunken von Alma's Augen, warf Otto alles bisherige Zaudern wie unnützen Ballaſt über Bord, und ließ ſich im Sturm treiben.

Von ſeinen heißen Blicken getroffen, von ſeinen haſtigen Worten geängſtigt, griff ſie wieder zur Harfe, als wollte ſie mit ſüßen Tönen die drückende Schwüle mildern. Aber damit ward das Uebel nur ärger. Denn unter den rauſchenden Tönen wuchs ihr das Herz in der jungen Bruſt ſo groß; und als ſie auf ſeine Bitte gar ein Lied anhob, da erſchrak ſie faſt ſelbſt vor dem ſehnſüchtigen Klang

ihrer Stimme — ihr ſchwindelte, als wäre ſie von einem ſinnberauſchenden Blumenhauch betäubt — ſie glaubte immer zu hören, daß ſie im holden Wahnſinn nichts als Otto's Namen mit dem ſüßeſten Schmeicheltone rief — in wahrer Herzensangſt horchte ſie mit Anſtrengung auf den Text der italieniſchen Barcarole. — Es war, um den Verſtand zu verlieren — ſie fühlte, daß ihre Zunge das Lied deutlich ausſprach; und doch wie die Worte von ihren Lippen flogen, hörte ſie zwiſchen den Melodien des Geſanges immer den heißen Minneruf: lieber Otto! Mein Otto! durchklingen. Faſt in Verzweiflung ſetzte ſie die Harfe weg. Und jetzt erſt wollte ihr die Beſinnung kommen, in welcher eigenen Situation ſie, das achtzehnjährige Mädchen, ſich hier zu dem halb fremden Manne befände. Aber Otto's Benehmen ließ das klare Bewußtſeyn nicht über die wunderlich geiſtige Verwirrung auftauchen. Sein Wort, ſein Blick, ſeine Nähe wirkte mit übermächtiger Kraft. Wie ein Schwimmer endlich den Kampf gegen die Wogen, Schwall auf Schwall daherrauſchend aufgiebt, und ermattend im Strudel fortgeriſſen wird, — ſo brach auch in Alma's Gemüth die Idee des Widerſtandes zuſammen. Widerſtand? — Gutes Kind! — Gegen ihn, dem ſchon das überwallende Herz auf Deinen Lippen entgegen zitterte? Ohne es zu wiſſen, bangteſt Du nur vor dem Augenblick, wo ſeine

Entfernung den Zauber dieſer ſchönen Stunde auflöſen, und durch den zerriſſenen Vorhang Dein Auge ſich wieder in die Wüſte einer troſtlos kahlen Zukunftsbahn verlieren würde! —

Die Sonne verſank ſchon im Hauch der Ferne. Von ihrem letzten Strahl geküßt, brannten Wald, Gebirg und See in entzückender Glut.

Alma ſaß neben Otto — tief athmend, die Blicke feſt geheftet auf die goldene Farbenpracht.

„Das wär' ein Tod!" — ſagte er tief bewegt — „in ſolches Feuermeer zu ſtürzen und zu verſchwinden in der Glut! — Ach, daß uns nicht gegeben iſt, in jauchzender Seligkeit zu enden! Daß unſre letzten Momente uns noch vom quälenden Bewußtſeyn menſchlicher Schwäche verbittert werden — in Schmerz und Todesangſt, unfähig, den einzigen himmliſchen Moment des Erdenlebens in vollem Jubel zu genießen!"

— „Sie zweifeln daran?" — ſagte Alma. — „Wer ſich frei und muthig hineinſtürzte in das dunkle Räthſel des ſogenannten letzten Moments — den trüge der Sieg wohl auf Adlerſchwingen über Schmerz und Angſt hinweg."

„Ja, wenn der Gram über ein verlorenes Leben ohne Liebe und Herzensglück nicht wie ein erdrückendes Gewicht am Flügel haftet!" — rief er — „Welche Hoffnungen auf Zukunft und Ewig-

keit bieten ſich der Seele, die aus der Gegenwart nur Verzweiflung einſog!“ —

Jetzt brannte die Sonne nur noch wie ein feuriger Stern über die Berge — jetzt ſchwand die letzte Glut — in milder Abendröthe zerfloß Himmel und Erde — ein friſcher Hauch ſchauerte über den See — und aus der Stadt quoll ein feierliches Abendgeläut in die Dämmerung empor.

Mit unwillkührlichem Zucken berührte Otto Alma's Hand. — Ihre warmen zierlichen Finger zitterten unter dem Druck der ſeinigen. Sie zog den Arm nicht weg. — Er hörte das Rauſchen ihres ſeidenen Kleides; er fühlte den Athem ihres Mundes an ſeiner Wange — ſie blickten ſich an — Aug' in Auge —

„Alma!“ — „Otto!“

Sein Arm um ihren Nacken geſchlungen — Ein heißer, langer, verzehrender Kuß.

Er bog ſich zurück, ſah ſie an, als ſollten an den Flammen ſeines Auges alle Reize des ſchönen Mädchens aufſchmelzen. Sie hielt den Blick aus. — In ſeiner Glut blüheten die Roſen ihrer Wangen lieblicher auf.

„Alma! — laß mich es hören! Schwöre mir, daß Du mich liebſt! — dieſer Himmel kein Traum iſt!“

— „Leben ohne Liebe, ſagte Du?“ — flüſterte ſie — „Haſt Du an mir gezweifelt?“

Sie verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt. So blieben ſie ſprachlos eine köſtliche Minute — ſie war ein ganzes Leben werth.

Ein Geräuſch von außen ſtörte die ſelige Stille. — Sie ſprangen auf. — Alma ſtand vor ihm, mit geſenktem Blick, zitternd. Dann ſchlug ſie die himmliſchen Augen wieder zu ihm empor. Das reizendſte Lächeln erheiterte ihre ſchönen Züge — Sie horchte, den Zeigefinger auf dem lieblichen Mund — ſchlaue Beſonnenheit trat an die Stelle des vergeſſenen Entzückens. —

— „Sie kommt! — Fort! beſter Otto!“

Er drückte noch einen Kuß auf ihre brennenden Lippen — einen zweiten auf den blendend weißen Hals —

— „Fort!“ — wiederholte ſie, und ſchob ihn nach der Thüre. Doch ehe er ſie erreicht hatte, legte ſie raſch beide Hände an ſeine Wangen. — Bis jetzt hatte ſie nur ſeine Küſſe geduldet — nun gab ſie ihm den erſten Kuß zurück — einen — zwei — drei — raſch hinter einander!

— „Glaubſt Du nun, ob ich Dich liebe?“ —

Wie im Taumel kam er hinaus — Taumelnd flog er den Garten hinab — Drunten ſchauete er zurück — Der weiße Pavillon ſchimmerte durch die abendlich dämmernden Büſche — Dort war der Engel ſeines Lebens! — War ihm endlich ein Stern aufgegangen über dem Nachtgewölk? Alma! — Und

Ich?!" — Ein ſchwerer Seufzer wand ſich aus ſeiner Bruſt. „Alma! — So iſt es doch geſchehen? — Kein Traum? — Welches Erwachen droht Dir? — Und kannſt Du je dem Sturm verzeihen, der aus der Hölle kam — Deinen Himmel zu vernichten?" —

16.

In den Zaubermährchen leſen wir von böſen Feen, welche in der geheimſten Werkſtatt ihrer magiſchen Künſte das Bild eines feindlichen Zauberers oder eines zu verwünſchenden Prinzen aufſtellen, und mit den Pfeilen ihrer Augen oder auch mit wirklichen Dolchen, die Copie ſo unabläſſig zermartern und durchbohren, bis endlich durch Wirkung in die Ferne, auch das gehaßte Original, weit draußen in der Welt, den Todesſchmerz zu ſeiner Bruſt dringen fühlt. Kleine ſchwarze Gnomen, auf Eulen und Fledermäuſen reitend, haben bisher allmählig die Schlummerſtätte des auserwählten Opfers umſchwirrt, dem ſie Locken und Gehirn zu verbrennen ſuchten. Jetzt bringen ſie triumphirend die Botſchaft von den letzten Zuckungen, und werden eiligſt wieder auf fliegenden Fiſchen fortgeſchickt, den verbündeten Zauberſchweſtern das Gelingen des großen Werks zu verkünden.

Die Gräfin war gegen Otto ſolch eine zürnende Fee — ihr von Eleganz und Luxus ſchimmerndes

Boudoir war die Zauberküche, worin ſie ihre giftigen Tränke bereitete. Der hülfreichen Genien gab es mehrere, und von mancherlei Claſſen. — Dem Range nach gehörte der Hofprediger Blog nur zu den ſubalternen Gnomen, aber ſeine Gewandtheit, ſeine heimliche Raſtloſigkeit im ſtillen maulwurfigen Ausbohren unterirdiſcher Minengänge, erhob ihn zu einer Haupt-Seele des Complotts. Er drehete die Räder um, während die anderen eigentlich nur als Repräſentationsbilder aus den Kutſchenſchlägen herausſahen.

Die ſchöne Fee in der obligirten Attitüde, zwiſchen Sitzen und Liegen verführeriſch auf den Divan hingegoſſen, ſpielte mit einem der zehntauſend Tändelwerke, die in den Zimmern und Nippesſchränkchen unſerer Modedamen umhertreiben. Gegenüber ſaß der runde Conſiſtorialrath; das ſeidene Beinwerk zierlich über einander gekreuzt; im rothen Geſicht halb demüthige Lüſternheit, wenn er die ſchöne Sünderin auf dem Sofa, und halb ſchalkige Frommheit, wenn er die eben ſo ſchöne Collegin derſelben über ihrem Haupt (eine meiſterhafte Copie der berühmten Magdalene) mit blinzelnden Augen betrachtete.

„Ich verſichere Ihnen" — ſagte Joſephine — „er iſt in unſern Tagen ein gefährlicher Menſch (Otto war das Thema). Von der Religion und ihren Dienern ſpricht er nur mit Verachtung. Gegen

die Generalin behauptete er neulich, wenn es so fortginge, würde hoffentlich — denken Sie! hoffentlich! — in hundert Jahren kein Pastor und keine Kirche mehr existiren!"

Blog schüttelte das süß pomadirte, wohl gelockte Haupt und versetzte mit feurigem Zornblick: „wer die Religion und Vorsehung zu fürchten hat, der betrachtet sie freilich nur wie ein ungezogener Knabe den Präceptorstock."

„Zu welchen Principien er sich überhaupt bekennt! Und wie verwegen er schwatzt!" — fuhr Josephine fort. — „Es ist kaum acht Tage, da sagte er ganz laut: wenn jetzt unglücklicher Weise Prinz Arnold regierte, so würde er ein Pendant zum Herzog von Braunschweig und schon eben so vom Volk zum Lande hinaus gejagt worden seyn."

Blog verdrehte die Augen.

„Der Legationsrath widersprach ihm" — sagte Josephine — „aber Er verfocht seinen Satz heftig, und rief zuletzt: das Volk würde recht gehandelt, und er würde keinen Augenblick gezaudert haben, sich an die Spitze zu stellen."

— „Mein Himmel! Das ist ja helle Rebellion!" seufzte Blog.

„Aber nicht wahr, guter Consistorial-Rath, Sie erzählen das Niemanden wieder?" — flötete jetzt die süße Stimme — ich sag' es nur Ihnen

im engſten Vertrauen; keinem Menſchen als Ihnen!“

— „Liebe, ſchöne Gnädige! — Ich und Wiedersagen?!“ — betheuerte er mit ſchmachtendem Blick. — „Was Sie mir anvertrauen, liegt in dieſer treuen Bruſt wie in einem Grabe verwahrt!“

„Wie gern glaub' ich Ihnen!“ — ſagte ſie und ſchloß einen Moment die ſchönen Augen, als wenn ſie dadurch den Grad ihres Vertrauens in den geiſtlichen Rath bezeichnen wollte — „Aber Sie müſſen mir es noch ausdrücklich verſprechen!“

Sie gurgelte dieſe Worte ſo lieblich und lockend wie eine Turteltaube, ſtreckte dabei den ſchönen, runden, weißen Arm über ein Seitenpolſter des Divans, und ließ die kleine Hand mit den zierlichen Fingern und koſtbaren Ringen nachläſſig herunterhängen. Der behende Geiſtliche nahm dieſes für ein zartes Signal — wie ein hurtiger Karpfe auf einen in den Teich geworfenen Biſſen, ſchnappte er nach der Hand, und ließ ſeine fromme Inbrunſt in einen feurig geſchnalzten Kuß aus.

„Herr Conſiſtorialrath! Das war eine ſehr weltliche Anbetung!“

— „Wir mangeln freilich alle des Ruhms“ — verſetzte er, freundlich und achſelzuckend — „aber den Schöpfer in ſeinen Werken, und in ſo

liebenswürdigen Werken zu verehren, wird den Frommen doch gestattet seyn!"

„Solchem Argument muß ich es denn freilich auch wohl gestatten. Aber wie gesagt: Sie schweigen!"

— „Keine Marter der Welt sollte mir je ein einziges Ihrer Worte entreißen!"

Er ging direct von der Gräfin zum Rittmeister, und erzählte ihm das ganze Gespräch, zwar nicht wörtlich, sondern mit bedeutenden Variationen und mit dem Zusatz, Otto habe gewünscht, es möge zu dergleichen kommen! Dann werde er sich für die Vernachlässigung rächen, die er vom Hof erfahren.

— „Aber" — setzte er freundlich und fromm hinzu — „nicht weiter sagen, goldner Freund! Ich bin ein Mann des Friedens und wünsche keine Zwietracht zu stiften!"

„Aus meinem Munde erfährt kein Mensch ein Wort!"

— „Vor allen der Prinz nicht!"

„Der am wenigsten! Wie würd' ich dem solche Ausfälle mittheilen! Seyen Sie ruhig! Keine Sylbe."

Kaum war der Hofprediger fort, so ging Raimund zum Prinzen, und erzählte ihm das ganze Gespräch, zwar nicht wörtlich, sondern mit einigen starken Variationen, und mit dem Zusatz: Otto

habe zuletzt sehr verständlich gedroht, es könne hier im Lande auch nicht länger ruhig bleiben, und dann werde er schon wissen, was er zu thun habe. Gewisse Leute möchten sich nur vorsehen! — Die Zeit ihres Regiments sey wohl zum größten Theil abgelaufen.

Raimund ließ bei dieser Erzählung einen Seitenblick auf Alma und des Prinzen vergebliche Bemühungen durchscheinen — den Usurpator zeigte er gegenüber in der Stellung eines begünstigten Nebenbuhlers.

Prinz Arnold wühlte mit der weißen Hand in den schönen braunen Locken, knirschte und lachte durch einander; dann sagte er: „das ist mir nichts Neues! Ich weiß noch ganz andre Dinge! Soltar in seiner Keckheit flattert wie eine Mücke so lang um die Flamme, bis er sich die Flügel verbrennt. Und dann ist an ihm die Reihe sich vorzusehen. Aber wahrscheinlich wird die Vorsicht eine zu späte Nachsicht seyn!“

— „Durchlaucht werden mir jetzt doch endlich einräumen“ — sagte Raimund — „daß sein ganzes Benehmen wahrlich nicht den Edelmann zeigt. Es ist ja unmöglich, rohere Plebejer-Gesinnung zu hegen. Ich bleibe bei meiner Behauptung.“

„Und ich bewundre Ihre zähe Hartnäckigkeit! Hat wirklich selbst der Wiener Banquier Ihnen die Augen nicht geöffnet?“

— „Der eben soll mir noch zu der rechten Aufklärung verhelfen, die ich deutlich ahnde, aber bis jetzo nur nicht wie Tageslicht beweisen kann. Er geht nach England. Dort ist zwischen dem Usurpator und seinem Abenteuer-Gesellen, der sein unechter Bruder gewesen seyn soll, etwas Böses vorgefallen. — Ja! Ihr Lachen macht mich nicht irre! Ich habe Schrobeli beschworen, dem nachzuforschen, und mir eine Auskunft darüber zu verschaffen. Er hat es versprochen. Und wenn er Wort halten kann — Sie werden sehen, er liefert mir von London aus den Dolch, womit ich dem Betrüger die Maske abstoße, und das Herz durchbohre."

„Das sieht weitläufig aus!" — versetzte Prinz Arnold — „der Wiener wird in London andre Dinge als einen verschwundenen Vagabonden nachzusuchen haben. Wenn Soltar damit geschlagen werden soll — — ! — Bis dahin hoff' ich, ist er hier an Ort und Stelle längst fertig!"

— „O, auch daran soll es nicht fehlen!" sagte Raimund — „ich warte nur auf den ersten gelegenen Moment; Prinz Hugo steht auch auf der Lauer — und wenn Ihre Durchlaucht uns Ihren Schutz nicht versagen wollen — — —"

Der Prinz stutzte und machte ein finsteres Gesicht. — „Ich bitte sehr, mich aus Ihren Händeln heraus zu lassen. Was Sie mit ihm abzumachen haben, ist mir nothwendig fremd; und ich wünsche

ernſtlich, nicht durch Dinge compromittirt zu werden, in welchen Sie gewiß zu weit gehen."

Raimund bat den Prinzen flehentlich, ihn nicht ſo grauſam mißzuverſtehen; die Rückſicht, welche er ſeinem Herrn ſchuldig ſey, gehe ihm über alles; er werde ſich nie zur Verletzung dieſer heiligſten Pflicht vergeſſen; auch hoffe er, der Prinz halte ihn einer niedrigen Handlung nicht fähig; hier ſey von liſtigen Anſchlägen und Fallen keine Rede —

— „Aber" — ſetzte er hinzu — „weil der Abenteurer ſich mit wahrer Virtuoſität das Anſehn eines Eiſenfreſſers zu geben weiß, bin ich überzeugt, er iſt ein Poltron. Den Beweis denk' ich ſo zu führen, daß alle Welt geſtehen ſoll, es fehle ihm an der Qualität, woran der ächte Edelmann unfehlbar erkannt werde, am ritterlichen Muth."

Prinz Arnold ſchüttelte den Kopf. — „Das iſt der zweite Theil zu Ihren getäuſchten Hoffnungen auf den Wiener."

„Er wird ſich blamiren, er muß ſich blamiren! Dann ſoll ihm ſein Trotz ſchon vergehen. Und auf jeden Fall muß ihn dann wenigſtens der Miniſter aufgeben, der ihm, Gott weiß in welcher diplomatiſchen Spekulation ſeit einiger Zeit ordentlich die Cour macht."

Dieſer veränderte Anſchlag traf im Herzen des Prinzen eine Saite, welche im grellen Mißton nachſchrie. Unedler Geſinnung konnte man ihn eigentlich nicht anklagen. Aber er war durch ſeine Stellung, durch unkluge Prinzen-Erziehung und Servilismus ſeiner Umgebungen verwöhnt. Er war heftig, eigenſinnig; wo er einen Widerſtand traf, ſeines Kopfes nicht mächtig; und von den revolutionairen Bewegungen, welche die Kronen und Fürſtenhäuſer bedroheten, ſo gereizt, daß er in dem Wahn, heilige Fürſtenpflichten zu erfüllen, ſich zu Dingen hinreißen ließ, deren Verantwortung ihm ſchwer geworden ſeyn möchte. Seinem Stolz aber war ſchon jeder Gedanke an Verantwortlichkeit ein Gräuel.

Wenige Tage nach jenem Geſpräch ward Otto durch ſeinen Freund Herborn zu einer großen Jagd eingeladen, welche Prinz Arnold im Königsforſt geben wollte. — „Da ſie wahrſcheinlich die letzte Bataille iſt“ — ſchrieb Herborn — „worin ich als commandirender General agire, ſo wirſt Du hoffentlich meinem Halali Deine Gegenwart nicht verſagen.“

Verläumdung war es, welche dem Prinzen zuflüſterte, Otto ſey ſein Feind; Verläumdung, welche

dieſen als einen Revolutionsmann und Fürſtenhaſſer ſchilderte. Otto dachte wenig an den Hof. Aber er würde, ohne darum ſeinen Landſtands-Pflichten untreu zu werden, ſich dem Hofe genähert haben wäre er nicht von dort mit einer zurückſtoßenden Kälte behandelt worden. Die Einladung des Prinzen war ihm als ein Zeichen der Aufmerkſamkeit angenehm; doch hätte er — in der Ausſicht auf ein ſüßeres heimlicheres Feſt, welches er für denſelben Abend hoffen konnte — die Jagdfete ausgeſchlagen. Aber Herborn meldete ihm zugleich, daß auch einige Schönen die Waldluſt der Jäger theilen würden. Er las Alma's Namen. Begreiflich war nun von keinem Ablehnen die Rede.

Es war ein ſchöner Herbſttag mit hellblauer Luft, leichten Nebelzügen an See und Fluß, mit bunten Wäldern, und gelben Flurbreiten, die ihre Ernte ſchon in jene Scheunen abgeliefert hatten, aus denen man den lebhaften Dreſchertakt herüber klappern hörte.

Am erſten Schlagbaum im Forſt war ein ſtattliches Zelt errichtet, vor welchem die ankommenden Gäſte mit luſtigen Fanfaren und dem Willkommen des Jägermeiſters empfangen wurden. Leichte Jagdwagen und Handpferde, Förſter und Piqueurs auf muntern Schimmeln reitend, die Meute zu Paaren an einander gekoppelt, vom Oberjäger heran geführt — hier einzelne Schützen, dort eine Maſſe

von Treiben — alles auf der lichten Blöße zerstreut, und vor dem Hintergrunde des Hochwalds in Gruppen vertheilt, gab ein lustiges Bild; und welche Portraits! — die lieblichsten Formen und die wunderbarsten Carrikaturen! — Und alle mögliche Charakternüancen waren hier in einer vollständigen Gallerie von Physiognomien auf's Lehrreichste repräsentirt; von jenen Gesichtern, in welchen durch alle die äußere Freundlichkeit hindurch sich die Bewegungen leidenschaftlicher Empfindungen verriethen, bis zu den behaglichen Landjunkern, die von dem unverständlichen Schwatzen und Treiben der Hof-Figuren gar keine Notiz nahmen, sondern in Gemüthsruhe die Plätze überschlugen, wo der Fuchs zuerst anzulaufen pflegte.

Seit jenem Nachmittag im Pavillon hatte Otto schon mehrere Versuche gemacht, sich mit Alma zusammen zu finden. Alle waren durch ganz unerwartete Zufälligkeiten vereitelt worden. — Hier begegnete er ihr zum erstenmale wieder. Indem er sie — und mit welchen Blicken! — betrachtete, mußte er von Neuem über die Schönheit des Mädchens erstaunen. Auch war sie wohl nie, selbst in der ausgesuchtesten Ball-Parüre, nicht reizender erschienen, als in diesem gewählten Anzug, der, ein Mittelding zwischen Amazonenkleid und Ueberrock, ihren schlanken Wuchs so vortheilhaft zeigte.

Zum Erstenmal in seinem Leben war Otto in der interessanten Situation, sich mit einem so lieblichen und geliebten Wesen vor einer Menge Leute zu begegnen, die von dem Herzens-Geheimniß der beiden Einverstandenen noch keine Ahndung hatten. Die Erhaltung dieses Geheimnisses hatte ihre Schwierigkeiten. Unmöglich war es, bei so vielen Beobachtern einander unbemerkt näher zu kommen. — Alma besonders sah Eugeniens, Josephinens und Aureliens Blicke stets auf sich gerichtet. — Unmöglich war es aber auch, auseinander zu bleiben; unmöglicher noch, den eigenen Augen zu gebieten — es blickte darin soviel unterdrücktes Feuer, welches so schwer zu verbergen war, als ein Brand bei dunkler Nacht.

Zum Glück für die Incognito-Maske der jungen Liebesgeschichte ließ Herborn zum Aufbruch blasen. Die ganze Gesellschaft fuhr und ritt tiefer in den Wald hinein. Die Herren verfügten sich dann, von den Förstern angestellt, einzeln nach ihren Plätzen, und die Damen zusammen auf einen Hügel, von wo aus sie die Schützenlinie übersehen konnten.

Das Horn des Oberjägers und das Läuten der Meute, welche nun losbrach, und auch sogleich auf einer Fährte zu jagen anfing, eröffnete die Jagd. Hirsch und Hase, Fuchs und Reh, kam vor

Schall oder vor den Hunden aus dem Dickicht herunter. Jetzt fiel der erste Schuß — Nun hier — dort einer — drüben knatterte ein raſches Pelotonfeuer — der Fuchs zog an der ganzen Schützenreihe hinunter — Pauz! Pauz! — Noch nicht getroffen! Jetzt war er am letzten vorbei, und brach trotz Rufens und Schlagens durch die Treiber hinaus, welche die Suche umſtellt hielten. Die Förſter fluchten, der Oberjäger blies ſeine Meute zuſammen. — Neues Wild — neues Schießen — doch knallte es jetzt nur in längeren Zwiſchenräumen, und ſtatt des Gelächters über das zu Holz geſchoſſene Wild, hörte man, wie hier ein Haſe, dort ein Reh todt geblaſen wurde. — Endlich verſtummte Gekläff und Feuer — die Suche war ausgejagt, und der Oberjäger rief mit dem halben Mond die Hunde zuſammen; ſie wurden zuſammen gekuppelt, und nun ging es über den Berg nach dem Wolfsgruben-Gehege.

Durch mehrere zwiſchen liegende Blößen, Ackerſtücke und Wieſen war der Königswald in verſchiedene einzelne Hölzungen getheilt. Soviel Gehege, ſo viel Suchen, welche nun eine nach der andern vorgenommen wurden.

Die dritte war noch nicht abgethan, als ſämmtliche Damen das edle Jagdvergnügen ſchon unmenſchlich langweilig fanden. Auf allen ſchönen

und nicht ſchönen Lippen ſchwebte Cheſterfield's Frage: ob irgend ein Menſch das in ſeinem Leben wohl zweimal gethan habe? —*)

Die Herren waren alle ſo unleidlich mit ihrem Waidwerk beſchäftigt, an Courmachen wurde gar nicht gedacht. Die Damen blieben ganz ſich ſelbſt überlaſſen, und erklärten gegenſeitig, daß ſie dieſe horrible Art von Unterhaltung nicht länger aushalten könnten! Sie verlangten einſtimmig — die Gräfin an der Spitze — eine Conſtitution! eine beſſere Adminiſtration des Amüſements! in der bisherigen despotiſchen Tonart wollten ſie nicht mehr mitſpielen.

„Das wird ſchlimm!" — ſagte Prinz Arnold — „Wie fangen wir es an, dieſe ſchöne gefährliche Rebellion zu beruhigen?"

Raimund gab zu, bei dergleichen Petitionen werde man ſich doch wohl zu den ſonſt ſo ſtreng verſagten Conceſſionen bequemen dürfen.

---

*) He thought at heart like courtly Chesterfield,
Who after a long chase o'er hills, dales, bushes,
And what not, though he rode beyond all price,
Ask'd next day: „If men ever hunted twice?"

Zur Abwechſelung, meinte Herborn, könnte die Geſellſchaft ſich wohl in lauter einzelne Paare auflöſen, und immer eine Dame einen Herrn zu ſeinem Standplatz begleiten. —

„Sie wollen ſagen" — fiel Joſephine ein — „jede Dame erlaubt irgend einem Herrn, ihr dahin zu folgen?"

„Und das Loos" — ſetzte die Generalin hinzu — „entſcheidet über die Zutheilung, — damit kein Herr ſich einbilde, er ſey ein Auserwählter!"

„Die Damen" — lachte Prinz Hugo — „machen es hier wie die engliſchen Mädchen, welche, wenn ſie eine kleine Reiſe nach Gretna-Green unternommen haben, hinterdrein zur Eludirung des Geſetzes bekennen, ſie wären es, welche einen liebenswürdigen Begleiter dorthin entführt hätten."

„Zur Strafe für dieſe Frechheit" — ſagte Frau von Herborn — „ſollen Sie gar nicht mit verlooſ't werden."

Alma's boshafte Frage: ob Prinz Hugo durch eine Niete, oder eine Niete durch ihn, würdiger repräſentirt ſey? flüſterte ſich im ganzen Kreiſe herum, und wäre beinahe bis an ihn ſelbſt gekommen. Zum Glück trat Herborn mit ſeinen Looſen dazwiſchen. Er bewies übrigens heute wirklich, daß er zum Hofmann nicht gemacht war. Anſtatt ein Bischen zu ſchmuggeln, ließ er in ſeiner unbeſon-

nenen Ehrlichkeit das blinde Schickſal walten, und dieſes waltete dann eben auch recht blind — und toll dazu. Daß Eugenie mit dem Hofmarſchall Aurelie mit Alfred, Mathilde mit Raimund gepaart wurde, verſprach dieſen Paaren ſchon keine ſonderliche Ergötzlichkeit — Frau von Runolt mit Hugo paßte beſſer. — Aber Alma zog Arnolds Namen, und Joſephine las auf ihrem Zettel den verwünſchten Otto Soltar. — O Unvernunft des blinden Ungefährs! Die giftigſte Bosheit hätte es nicht ärger einrichten können. — Die übrigen Alliancen fielen ungefähr eben ſo widerſinnig aus. — Alle Welt war unzufrieden — Nur die ächten Nimrods-Söhne nicht, welche dieſe Arrangements (ganz gleichgültig über ihren Ausfall) mit heimlichem Vergnügen ſahen — Denn, dachten ſie liſtig: erſtens, iſt es ja ganz unmöglich, daß eine Dame nur fünf Minuten lang ſchweige; zweitens wollen die Damen unterhalten ſeyn, drittens müſſen die Herren mit ihnen ſprechen; folglich wird der Fuchs dort nicht hinlaufen, — folglich kommt er zu uns, — folglich werden wir eine gute Jagd machen.

Das böſe Spiel war angefangen, mußte ausgeſpielt, und es mußte gute Miene dazu gemacht werden. Die glücklichen Paare trennten ſich nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen, unter dem Verſprechen, beim Frühſtück die Begebenheiten ihres ephemeren Doppelſeyns getreulich zu beichten.

„Es iſt zum erſtenmal in meinem Leben" — ſagte Prinz Arnold zu ſeiner ſchönen Begleiterin — „daß Ihre Hand mir ein Glück zugewendet hat."

— „Wenn meine Hand es mit Abſicht gethan hätte" — verſetzte Alma — „ſo würd' ich ſie verbrennen!"

Der Ton dieſer Worte klang wie ein freundliches Lachen. Aber ihre Augen ſagten deutlich genug, daß aus dem Scherz eine feindliche Wahrheit ſprach.

„Wollen Sie denn für mich immer nur eine Roſe mit tauſend Dornen ſeyn?"

— „Still! dort kommt etwas!"

„Ein Rehbock!" — flüſterte der Leibjäger, indem er dem Prinzen die Flinte gab — „er kommt gerade auf uns zu."

Der Prinz legte an. Indem er losdrückte ſtieß Alma ihn an den Arm. Der Schuß ging vorbei. — Der Rehbock machte einen Sprung, als wollt' er ſich gegen die Schöne für ſein gerettetes Leben bedanken — hin flog er.

Der Jäger fluchte zwiſchen den Zähnen. Der Prinz, in der That über den Fehlſchuß ſehr verdrießlich, warf ihr einen grimmigen Blick zu.

„Nehmen Sie mir's nicht übel! Das war zu ſtark!"

Sie wollte ſich halb todt lachen, und rief, in die kleinen Hände klatſchend:

„Sehen Sie — das war Abſicht! kein Lotterie-Loos wie vorhin!“

Die Gräfin hatte, als ſie vorhin Otto's Namen erblickt, einen Augenblick geſchwankt, ob ſie nicht das Papier zerreißen und ihm vor die Füße werfen ſollte? Ihr Stolz hielt ſie davon ab. Der Narr möchte ſich einbilden, daß ſie ihn fürchte. — Vielleicht triumphirte er ſchon jetzt über die Verlegenheit, in welcher er ſie zu ſehen hoffte. Den Hochmuth wollte ſie ihm ausſtäuben.

Er ſelbſt war übrigens von dieſem tête à tête gar nicht ſonderlich erfreut.

„So ſtumm und nachdenklich?“ — ſagte er endlich nach einer ziemlich langen Pauſe.

— „Merkwürdige Prätenſion!“ — verſetzte ſie raſch. — „Soll ich Sie etwa unterhalten? — Sprechen Sie einmal etwas Intereſſantes, worauf zu antworten der Mühe werth iſt.“

„Intereſſant und mühſam genug“ — ſagte er — „wollt' ich es Ihnen ſchon machen. Aber da mein Himmel von den Wolken Ihres Zorns ſchon ganz verdunkelt iſt, ſo wüßt' ich nicht, warum ich mir noch mehr Gewitter auf den Kopf ziehen ſollte.“

— „Mein Zorn?“ — hohnlachte ſie mit Achſelzucken. — „Sie bilden ſich tauſend Dinge ein, welche nirgends exiſtiren, als in Ihrer hohlen Phantaſie.“ —

Otto war von dem unglücklichen Gedanken ergriffen, ob es ihm nicht möglich seyn sollte, die Gräfin zu einer plötzlichen Versöhnung zu bringen, in welcher aller Vortheil auf seiner Seite geblieben wäre.

„Desto besser" — antwortete er — „desto besser für mich, und auch für Sie. Denn existirte der Zorn wirklich, wie ich es mir gedacht habe, so thäten Sie mir damit das schreiendste Unrecht. — Sie glauben, ich hätte überraschen wollen, und leider war ich der Ertappte."

— „Wovon sprechen Sie?"

„Von dem letzten mal, wo ich das Glück hatte, Sie unter vier Augen zu sehen."

— „Dieses letztemal" — sagte sie, und sah ihm dabei scharf und fest in die Augen — „war in meinem Zimmer. Daß Sie die Stirn haben, mich an Ihre damalige gegen mich begangene Impertinenz zu erinnern, ist mehr, als ich selbst von Ihnen erwarten durfte. Indessen Sie haben es gewagt — — und so verbiet' ich Ihnen, (Sie hätten sich es selbst verbieten sollen!) je wieder daran zu erinnern, auch nur mit einem einzigen Wort! — Oder dies ist das letzte, welches Sie im Leben von mir vernommen haben!"

Er wollte etwas erwiedern. Sie bat ihn zu schweigen und auf seine Jagd zu sehen. Er ärgerte sich zum Schwarzwerden. Und doch mußte er heim-

lich die Geiſtesgegenwart bewundern, womit ſie mitten in ihrer Feindſeligkeit zu verſtehen gegeben hatte, was ſie von ihm begehre.

Bisher war auf dieſer Seite der Wald ſtill geblieben. Jetzt kam die ganze Meute kliff! klaff! dort über den Hügel, und vor ihr her durch den Grund ein Fuchs in voller Flucht.

„Hätten Sie nicht Luſt?“ — fragte Otto, indem er Joſephinen ſeine Flinte anbot — „Sie können dann wählen — ihn oder mich.“

— „Iſt eine Kugel darin?“ — fragte ſie, das Gewehr in die Hand nehmend.

„Leider nein! — Aber die Mündung aufs Herz geſetzt — wäre der Schrot auch genug.“

Der Fuchs war jetzt beinahe ſchußgerecht.

„Was thäten Sie nun wirklich, wenn ich jener dort wäre?“ flüſterte Otto.

Sie ließ das Gewehr ſinken, Reineke paſſirte unangefochten weiter.

„Alſo Gnade?“ fragte Otto.

— „Weil ich es nicht der Mühe werth fände!“ — ſagte ſie höhniſch, indem ſie die Flinte mit einer nachläſſigen wegwerfenden Bewegung an den Baum fallen ließ.

Es war ein giftiger, bitterer eiſiger Trunk, den ſie ihm da kredenzte. Und der Blick, mit welchem ſie fragte: Wie ſchmeckt's? — ging noch ſchärfer ins Blut.

Die Gespräche zwischen Frau von Runolt und dem Prinzen Hugo waren viel liebreicher und solider. Zuvörderst hechelten sie die übrige Gesellschaft der Reihe nach durch. Dann tadelte Frau von Runolt den Jagdanzug des Prinzen mit unbarmherziger Kritik. Sie hatte zwar dazu eigentlich gar keine Veranlassung. Aber sie konnte die Gelegenheit, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, doch nicht so ungenutzt vorüber lassen. Und mit welchem Vergnügen sah sie den schmerzlichen Effekt! Denn wie konnte man den Prinzen tiefer verwunden, als wenn man seine Eleganz bestritt! Indem sie ferner bedachte, daß Baron Soltar ihrem Hause, das heißt ihrer Tochter, viel zu wenig Aufmerksamkeit beweise, dagegen mit Josephinen und mit Alma in mehr als verdächtigem Conversationsverkehr stehe, fand sie es gerathen, dem Prinzen in Beziehung auf die Gräfin einige Eifersuchtsteufelchen in die Ohren zu blasen.

Während sie noch blies, kam ein Spießer den Hohlweg herauf. Ein Hirsch ist gewiß ein edles vornehmes Thier, ein Geschöpf, welches vor allem Wild auf einen poetischen Charakter Anspruch machen darf. Und die Jagd ist wenigstens als ein *ritterliches* doch auch ein *romantisches* Vergnügen. — Frau von Runolt aber gehörte zu den armen gemeinen Seelen, die weder im Leben, noch in der Kunst, noch in der Natur etwas Poeti-

ſches kennen und gelten laſſen, ſondern die ganze Schöpfung gewiſſermaßen als eine große ökonomiſche Anſtalt, einen Küchengarten oder eine Speiſekammer betrachten. Sie beſaß das trübſelige Talent, jeder poetiſchen Idee einen dicken, proſaiſchen, waſſerdichten Ueberrock anzuziehen, in deſſen Flaushülle kein Teufel die Göttin wieder erkannt hätte. Und ſo fragte ſie jetzt auch den Prinzen, welcher vermöge ſeines fürſtlichen Jagdvorrechts auf den Hirſch geſchoſſen und ihn niedergeſtreckt hatte: wie viel Pfund der nun wohl wiege? — Und ob er an den Hofküchenmeiſter abgeliefert, oder verkauft werde?

„Ich werde mir ihn ausbitten" — ſagte Prinz Hugo mit einem ſchwärmeriſchen Blick — „und mich glücklich ſchätzen, meine Beute Ihnen als bouquet de chasse zu Füßen zu legen."

Frau von Runolt lächelte huldreich, indem ſie den Mund wie einen Arbeitsbeutel zuſammen zog, und überſchlug im Stillen, in welchen verſchiedenartigen Geſtalten der junge Monarch des Waldes ihre Tafel meubliren ſollte.

Trotz aller Dankbarkeit aber vermochte ſie doch nicht die Bemerkung zu unterdrücken: der Prinz habe den Hirſch ziemlich ſchlecht, wenigſtens gar nicht recht weidmänniſch geſchoſſen.

Das Horn des Oberjägers rief nun die Jagd wieder ab. Zugleich gab eine luſtige Fanfare das

Signal zum Frühstück. Die einzelnen Paare versammelten sich wieder. Es schien nicht, als ob die Damen von ihrem Beichtstündchen sonderlich erbauet wären. Man sah nur ernsthafte Gesichter. Und wenn sie sich jetzt erheiterten, so hatte die Erinnerung an die nächste Vergangenheit keinen Theil daran. Es war die Freude der Erlösung und die Aussicht auf ein gutes Frühstück. Diesem entgegen zog man jetzt zum Königsbrunnen. In einem engen Thal zwischen zwei steilen Waldhügeln sprudelte ein heller starker Quell aus der Tiefe. Seit undenklichen Zeiten war er mit rauhen mächtigen Granittafeln eingefaßt. Er hieß der Königsbrunnen aus einer alten Tradition von einem fabelhaften Nibelungischen, Merovingischen oder Karolingischen Monarchen, der auch dem Walde seinen Namen gegeben. In die Wand des einen Hügels war ein tiefer Einschnitt gemacht worden, welchen die überhängenden Gebüsche zu einer geräumigen Grotte bildeten. Hier waren steinerne Tische und Rasensitze — jetzt mit Teppichen und Polstern bedeckt — unten rieselte der geschwätzige Quell — seinem Lauf nachblickend sah man durch die Oeffnung des Thals hinab, in die sonnige Ebene, bis zu den Thürmen der Stadt und den blauen Bergen dahinter. Nach der andern Seite hinauf stieg eine reizende Wildniß mit Hügeln und Felsen über einander gestuft empor. Man hätte

zu einem Waldfeſte keinen anmuthigeren Platz aus-finden können.

Die Stirnen erheiterten ſich auffallend, als jetzt an die Stelle jener gewaltſamen Verloſung das freiwillige Zuſammenfinden einzelner Paare trat. Hier vertheilten ſich die Duettpartheien nun etwas anders. Der Legationsrath Stahl eilte ſogleich unter die Fahne ſeiner Generalin. Alfred hatte nur Eugenien von ſeinen Nimrodsthaten zu berichten; und da auch Prinz Hugo der Frau von Runolt untreu ward, um Joſephinen nach der Bedeutung des finſtern Wölkchens zu fragen, welches auf ihrer ſchönen Stirn ſchwebte — ſo fand Otto es ganz paſſend, ja nothwendig, in ähnlichem Intereſſe ſich zu Alma zu geſellen. Hatte er doch den ganzen Morgen kaum ein paar Worte mit ihr gewechſelt! — Das ſah ja verdächtig aus! — Was ſollten die Leute von ſolcher Fernhaltung denken? — Mußte ſie das nicht eben auf wunderliche Gedanken bringen? — Mußte er nicht dergleichen zu verhindern ſuchen?

Es war ein Tag lebender Gemälde. Von allen bisher vorgekommenen Gruppen ſchien aber dieſes Dejeuner-Tableau allen am meiſten zu behagen. Jeder fand ſeine Rechnung dabei. — Die Herren, ihre Damen bedienend, oder zu den Füßen derſelben auf den Raſen hingeſtreckt, waren nun endlich

an ihre rechten Plätze gekommen, und ſuchten alles bisher Verſäumte wieder einzubringen.

Vor allen indeſſen ward zunächſt dem Koch des Prinzen gehuldigt. Die Damen ſelbſt fanden es gerathen, nicht über die Bedürfniſſe der ſchwachen menſchlichen Natur erhaben zu ſeyn, ſondern vielmehr ſich eines herzlichen Appetits zu erfreuen.

„Deliziös!“ rief ein dicker Oberſt, und hieb mit glänzendem Erfolg in die Paſtete ein, welche ihn zum zweiten Mal präſentirt wurde.

Frau von Runolt folgte ſeinem Beiſpiel — doch konnte ſie die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man die Geſellſchaft wahrſcheinlich im Trüffelſuchen üben wolle, man würde ſonſt nicht ſo ſparſam damit umgegangen ſeyn.

Sie begnügte ſich übrigens nicht bei dieſem Ausfall, ſondern, nachdem ſie den erſten Heißhunger bezwungen hatte, fanden ihre Zähne hinreichende Muße, die ganze Jagd mit biſſiger Kritik anzufallen. Von allen Herren wäre, den Prinzen Hugo ausgenommen, kein Einziger, der nicht wenigſtens dreimal fehlgeſchoſſen hätte.

Damit brachte ſie ein gefährliches Capitel auf die Bahn. Wer kennt nicht die Bandwurm-Natur der Jagdgeſchichten? — Je öfter abgeſchnitten, deſto ſchrecklicher! Jeder Theil lebt als ein neues Ganzes mit friſcher Energie auf ſeine eigene Hand fort. Es iſt eine Saat von Drachenzähnen, die als ge-

harnischte Jäger, als Eber und Wölfe auferstehen — Was Eins war, werden Hundert! — Und hier galt es nicht blos alte Geschichten. Man war auf dem Fleck. — Hier war der Boden neuester Ereignisse, das frische blutgesprengte Schlachtfeld der Gegenwart — und Jeder war der Held seiner Thaten! — Wer dergleichen erlebt hat, kann sich den Galimatias denken.

Otto nahm keinen Theil daran. Während zwanzig Stimmen durch einander disputirten, und selbst die Damen lebhaft darein sprachen, theils den Schützen, bei welchen sie gestanden, das Wort redeten, theils die verlangten Zeugnisse verweigerten — benutzte Er, seitwärts neben Alma sitzend, den Aufruhr, um ihr einige halblaute Reden zuzumurmeln, welche auch nur sie hören und auch nur sie verstehen konnte. Sie saß in der reizendsten Stellung, das Köpfchen an einen schlanken Baumstamm gedrückt, auf ihren Lippen blühete ein süßes Lächeln; unter den schwarzen Wimpern stahl sich ein Seitenblick zu ihm — ein Flammenblick! — wie ein Blitzstrahl schoß er ihm ins Blut — daß es zu sieden anfing! —

Er konnte neben Alma weg sämmtliche Damen des Halbkreises übersehen, vergleichen. War Eine, die es mit ihr aufnahm? — Vom Kopf bis zum Fuß war alles an ihr überwiegende Lieblichkeit, Schönheit, Vollendung — ja bis zum Fuß, im

ſtrengſten Wortverſtand! — Hier auf dem Raſen wimmelten eine Menge kleiner Füße in den niedlichſten Brodequins und Stiefeletten, braunen, grünen, ſchwarzen, blauen, durch einander — Aber wie weit an Zierlichkeit der Form, an Grazie der Bewegung, war Alma den übrigen voraus. Kein anderer Fuß durfte ſich neben dem ihrigen ſehen laſſen.

„Was giebt es denn hier ſo emſig zu ſuchen?" — fragte Alma, indem ſie ſeinen Blicken folgte.

Er ſagte ihr, welche Vergleichung er ſo eben angeſtellt.

„Ich weiß es" — ſagte ſie mit ruhigem Lächeln — „die andern wiſſen es auch; ſie müſſen es anerkennen, und darum beneiden ſie mich. Es iſt an mir ſo wenig zu beneiden. Den kleinen Vorzug könnten ſie mir doch gönnen."

„Möchten Sie ernſtlich ſo undankbar gegen das Schickſal ſeyn?" — fragte er — „Wenig zu beneiden?"

„An meiner kleinen Perſon" — erwiederte ſie — „weiß ich wahrhaftig nicht viel zu finden — Aber die kleine Perſon ſelbſt" — ſetzte ſie leiſe hinzu — „iſt freilich die beneidenswertheſte unter der Sonne!"

Es lag in dieſem hingeflüſterten vertraulichen Wort eine Innigkeit, in ſeinem Ton eine Wahrheit,

um Thränen in jedes andere Auge zu locken. Otto's Augen wußten nichts vom süßen Weh der Thräne; sie konnten nur brennen und zünden. — Aber in seinem Herzen war ein Echo, welches ihn in sich selbst, vor sich selbst erzittern machte. Er war eine Memnonssäule, deren Granit dem Sturm, dem Regen, dem Wind, der Wüste mit ruhiger Stirn entgegentrotzt, aber, vom Strahl des Morgenroths berührt, mit einem harmonischen schmerzlichen Klang bis in ihre innerste Tiefe erbebt.

— Die Beneidenswertheste unter der Sonne! hallte es in seiner Brust wieder. — Und sein Gewissen schrieb mit blutiger Hand ein großes Fragezeichen hinzu.

Prinz Arnold sah Otto's und Alma's vertrauliches Gespräch mit eifersüchtigem Zorn. Er erzählte nun laut vor der ganzen Gesellschaft, wie Alma's zarte Barmherzigkeit einem Rehbock das Leben gerettet. Er spottete ihres mitleidigen Herzens nicht eben auf die feinste Weise, und sagte über den Tisch herüber: „Mir scheint überhaupt, der Himmel, welcher Sie so grausam gegen uns Menschen erschaffen, hat Ihnen eine besondere Neigung zu den Thieren gegeben, und vorzüglich zu wundersamen Bestien, die aus der Ferne kommen — Hyänen, Papagayen, Waldteufel!"

„Ihr Einfall" — antwortete Alma rasch — „ist so witzig, daß ich ihn nicht verstehe. Aber des-

halb lache ich doch pflichtschuldigst aus vollem Herzen. Und das ist es ja wohl nur, was Sie verlangen?"

Frag' und Antwort waren gleich unfreundlich und im nämlichen scharfen Accent absichtlicher Kränkung gesprochen. — Prinz Arnold wollte etwas Heftiges erwiedern. Indessen hielt er an, und begnügte sich, mit einer halb spottenden Verbeugung zu sagen: „Diesmal hat Ihr Herz das meinige errathen. Seltenes Glück!"

Die Gräfin lachte, als hab er etwas ausnehmend Geistreiches gesagt, und es fehlte nicht an einem Beifall lächelnden Chor.

Otto glühte vor innerm Grimm. Doch mußte er schweigen. Wie durfte er sich hier einmischen? Jedes Wort aus seinem Munde hätte unter diesen Umständen Alma aufs Empfindlichste compromittirt. — Er würgte es hinunter. — Aber dabei die höhnischen lauernden Gesichter sehen zu müssen! — Hugo! — Raimund! — den Hofmarschall! — Es war eine riesenhafte Anstrengung!

Diese kleine Scene war das Finale des Frühstücks. Manchen Damen kam es freilich zu schnell, denn mit ihm nahm auch ihr Antheil an den Freuden dieses Tages sein Ende. Von jetzt an gab es nämlich kein Zusammentreffen der Gesellschaft wieder, als bei der Mittagstafel, welche auf dem Jagdhause gehalten werden, und eine Jägermahlzeit im

vielbedeutenden Sinne des Worts, mit endloſen Flaſchen und ſchrankenloſen Redensarten ſeyn ſollte — den Damen ſo unzugänglich, wie einem guten Genius die Pforten der Hölle.

Dort kamen die Wagen ſchon den ſteinigen Waldweg heruntergeraſſelt — Geſchirr, Plattirung, Livreen glänzten in den Sonnenſtrahlen, welche ſchräg zwiſchen den Stämmen hereinfielen. Die Damen bereiteten ſich zur Abfahrt — die zierlichen Figuren verſchwanden in dem Faltenwurf eleganter flatternder Mäntel. — Während der Begleitung an den Schlag, ward noch mancher freundliche Blick, manches vertrauliche Wort gewechſelt. Alma ging neben der Generalin, mit welcher Otto ſich in ein lebhaftes Geſpräch eingelaſſen hatte. Es führte ihn nothwendig an den Wagen der beiden Damen. Er hatte von der Geliebten keinen zärtlichen Abſchiedsblick erhaſchen können; ſie fürchtete Aureliens ſcharfe Augen. Doch als er ſie in den Wagen hob, verwickelte ſich der niedliche Fuß in den Mantel, ſie fiel zurück an ſeine Bruſt; er war ſo wenig eilig, ſie wieder aufzurichten, als die ſchöne Hingeſunkene ſelbſt — die Gelegenheit war mindeſtens einem freundlichen Händedruck günſtig.

Prinz Arnold ſah ihr von Weitem nach und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Wenn die Hexe nur nicht ſo verteufelt hübſch wäre! — Ich wollte

ſie gewinnen; es ging nicht. Jetzt will ich ihr zürnen; es geht auch nicht!“ —

Gräfin Dolm warf aus der Ecke ihrer Kaleſche, in welcher ſie ſich bequem hineindrückte, dem Prinzen Hugo einen letzten mehr als freundlichen Blick zu —

„Werden Sie Wort halten?“

„Zählen Sie auf mich“ — verſetzte er, die Hand auf der Bruſt — „Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn.“

„Halloh!“ — rief ein dicker Landjunker, als der letzte Wagen davon rollte — „Das Frauenvolk ſind wir glücklich los! Nun ſoll der Spaß erſt angehen! Was der Prinz nur davon hat, uns die Zierpuppen aufs edle Waidwerk zu bringen! — — Das plappert und knixt, und hat ſo große Hüte mit bunten Flaggen! — Ja! Wenn man das Wild verlappen wollte, dazu wären ſie gut! — Können ſie ſich nicht in der Stadt genug die Cour machen laſſen? — Männer fangen ſie hier doch nicht!

Jetzt wurde gejagt und gejagt, bis das letzte Revier durchgetrieben war, und ſchon die Dämmerung einbrach. Man hatte die Gegend des Jagdhauſes erreicht, und ſah die weißen Mauern, von der untergehenden Sonne leicht angeröthet, über die breite waldumſchloſſene Wieſenfläche herſchimmern.

Otto hatte unter den Zuſchauern ſeinen Gutsnachbar, den Schulzen Staring bemerkt, und war

im Gespräch mit ihm, von der letzten Suche langsam hergegangen. An einem Kreuzwege hielt Staring mit den Worten: „hier geht's für mich ab nach Rehweiler — Sind Sie denn seit Ihrer Heimkehr schon wieder — er zeigte nach dem Jagdhause — in der verhexten Burg gewesen?"

Otto hatte mit Starings und Herborns Hülfe die halbverlöschten Bilder jener Begebenheit in seinem Gedächtniß wieder aufgefrischt. Manches indessen, wovon jene nichts wußten, und was doch für den Zusammenhang wesentlich zur Sache gehörte, war ihm lückenhaft geblieben. Herborn kannte überhaupt den ganzen Vorgang nicht anders als aus Erzählungen. Staring war nur ein halber Augenzeuge gewesen, und Otto selbst konnte, nach der langen Reihe von Jahren und Abenteuern viele einzelne Züge nicht wieder finden, obgleich doch sonst die Jugenderinnerungen sich durch alles nachher dazwischen Stürzende, stets wieder durcharbeiten, und mit immer frischem Glanz über die andern erblindeten Bilder späterer Jahre kräftig und keck hervorragen. Auf Starings Frage sah er nach dem Schloß hinüber, und sagte kopfschüttelnd: „Noch nicht. Aber" — setzte er lachend hinzu, indem er den Hofmarschall bemerkte, welcher hinter ihnen aus dem dem Walde kam — „vorangeschickt hab' ich schon einen!"

„Nun" — versetzte der Schulz — „so möge Ihnen der erste Einzug dort wohl bekommen. Ich mein' es recht ernstlich. Denn eigentlich hat das alte verwünschte Castell noch keinem Menschen Glück gebracht. Als wär' es recht dazu verdammt, muß immer etwas Unheimliches darin passiren. — Guten Abend — Gott befohlen, Herr Baron!"

Otto betrachtete, während er darauf zuging, das Jagdschloß genauer. Es bestand aus einem Hauptgebäude mit vorspringenden Flügeln, an deren äußerste Enden sich zwei gethürmte Pavillons lehnten. Der eine derselben dort links am Teich, war seit jener Nacht, welche dem Baron im Gedächtniß lag, nicht wieder geöffnet, viel weniger bewohnt worden. — War es nun die Macht der Erinnerung? Oder hatte er wirklich ein mehr verfallenes Ansehn als die übrigen Theile des Hauses? — Schien es doch wirklich, als ob eine schwarze, schwere Hand die Fensterjalousien verschlossen, ihre Riegel und Bänder mit verjährtem Rost überzogen und ein Kreuz darüber geschlagen hätte, daß sie keinen fröhlichen Lichtstrahl, keinen frischen Lufthauch je wieder einlassen sollten.

Von diesen Bildern und Gedanken bewegt, trat er in die große gewölbte Vorhalle. Aber heute sah es hier gar nicht gespenstig und unheimlich aus. Helle Lampen, geschäftig hin und herlaufende Diener, frohe Stimmen brachten ein fröhliches Leben

in die alten Mauern. Durch einen Seitengang zog ein erfreulicher viel versprechender Duft aus der Küche herüber. — Der Prinz trat jetzt auch von draußen herein, hieß Alle freundlich willkommen, und begab sich dann nach seinen Zimmern. Den Gästen wurden die ihrigen angewiesen. Otto fand sich mit Alfred in den ominösen Gemächern einquartirt, wo der Hofmarschall eine so üble Nacht hingequält hatte. Das Geschäft des Umkleidens war bald abgethan. Die Gesellschaft traf im großen Saal wieder zusammen, und kaum war der Prinz erschienen, so öffneten sich nach der andern Seite die Flügelthüren — und zeigten die herrlichste Aussicht auf eine kerzenhelle wohlbesetzte Tafel, von welcher manches aromatische leichtgekräuselte Gewölk wie Opferduft emporstieg. Kein Panorama von Neapel und Constantinopel hätte in diesem Augenblick solchen Effekt gemacht.

Nach der ersten Generalpause andächtiger Vertiefung in den großen Gedanken: wie herrlich der Schöpfer sich in seinen Werken durch die Vermittelung eines geschickten Küchenmeisters zeige! — erhob sich von Nachbar zu Nachbar der schwache Anflug eines Gesprächs. So verkündet über die glatte öde Fläche des windstillen Meeres her das plötzliche Luftkräuseln leichter Wellen den Anzug eines ersehnten Fahrwindes. Bald kommt die See im leichten Wogentanz daher — das Segel schwellt und

sauſt — hin fliegt das ſtolze Schiff — hier grüßt eine Flagge, dort ein Schuß — und plötzlich iſt das ganze Meer ringsum belebt. —

So brauſte das Geſpräch — Und kreuzweis über'n Tiſch herüber nnd hinüber ging's.

Prinz Arnold am mittelſten Platz der langen Tafel — rechts und links neben ihm Prinz Hugo und der Hofmarſchall — tenait le dé de la conversation. Gegenüber ſaß Herborn zwiſchen den beiden feindlichen Vettern. Der Hofmarſchall bemerkte mit großem Verdruß, daß die Zahl der Couverts dreizehn wäre, und machte dem Jägermeiſter Vorwürfe wegen der ominöſen Zahl.

„Ihr Bruder" — verſetzte Herborn — „trägt die Schuld. Wär' Er nicht ausgeblieben — ! — —"

Prinz Arnold neckte den Hofmarſchall mit ſeinem Aberglauben. Prinz Hugo erzählte: ſein Freund, der Lord Romley habe, als ihn auf ſeinem Landſitz, ein ähnlicher Fall überraſcht, zwei Tafeln, jede von ſechs Couverts, ſerviren laſſen, und er ſelbſt habe ganz allein an einem kleinen Tiſch in der Mitte des Saals ſeinen Platz genommen. Raimund fand den Zufall piquant, meinte, der Judas wäre doch ein ſehr intereſſanter Charakter, und fragte: wer in der Geſellſchaft ihn wohl am würdigſten repräſentiren möchte? — Er winkte dabei dem Prinzen Hugo einen boshaften Blick zu, welchen dieſer mit einem Lächeln erwiederte, deſſen unübertrefflich

feinen Ausdruck er oft vor seinem Spiegel probirt hatte.

Otto fühlte den Hieb.

„Warum wollen Sie" — fragte er seinen Vetter — „diesen Charakter, der Ihnen so interessant erscheint, nicht für sich nehmen?"

„Ich bin kein Freund von Usurpationen, und glaube, Jemand anders möchte der Rolle besser gewachsen seyn!" — versetzte Raimund spitz.

Prinz Arnold warf seinem Adjutanten einen finstern Blick zu, und zog mit einer verbindlichen Frage den zornglühenden Otto so schnell in ein anderes Gespräch, daß dieser es unmöglich fand, sich wieder gegen seinen Feind zu wenden.

Das Grund-Thema der allgemeinen Unterhaltung war natürlich die heutige Jagd. Vier unermüdliche Landjunker elaborirten die Geschichte derselben mit einer stupenden Genauigkeit und Sachkenntniß. Welche Controversen! Welche Verification der Thatsachen! Jeder Schuß, jeder Hahn, jeder Reh- und anderweitige Bock wurde controlirt und commentirt. Von den Hunden kam man auf die Pferde, auf Reiterkünste. Diese führten nothwendig zur Cavallerie; der dicke Oberst bemächtigte sich dieser seiner Domaine, und ging im Sturm zum unerschöpflichen Capitel des Militairs — Von da bedurfte es nur eines Schrittes in den Krieg und die Politik. Eine andere Tisch-Colonne war vom

Lob der Meute in ein anderes Gebiet verleitet worden. Eine Geſchichte vom Windſpiel einer Sängerin hatte ſie weit weg geirrt — hier kamen Mädchen, Theater, Damen, Anekdoten, wunderbar an Form und Inhalt, zur Discuſſion. Die ſchönſten Blumen aus dem reichen Garten der chronique scandaleuse wurden mit Feinheit und Geſchmack durchgemuſtert. Alfred und Stahl arbeiteten wetteifernd in dieſem Fach. Dazwiſchen klangen wie verirrte Lautentöne einzelne Bemerkungen über Bühnen, Literatur, Poeſie.

Die wild abgeriſſenen, raſch durch einander fliegenden Fetzen, gaben die buntſcheckigſte Jacke, welche jemals eine Converſation getragen hat.

Der dicke Oberſt. „Zwölftauſend Grenadiere —"

Stahl. „Bei der hübſchen Paroldi, geſtern Abend nach der Oper."

Prinz Hugo. „Wenn Napoleon nur gewollt hätte."

Erſter Landjunker. „So mußte der Fuchs auf den erſten Schuß liegen."

Alfred. „Und trotz ſeiner Schwächen bleibt Hernani ein unſterbliches Meiſterſtück."

Zweiter Landjunker. „Aber meine braune Stute iſt mir doch zehn Louisd'or mehr werth."

Dritter Landjunker. „Die ſteife Kracke? — Hätte Deinem Jungen neulich bald den Hals gebrochen."

Prinz Arnold. „In drei Monaten können wir in Paris seyn.“

Zweiter Landjunker. „Ja, der Narr meinte, er könnte nur so gerade hineinreiten.“ — —

Otto. „Vorausgesetzt, daß die Franzosen sich nicht wehren.“

Prinz Arnold. „Sie haben ja gar keine Generale.“

Stahl. „Dann freilich bleibt die Hegel'sche Philosophie der letzte Trost.“

Vierter Landjunker. „Aber mit der Kälberzucht wollt' es gar nicht mehr vorwärts.“

Prinz Hugo. „Mein Freund Wellington wird ihnen die Köpfe schon zurecht setzen.“

Herborn. „Ja, er fährt mit vieren aus der Linie — aber sonst ist er eine schreckliche Bestie, und darum werd' ich ihn auch fortjagen.“

Hofmarschall. „Den hoff ich bald wieder auf einem zweiten Waterloo-Felde zu sehen.“

Raimund. „Wenn die Canaille durchaus Krieg will, soll sie bald genug im eigenen Blut ertrinken.“

Ein Jäger. (Wein präsentirend). „Chambertin und St. Peray.“

Prinz Hugo. „Etwas Gutes ist aus dem verdammten Lande noch nie gekommen.“

Kammerdiener. (hinter dem Stuhl des Prinzen) „St. Peray und Chambertin.“

Prinz Arnold. „Wäre die Dauphine nur in St. Cloud gewesen!"

Stahl. „Ja, sie ist ein niedliches Kind — aber zugleich eine schreckliche Gans."

Prinz Arnold. „Marmont hat seine Sache schlecht gemacht. Bourmont würde ganz anders agirt haben."

Otto. „Wahrscheinlich doch mit noch weniger Erfolg. Es war eine verlorne Sache."

Prinz Arnold. „Nun, heute verloren, morgen gewonnen — wie im Spiele (zum Prinzen Hugo) Legen Sie nachher nicht eine kleine Bank auf?"

Prinz Hugo. „Mit Vergnügen. — Aber ich bitte, loben Sie nur den Ueberläufer von Waterloo nicht! — Ein Mensch, der seinen großen Kaiser verrieth! — Wie kann der nur einen Kopf haben?"

Prinz Arnold. „Damit sprechen Sie ein paar Millionen Köpfe weg — halb Frankreich hat das Nämliche gethan."

Prinz Hugo. „Darum ist mir auch die Nation ein Abscheu!"

Prinz Arnold. „Bourmont hat übrigens bei Algier wohl gezeigt, daß er ein Mann für große Unternehmungen ist."

Otto. „Nach solchen Vorbereitungen gegen solchen Feind, war das Kunststück nicht so unge-

heuer groß. Und am Ende hat die Flotte doch das Meiſte gethan."

Der dicke Oberſt. „Das kann ich doch nicht finden."

Ueber dieſen Punkt gab es einen lebhaften Streit, welchen Prinz Arnold mit der Frage endigte: ob Baron Soltar den Admiral Duperré kennen gelernt? Wie er ausſehe?

„Dort am Kamin" — ſagte Otto — „hängt ein Bild, welches ihm auffallend gleicht."

Der Prinz wandte ſich darnach um. „Das iſt mein Großonkel, der dies Jagdhaus erbauet hat. — Erbauet kann ich eigentlich nicht einmal ſagen; denn kaum war das Hauptgebäude unter Dach, ſo fiel er über die ſteinerne Treppe herunter, brach ein paar Rippen und ein halbes Jahr nachher war er todt. Es iſt überhaupt" — er ſah an den Wänden und der Decke umher — „von Anfang an für unſere Familie immer ein recht ominöſes Haus geweſen."

Er ſchwieg eine Weile. Dann wandte er ſich plötzlich wieder gegen Otto mit der Frage: was er vom Tode des Grafen Laſſigny wiſſe?

„Daß er in dieſem Schloß geſtorben iſt" — verſetzte Otto, nicht wenig betroffen über die Berührung eines Gegenſtandes, die er vom Prinzen am letzten erwartet hätte.

„Das wissen wir Alle" — versetzte Arnold — „aber die Veranlassung seines plötzlichen Todes?"

„Das unglückliche Duell, was auch Ihrem Herrn Bruder das Leben kostete."

„Danach frag' ich nicht. Aber es ist noch sonst etwas in der Geschichte, ein Geheimniß. Sie müssen es wissen."

Alle Blicke waren auf Otto gerichtet. Raimund lehnte sich über den Tisch, und zielte, an Herborn vorbei, auf seinen Vetter mit einem Augenpaar, das wie ein Doppelgewehr losblitzte.

„Sie wissen es!" wiederholte der Prinz.

— „Woher, wenn ich fragen darf, wissen Sie denn, daß ich es weiß?"

„Gleichviel. Was steckt dahinter?"

— „Ein Geheimniß allerdings, und ein Geheimniß, welches ich Niemanden mittheilen, am wenigsten in einer so zahlreichen Gesellschaft erzählen dürfte."

„Das klingt ja sehr gefährlich."

— „Es ist im Grunde doch ziemlich gleichgültig — die Geschichte liegt beinahe zwanzig Jahre zurück — kann jetzt kein Interesse mehr haben; und darum denk' ich, lassen wir die Todten ruhen."

„Wo fiel das Duell vor?"

— „Drüben im Thurm, der auf den Teich hinaussieht."

„Wann war es doch?"

— „In der Nacht vom siebenten auf den achten März."

„Graf Lassigny soll ein bedeutendes Vermögen hinterlassen haben? — Man sagt, der Prozeß darüber sey noch nicht beendigt."

— „Ich habe darüber sehr directe Nachrichten Denn seltsam genug war der erste Europäer, mit welchem ich nach meiner Jahre langen Gefangenschaft in Algier zusammentraf, aufs Lebhafteste bei dieser Begebenheit interessirt."

Er erzählte nun die Erneuerung seiner Bekanntschaft mit dem Obersten Villaret.

Alles horchte genau auf. Am meisten Raimund, welcher übrigens bei den genauen und unbefangenen Mittheilungen des „Usurpators" den Ausdruck einer abermals getäuschten Hoffnung nicht verbergen konnte. Prinz Arnold warf ihm einen Spottblick des Bedauerns zu, und drang aufs Neue in Otto wegen der eigentlichen geheimnißvollen Ursache, die das nächtlich abenteuerliche Duell zwischen seinem Bruder, dem Prinzen Albert, und jenem Grafen Lassigny herbeigeführt hätte. — Otto entschuldigte sich mit Wiederholung seiner Weigerungsgründe. Der Prinz wollte sie nicht gelten lassen. Erhitzt vom Gespräch und vom Champagner, welcher seit einer halben Stunde reichlich geflossen war, rief er:

„Es ist eine Liebesgeschichte dabei! — Sie sind darin verwickelt gewesen. Ich will es wissen!"

— „Gnädigster Herr — ich war ein paar Jahre jünger als der verstorbene Prinz. Mein Antheil an der Begebenheit war höchst zufällig und unbedeutend. Sie können nicht verlangen, daß ich eine Sache verrathe —"

„Die mich so nah angeht?" — rief der Prinz — „Sie müssen und sollen beichten!"

— „Verzeihen Sie — Aber ich darf und werde nicht."

Unwillig über Otto's Hartnäckigkeit warf der Prinz den Stuhl zurück, und ging in den anstoßenden Saal, wohin ihm die Gesellschaft folgte. Er sprach lang und eifrig mit dem Rittmeister. Dieser antwortete eben so lebhaft, und in seinen Geberden lag ein: hab' ich es nicht gesagt?

Der Wein hatte alle Köpfe erhitzt. Prinz Hugo forderte Karten und schüttete einen Haufen Gold auf den Tisch.

„Messieurs! Faites votre jeu! — Tout va! — Attention! — Rien ne va plus! — Cinq et deux! —"

Prinz Arnold nahm ein Glas Champagnerpunsch, welcher eben herum gereicht wurde, und trank es dem Obersten zu mit den Worten: „heut über ein Vierteljahr in Paris!"

„Von ganzem Herzen!“ — erwiederte der Oberſt, indem er Beſcheid that — „Zweimal bin ich ſchon in das Neſt als Sieger eingezogen; wünſche mir nichts Beſſeres, als das Jakobinervolk zum Drittenmal zuſammen zu fuchteln!“ Der Prinz zog eine Karte aus ſeinem Buch. „Zehn Louisd'or auf den König! Vive Charles dix!“

„Zehn Louisd'or auf den erſten König, welcher verliert!“ — rief Otto — „Wollen Sie die Wette halten?“

„Ich halte Alles!“ — verſetzte Prinz Hugo — „Roi perd! — Huit gagne!“

Prinz Arnold warf ſeine zehn Louisd'or zu Hugo's Geldhaufen. Dieſer ſchob ſie gegen Otto hin. — Otto ſagte: „jetzt gewinnt der König — Zwanzig Louisd'or auf den König. Vive Louis Philippe!“

„La Dame — et — le Roi!“ —

„Der hat den Teufel im Leib!“ — flüſterte der Hofmarſchall ſeinem Nachbar zu — „ich ſagt' es ja wohl!“

Prinz Arnold und ſeine Freunde ſahen mit Neid und Groll auf Otto, dem wirklich ein Dämon die Karten zuzuſchlagen ſchien. — Alfred verbiß mühſam ein lautes jubelndes Lachen — Die Spieler ſchrieen über das grenzenloſe Glück des Barons und beſetzten ſeine Karten.

„Das iſt nur der Anfang!“ — ſagte Prinz Arnold — „das Blatt kann ſich bald wenden.“

„Gegen Ihre Prophezeihung, gnädigſter Herr“ — verſetzte Otto im höflichſten Ton — „werd' ich ſchwerlich beſtehen.“

„Da iſt der Judas!“ — rief Raimund, indem er den Buben zog, und zugleich ein Glas Punſch hinunterſtürzte — „der muß gewinnen! Solche Burſche haben ein raſendes Glück!“

„Attention!“ — ſagte Otto — „ich biege auf die Dame.“

„Haben Sie Glück bei den Damen?“ — fragte Prinz Hugo ſpöttiſch.

„Wir wollen ſehen!“ — verſetzte Otto.

„Alſo — die Dame Ihrer Gedanken?“

„In welchem Almanach findet ſich wohl ihr Name?“ — ſtammelte Raimund, dem der Zorn und der Rauſch zu Kopf ſtieg.

„Rien ne va plus!“ — fuhr Prinz Hugo fort, der eine Ehre darin ſuchte, im entſchiedenen Guignon das kalte Blut eines vornehmen erprobten Spielers zu bewahren — „Le valet! et — la Dame!“

„Das iſt zu toll!“ hieß es von allen Seiten.

Raimund zerriß ſeinen Buben. „Dem Hund hätt' ich es vorher anſehen können, daß er mich betrügen würde! Hab' ich ihm doch nie getrauet.“

„Spielen Sie immer so lebhaft?“ — fragte Otto, indem er sich mit untergeschlagenen Armen in seinen Stuhl zurücklegte, und dem Rittmeister einen herausfordernden Blick zuwarf.

„Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“ versetzte Raimund; doch, von Otto's flammenden Augen getroffen, minder scharf, als er sich es vorgenommen hatte.

Die übrigen Spieler sahen, stießen sich an, einige flüsterten sich bedenkliche Worte zu.

„Nicht das Mindeste!“ — sagte Otto — „wenn es Ihnen Vergnügen macht, kann mir es nur angenehm seyn.“

Prinz Hugo wollte fortfahren.

„Attention!“ — rief Raimund — „Erlauben Sie, mit Vier-Groschen-Stücken zu pointiren?“

Prinz Hugo lächelte. „Warum nicht? Aber seit wann spielen Sie so moderirt? Ich kenne Sie ja sonst als einen determinirten Waghals.“

„Das war vor Zeiten!“ — sagte Raimund und seine Stimme bebte — „ehe der Judas (er warf den zerrissenen Buben unter den Tisch) mich um meine Aussichten brachte. Jetzt bin ich nur noch ein armer Rittmeister, der von seiner Gage nicht so glänzend agiren kann, als der Herr Baron Soltar!“ —

Er wußte kaum, was er ſprach. Der Ton aber, womit er „Baron Soltar" ſchnarrte, war die Stimme der ſchroffſten Verachtung.

Otto ſprang auf, bleich, mit glühenden Augen — „Herr Baron! Ihre Lebhaftigkeit nimmt eine Manier an!" —

„Meine Herrn! Meine Herrn!" — ſagte der Hofmarſchall — „Sie echauffiren ſich ohne Anlaß; und" — fügte er gedämpft hinzu — „Sie vergeſſen" —

Otto ſetzte ſich wieder hin — er ballte unter dem Tiſch beide Fäuſte — man ſah, wie er vor Grimm zitterte — aber er wußte ſeine Stimme zu bezwingen, und ſagte, als wenn er vom Wetter ſpräche, zu Raimund: — „Sie haben, wie Sie vorhin ſagten, Ihr Vergnügen an kleinen lebhaften Scherzen! — Ich will es heute nicht ſtören — und bin auch morgen zu allen freundlichen Dienſten bereit."

„Schön geſagt!" — antwortete Raimund — „Vergeſſen Sie es ja nicht."

„Ich werde Sie daran erinnern, wenn Sie erlauben!" ſagte Otto.

Es war eine Todtenſtille um den Tiſch — man hörte das Kniſtern der Lichter, man hätte das Picken der Taſchenuhren vernehmen können. — Herborn und Stahl gingen leiſe mit einander zu Rath, was zur Unterbrechung der unangenehmen

Scene, zur Abwendung ihrer böſen Folgen zu thun wäre. — Der dicke Oberſt hatte ſeine heimliche Freude daran. Prinz Arnold that, als ob er nichts davon merkte, ſondern ſchien ganz in ſeine Paroli's und Sir-Levà's vertieft, und da man allgemein dieſem Beiſpiele folgte, ging das Spiel ungeſtört ſeinen Gang.

Uebrigens ſchien jene Exploſion wie ein Gewitter die Luft gereinigt zu haben. Die Wettern, in der ſichern Ausſicht, einander morgen oder übermorgen die Hälſe zu brechen, ſaßen jetzt ganz friedlich bei einander. Aber von einer andern Seite drohte ein neuer Sturm loszubrechen. — Prinz Hugo, verdrießlich, daß Raimund ihm zuvorgekommen, hatte auch ein Gelübde gegen den verhaßten Baron zu lösen. — Geſchickt wußte er ſchon bei nüchternem Muth nichts anzufangen. Jetzt waren ſeine ſchwachen Lebensgeiſter vom Jagdtag, vom Bild der Gräfin, von Trüffelpaſteten und Champagnerdunſt umnebelt. — Wie ſollte ihn da etwas anhauchen, was menſchlicher Klugheit nur von Weitem ähnlich ſah? — Zudem ſtand eine hübſche Summe auf dem Spiele, und der Teufelsbaron hatte zwei Paroli und ein Sir-Levà vor ſich liegen.

„Auf die Dame!" ſagte Otto.

— „Immer die Dame!" — ſpöttelte Hugo

— „Glauben Sie denn wirklich ſo beſonders in ihrer Gunſt zu ſtehen?“

„So lange das Gegentheil nicht bewieſen wird“ — ſagte Otto — „darf man ſich es ja wohl einbilden.“

— „Ja, wer ſolch eine Einbildungskraft und Natur zu Abenteuern hat! — Coſack, Pirat, Soldat, Seefahrer, Baron, Mann des Hofs, Mann des Volks, Cavalier, Alpenhirt — ein tauſendfarbiger Proteus, deſſen wahre Geſtalt kein Menſch errathen kann!“ —

„Auf jeden Fall ſcheint ſie mir leichter zu errathen, als Ihr tiefſinniger Witz, deſſen Bedeutung ich mir noch zu erbitten habe.“

„Na?“ — ſagte Herborn — „bricht er nun auch mit dem los?“

„Wenn das ſo fortgeht“ — murmelte einer von den Landjunkern — „ſo kommen wir noch Alle an die Reihe.“

Prinz Hugo gab auf Otto's Frage keine Antwort. Mit vornehm blinzelndem Geſicht miſchte er die Karten, und ſagte: „Letzte Taille, meine Herren!“

„Letzte Taille?“ — wiederholte Otto, indem er aus ſeinem Buch Pique-As zog — „Spadille bedeutet einen Degen, mein Prinz — wiſſen Sie das? — Va banque!“

Er warf die Karte auf des Prinzen ziemlich klein gewordenen Goldhügel.

„Wie Sie wollen!“ — versetzte Hugo und schlug ab. „Trois perd — Sept gagne. Neuf et deux. Sept et — l'As! — Jeu fini!“

Prinz Hugo stand auf. Der Verlust ärgerte ihn, aber noch weit mehr die stolze Gleichgültigkeit, mit welcher Otto, ohne das Gold nur eines Blicks zu würdigen, ihm Revanche anbot.

„Ich spiele nicht mehr!“ — sagte Hugo — „Aber morgen, wenn's Ihnen gefällt?“

„Versteht sich!“ — antwortete Otto — und wandte sich gegen die Gesellschaft, mit der Erklärung, er sey bereit, die Bank fortzusetzen; bekanntlich spiele er als Bankhalter mit entschiedenem Unglück, und man werde das Vergnügen haben, ihn sein bisheriges Gewinnen schlimm abbüßen zu sehen.

Der Vorschlag ward angenommen. Raimund und Hugo spielten nicht weiter, sondern gingen im Nebenzimmer unter lebhaftem leisen Gespräch auf und nieder.

Otto's Vorhersagung traf ein. Seitdem seine beiden Gegner ausgeschieden waren, verlor er unaufhörlich. Auf seinem Gesicht hätte man es nicht lesen können. Im Gegentheil, je schneller die Goldstücke wegflogen, desto heiterer ward sein Auge. Man sah ihm an, wie sehr das Schwinden des unangeneh-

men Gewinns ihn erleichterte. Dagegen empfanden die Spieler daran nicht die Freude, welche unter andern Umständen die natürliche Folge gewesen wäre. Jene feindlichen Scenen, und das Bedenken ihrer ernstlichen Folgen hatte alle verstimmt. Und es war ihnen willkommen, als nach einigen Tailen Prinz Arnold die Karten weglegte, und so das Signal zum Aufhören gab.

„Sie haben zuletzt doch mehr verloren als gewonnen" — sagte Alfred, indem er Otto's geschmolzene Beute betrachtete.

„Es scheint wohl so!" — versetzte dieser — „aber mit heut ist das Spiel noch nicht zu Ende."

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen bei der nächsten Taille als Croupier beizustehen" — sagte Alfred, indem er ein Messer vom Tisch nahm, und damit einen leichten Fechterhieb in die Luft schnitt.

„Sie kommen mir zuvor!" — war Otto's Antwort; — „ich wollte Sie um diese Gefälligkeit bitten." —

17.

Der andere Morgen fand Otto und Alfred in den Laubengängen des Soltarschen Gartens.

— „Sie bestehen also auf Pistolen?" — fragte Alfred.

„Die Beleidigung war tödtlich" — erwiederte Otto — „und so muß auch die Waffe seyn."

— „Ich wiederhole Ihnen noch einmal, er ist der beste Pistolenschütze."

„So mag er mich todt schießen. Uebrigens ist der erste Schuß mein; und ich hab' auch wohl schon eine Kugel auf einer Messerklinge gespalten."

— „Und den Prinzen?" —

„Dem hab' ich einen Degen angeboten, und es mag dabei bleiben. Es freut mich sogar, den beiden Verschwornen zu zeigen, daß ich sie auf keinem Wege vermeide. Auch ist der Degen eine edlere Waffe, als solch eine kleine Knallbüchse."

— „Warum wollen Sie denn nicht gegen beide Feinde das Nämliche thun?"

„Weil Beide für mich nicht die nämlichen sind. Mit dem ersten ist mir ein Kampf auf Leben und Tod willkommen; dem zweiten wünsch' ich nur eine kleine Correction zu ertheilen."

— „Nun dann; wie Sie wollen. In einer halben Stunde hab' ich alles arrangirt. Was mich einzig bei der Sache ärgert, ist die Veranlassung."

„Wie so?"

— „Daß die verdammte Hexe nun doch ihren Willen durchsetzt."

„Das scheint mir wenigstens noch nicht erwiesen."

— „Weil Sie es nicht glauben wollen — Sie machen sich überhaupt, nehmen Sie es nicht übel, noch zuviel Illusionen über die Frau; und und weil Sie Anfangs von ihr bezaubert waren, mögen Sie die Wahrheit nicht eingestehen. Glänzen will sie, das ist der Sinn und Zweck ihres Lebens. Die Mittel sind ihr gleichgültig. So hat sie jetzt ihre Freude über Sie und Raimund und den Prinzen — die Herrn schlagen sich doch nur um ihrer willen."

„Gott bewahre!" rief Otto.

— „Ohne es zu wissen" — versetzte Alfred — „weil Sie es nicht wissen wollen. Aber die Gräfin schwelgt in dieser Herrlichkeit! — Eitelkeit an Raserei gränzend, und Gefallsucht, welche selbst das freche Anstaunen eines betrunkenen Matrosen nicht verschmäht, das sind die Elemente dieser Pfauenseele. Selbst in ihrer Sinnlichkeit ist Berechnung — — und ihre Gunstbezeigungen haben nur den schimpflichen Werth einer verworfenen Handelswaare." —

Otto bestritt diese Anklagen als schreiende Ungerechtigkeiten. Alfred berief sich auf Erfahrungen, auf eigenes theures Lehrgeld, und prophezeihete: das Betragen der Gräfin beim Ausgang der jetzt vorschwebenden Catastrophe werde seine Behauptungen rechtfertigen.

Damit eilte er die Allee hinunter, und war noch nicht aus den Augen, als Herborn von einer andern Seite um die Ecke trat.

„Der trägt nichts Gutes fort!“ — ſagte er, Alfred erkennend, zu Otto — „ſoll ich ihn nicht zurückrufen?“

„Mit nichten!“ — rief Otto — „Kein Augenblick iſt mehr zu zögern. Ueber Deine albernen Bedenklichkeiten haben wir ſchon zu viel Zeit verloren.“

— „Albern? — Es wäre doch recht ungeſchickt geweſen, ihn auf dem Schloſſe des Prinzen herauszufordern. Lieber hättet Ihr Euch gar droben im großen Saal ſchlagen mögen.“

„Warum nicht?“ Der Prinz hätte am wenigſten etwas ſagen dürfen. — Denn die ganze Jagd, meine Einladung dazu, die Tiſchreden, das Betragen des Prinzen — alles ſah einer coupe gorge ſo ähnlich, wie der Satan dem Teufel.“

— „Du irrſt! Du irrſt!“ — ſagte Herborn — „Alles war nicht ſo arg, wie Du es Dir einbildeſt. Hätteſt Du mich nur machen laſſen, und ließeſt Du mich noch — das Duell käme nicht zu Stande — und ich ſchwöre Dir: es wäre für Dich und uns Alle beſſer.“

„Ermorden müßt' ich d e n, der es verhindern wollte!“ — rief Otto — „ich danke meinem Schöpfer aus tiefer voller Bruſt, daß er mir endlich

etwas zuſendet wie ein Donnerwetter, um mich aufzuwecken, und der elenden ſchändlichen langweiligen Philiſterhaftigkeit ein Ende zu machen, in welche ich mit Euch zu verſinken Gefahr laufe! — Etwas Tüchtiges, Wildes, das mich aufſchüttelt! — ich freue mich recht darauf, einmal wieder Kugeln und Klingen pfeifen zu hören!" —

— „Dummes Zeug!" — ſagte Herborn verdrießlich — „Ihr könntet bei Gott etwas Geſcheuteres thun, als Euch die Glieder zerhacken."

„Geſcheuteres? — Ich nicht! Ich bin ein Wilder, zu meinem und anderer Leute Unglück in die Civiliſation hineingeſchleudert! — ein Waldbär, den ſie dummer Weiſe in einem zierlichen Luſtgarten eingepfercht haben, daß er ſich dort wie ein ſanftes Lamm mit ſeidenen Bändchen um den Hals ſittig neben dem andern Vieh ergehe, und Roſen aus ſchönen Händen ſpeiſe! — Aber Petz bleibt ein Bär! — Und ich freſſe jene Beiden zum Frühſtück."

— „Beide? — Willſt Du mit Beiden auf einmal anbinden?"

„Verſteht ſich!"

— „Das wird man Dir als eine ungeheure Renommiſterei auslegen."

„Laß ſie auslegen! — Ich ſchreibe ihnen einen tapfern blutigen Text übers Geſicht! — Was kümmern mich die dummen Commentare? — Renommi-

ſterei? — Daß ſie mich Beide anpackten, einer nach dem Andern, auf dem Schloſſe, und in Gegenwart des Prinzen! Das war Renommiſterei, und zwar eine recht ſtroherne — und Poltronerie dabei obendrein! Sie ſollen Gott danken, daß ich ſie wieder zu Ehren bringe; denn ſie haben ſich benommen, wie ein paar vornehme Gaſſenbuben!"

— „Aber haſt Du wohl bedacht, wie dieſe Geſchichte Deine Stellung hier verdirbt? — Duell mit dem Freunde des Prinzen, und mit ſeinem Adjutanten —!"

„Was frag' ich nach dem Prinzen? — Hat er denn nach mir gefragt? — Und was iſt es denn mehr? — Ein Duell! — Es verlohnt ſich auch, davon ſo viel Worte zu machen."

— „Ausreden, das ſeh' ich wohl, läßt ſich hier nichts. Aber um doch etwas in der Sache zu nützen — ich hoffe freilich, Ihr ſchrammt Euch ein Bischen die Geſichter, hackt Euch in die Arme, und damit iſt die ganze Sache abgethan — Indeſſen, da man doch nicht wiſſen kann — haſt Du denn wegen Lebens und Sterbens etwas beſorgt?"

„Nichts."

— „Wie?"

„Nun — was iſt da zu ſorgen? — Schießt er mich todt, ſo iſt er mein Erbe. Darum allein hat er mich ja zum Duell gereizt. Und bei Gott,

Herborn" — er legte die Hand auf die Bruſt des Freundes — „mir ſoll es lieb ſeyn, wenn er ſeinen Zweck erreicht! — Mir iſt das Leben und ich bin ihm nichts werth! — Es gefällt mir am Soltar, daß er mir endlich gerade zu Leibe geht. Ich an ſeiner Stelle hätt' es nicht ſo lang aufgeſchoben."

— „Aber in dergleichen Situationen" — ſagte Herborn dringend — „pflegt man doch einige Anſtalten zu treffen."

Obgleich er die biedere Geſinnung des treuen Freundes anerkennen mußte, konnte Otto doch das Lachen nicht unterdrücken:

„Wenn ich das Leben abwerfe wie einen unbequemen Rock, ſoll ich mich da noch um das armſelige Flitterwerk bekümmern, was daran herumhängt? — Gott behüte mich davor! — Reſolut gelebt — gleichgültig geſtorben — die Sorgen mag der Erbe auf ſich nehmen."

Herborn ging endlich fort, in halber Verzweiflung über die frivole Ironie, womit ſein Freund eine ſo ernſthafte Sache behandelte.

Otto begleitete ihn, kehrte dann in den Garten zurück, ging hinaus bis auf die Angelbrücke. Er blickte über den See zu Alma's Pavillon empor. — Von dort ſchlang ſich um ſein Herz das einzige Band, welches ihn an das Leben feſſeln konnte. — Einen Moment war er in Ver-

ſuchung, noch zu ihr zu gehen — Abſchied zu nehmen —

„Nein!“ — ſagte er dann — „es wäre feige und grauſam. Fall' ich, ſo mag ſie mich beweinen, und, wenn ſie kann, vergeſſen. Sie dankt mir dann wenigſtens einige Tage voll Seligkeit — Mehr als einige ſolche Tage giebt es ja in keinem Menſchenleben — In manchem giebt es nicht einen einzigen! — Und ich bleibe dann in der Nacht ihrer Zukunft für ſie doch ein heller Stern. — Kein Abſchied! — Kein Geſpräch bis es entſchieden iſt!“ — —

„Aber auf den Fall, daß ſie mich nicht wieder ſähe, will ich ihr doch erzählen, was ſie an mir gehabt hätte!“

Er ging in ſein Zimmer hinauf, und brachte den größten Theil des Tages am Schreibtiſch zu.

Alfred beſtellte ſeinen Gruß an die beiden Gegner. Empfang und Antwort fiel aus, wie ſich's erwarten ließ. Indeſſen gab es bis zur Ausführung des Verabredeten noch manche Einrichtung zu treffen. —

Otto ward ungeduldig — „Mich zu beleidigen“ — ſagte er — „waren die Herren geſchwinder bei der Hand!“

Endlich waren alle Hinderniſſe beſeitigt. Am zweiten Morgen darauf fuhr man hinaus in den Wald. Raimund, vom dicken Oberſten, Hugo vom

Hofmarſchall begleitet. Otto und Alfred waren die erſten am Platz.

Der Hofmarſchall wollte ſich mit allerhand Ceremonien und Redensarten ein vornehmes Anſehen geben. Alfred bemerkte ihm höflich, aber ſehr beſtimmt: an ihm ſey noch gar nicht die Reihe; wenn Baron Soltar den Gang mit ſeinem Vetter abgethan, werde man die Ehre haben, den Prinzen um die Fortſetzung zu erſuchen — bis dahin möchten die Herren ſich gütigſt mit Zuſehen oder mit einem Spaziergang in den nahen Büſchen vergnügen. —

Otto ſchoß zuerſt. Er fehlte. Nach dem Schuß ließ er das Piſtol fallen; nahm die Uhr aus der Taſche, um zu ſehen, mit welcher Ziffer etwa ſeine Todesſtunde bezeichnet wäre. Dann, während Raimund zielte, zog er ſie gelaſſen auf; Hand und Auge ſo feſt und ruhig, als gäb' es auf eine Meile Weges kein Feuerrohr. — Dergleichen, meinte der dicke Oberſt, wär' ihm noch bei keinem Duell vorgekommen.

Raimund fehlte auch; indeſſen ſchlug doch ſeine Kugel durch Otto's Hut, dicht über dem Kopf weg.

Die Secundanten behaupteten: jetzt ſey es genug. Otto rief: „Nichts da! — Hier muß Blut fließen. Sonſt laſſen wir unſre Ehre am Platze. Hinter albernen Großmuths-Complimenten mag

ſich die Feigheit verſtecken. Wir können ſie nicht brauchen."

Raimund ſah zwar ſehr blaß und angegriffen aus, indeſſen ſtimmte er doch mit ein.

Otto hob nun den Arm auf, ſchoß im nämlichen Moment gerade hin, und jagte dem Gegner die Kugel zwiſchen die rechte Schulter und Bruſt hinein. Blut quoll heraus. Raimund wollte noch ſchießen; aber er konnte das Piſtol nicht mehr halten; und gleich darauf fiel er ſeinem Sekundanten in die Arme. — Der Wundarzt ſprang zu, riß ihm den Rock ab, ſchnitt das Hemd auf. — Die Wunde ſchien nicht lebensgefährlich, indeſſen war die Kugel doch tief hineingedrungen, und nicht leicht heraus zu bringen. Ueber den Blutverluſt ward Raimund mehr als einmal ohnmächtig — Endlich war der Verband angelegt, und er wankte, vom Oberſten und dem Arzt geführt, nach ſeinem Wagen der langſam durch den Wald nach dem Jagdſchloß fuhr.

Hugo und Glernau hatten aus der Entfernung zugeſehen, und dann während der chirurgiſchen Operation ihrem Freund Beiſtand geleiſtet. Der Hofmarſchall drechſelte jetzt einige Phraſen, welche ein Aufſchieben des zweiten Duells proponiren ſollten. Auch der Prinz ſchien beim Anblick der blutenden Wunde nachdenklich geworden zu ſeyn. Otto ſtand aber, den Rock abgeworfen, ſchon wieder auf

dem Platze, Degen in der Hand; und Alfred ersuchte mit ironisch zarten Ausdrücken den Hofmarschall, gefälligst die Mensur nehmen zu wollen. Es geschah. Das Gefecht klirrte los — und die aufgehende Sonne schien durch die entlaubten Zweige auf die Klingen, welche wie blitzschnelle Schlangen funkelnd um einander zuckten. Der Prinz focht gut, und ging seinem Gegner scharf zu Leibe. Otto blieb gegenüber in stolzer Ruhe hinter seinem Stichblatt. Jetzt glaubte Hugo ihn durch eine Finte zu verleiten. Doch Otto entging ihr mit einer geschickten Parade und fegte ihm eine so kräftige Terz in den Oberarm, daß wie aus einer Fontaine der rothe Strahl hervorsprützte. Hugo wollte nachstoßen; in der Hitze des Gefechts glitschte er, und setzte sich, Füße und Hände empor zappelnd, in so possierlicher Stellung auf den Rasen, daß Otto und Alfred nur mühsam das Lachen unterdrückten. Zur Wunde hatte er jetzt noch den Spott. Indem er wieder aufsprang, wollte er sich zu einem neuen Gang stellen. Aber der Atem versagte den Dienst. Otto machte eine höfliche Verbeugung, und fragte, ob er genug habe? — „Ich denke wohl!" antwortete statt des Prinzen der zweite Wundarzt, welcher nun auch seine Arbeit fand, und mit bedenklichem Gesicht die heftige Blutung zu stillen bemüht war. Indessen auch Otto war nicht unbeschädigt davon gekommen. Er fühlte, was er im Gefecht nicht be-

merkt, einen heftigen Schmerz über dem Handgelenk. Es zeigte ſich, daß ihm die feindliche Klinge am Knochen hinaufgeſchellert war, und das Fleiſch faſt bis zum Ellbogen aufgeriſſen hatte.

„Ah!“ — ſagte der Prinz, indem er ſeinem Schmerz ein Lächeln abzwang — „das verändert die Sache. Wir können, mein' ich, Beide zufrieden ſeyn.“

„Solch ein Duell“ — ſagte Otto, als er mit Alfred wieder im Wagen ſaß — „iſt doch im Grund eine unmenſchliche Dummheit! Man ſollte ſich nicht anders ſchlagen, als Einer müßte auf dem Platz bleiben. Dann hätte es noch Sinn. Aber alles in unſerer matten Zeit iſt entartet und fade geworden. Die ehemaligen großen, ſtolzen, kühnen Geſtalten, welche das Leben reich und glänzend machten, gehen nur noch als ihre Geſpenſter um — als elende Parodieen eines gewaltigen längſt verſchollenen Trauerſpiels. — So lang man ſie in ihrer Nichtigkeit hinſchweben läßt, ſcheinen ſie etwas zu ſeyn. Rückt man ihnen auf den Leib, ſo fallen ſie morſch zuſammen. Es glaubt eben Niemand mehr daran. — In jenen gläubigen Zeiten war das Duell ein Gottesurtheil, welches über Wahrheit und Lüge entſchied! es war eine wirkliche Ehrenſache, weil man überzeugt war, daß mit Blut der befleckte Schild rein gewaſchen würde. Jetzt hab' ich dem Prinzen und dem Baron ein paar

Adern geſchlagen, habe mir den Arm ſchinden laſſen — Kein vernünftiger Menſch wird glauben, daß wir deshalb ein Haar beſſer ſind; unſre Stellung gegen einander iſt um nichts geändert, ich achte keinen von ihnen um den Werth eines Groſchens höher — Warum denn alſo? — Nicht der Klugheit, ſondern um der Dummheit zu Liebe! Nicht um ein Gottesurtheil zu vernehmen, ſondern um ein Vorurtheil anzubeten. — So iſt in allem, was die Menſchen treiben, vom Throne bis in die niedrigſte Hütte herab, kein Glaube, kein Ernſt, keine Wahrheit mehr. Darin ſteckt die Auflöſung aller Verhältniſſe, das Zerfallen der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft — die eiſernen Staatsbande halten ſie nicht zuſammen. Was hilft ein eiſerner Reif, wenn das Gefäß ſelbſt durch und durch morſch iſt — und aus allen Löchern ſchon das Waſſer fortſprudelt?" —

Alfred meinte, durch eine politiſche Regeneration, durch allgemeine Revolutionen, durch friſches Aufblühen neuer Zeit aus dem alten verſunkenen Moder wäre Alles zu retten — die jungen Conſtitutionen müßten gut machen, was die abgelebten Regierungs-Inſtitute verdorben hätten.

Davon wollte Otto nichts wiſſen — denn dazu gehöre vor allen Dingen, daß die Menſchen es ehrlich mit einander meinten. Da ſie aber nur auf der Welt zu ſeyn ſchienen, um ſich gegenſeitig zu haſſen, zu betrügen und zu gängeln — ſo würde auch die Göttin Conſtitution ſtatt einer freien ſtol-

zen gesunden Schönheit nur eine welke überschminkte Fratze seyn und bleiben; eine leblose Maske, durch deren Augenhöhlen man bei näherer Betrachtung jenen alten wohlbekannten Todtenschädel grinsen sähe. —

Am Abend desselben Tages saß Otto in der Einsamkeit seines Zimmers. Der Arzt hatte ihm das Ausgehen untersagt. Auch wär' es ihm zu lächerlich vorgekommen, sich mit dem großen Orden vom aufgeschnittenen Aermel (welchen der Verband nöthig machte) als einen neugebackenen Ritter von zwei Duellen zu produciren. Indessen bedachte er doch mit Besorgniß, wie das Gerücht davon bald herumlaufen, und mit welchen entstellenden Zusätzen es an Alma gelangen möchte.

Der Jäger brachte einen Brief, mit der Meldung: ein junger Mensch, den er nicht kenne, warte draußen im Vorsaal auf Antwort. Nach seinem verbundenen Kopf und seiner leidenden Stimme scheine er krank zu seyn.

Von einer Ahndung getroffen riß Otto schnell das Blatt auf. — Es stand nichts darin als „Alma."

Er sprang auf, wollte hinaus, ein Blick auf den Jäger brachte ihn zur Besinnung.

„Hereinkommen! sogleich!" — rief er — „und so lang er hier seyn wird, bin ich für Niemanden zu Hause! — Hörst Du? — Für Niemanden!"

Der geheimnißvolle Besuch trat, in einen weiten Mantel gehüllt, leise herein, sah nach der Thür um, welche er hinter sich anzog — dann ließ er den Mantel fallen, riß die Kopfbinde ab. Otto stand athemlos, erwartungsvoll. Ein allerliebster Junge sprang auf ihn zu — Alma war es in männlicher Kleidung. Lachend, weinend fiel sie in seine Arme.

— „Du bist verwundert, Otto! — Du hast Dich geschlagen! — Böser! — Abscheulicher! Mir das zu verheimlichen! — Wie geht es Dir? — Ach, der Arm! — Hab' ich Dir weh gethan? — Wie geht es Dir? — Du siehst blaß aus!" —

Er suchte sie zu beruhigen, versicherte sie, daß es nichts auf sich habe —

— „Du willst mich täuschen, Otto! — Ich weiß, daß es schlimm ist — läugne mir es nicht! — Du bist gefährlich verwundet!"

Seine Versicherungen, sein Aussehen überzeugten sie doch endlich. Man hatte erzählt, er habe einen Stich in die Brust erhalten, und der Arm sey ihm abgehauen. Da war sie in der Todesangst hergelaufen. Sie mußte ihn sehen, es werde daraus was da wolle.

Diese That inniger treuer hingegebener Liebe rührte ihn unbeschreiblich.

„Meine Alma!" — rief er aus, indem er den zierlichen Leib umschlang, und sie auf den schönen

rothen Mund küßte — „Wie gut — wie lieb — und wie hübsch Du bist!“

Halb geschmeichelt, halb beschämt verbarg sie an seiner Brust das liebliche Köpfchen. Er hob es auf, bog sich zurück, blickte ihr tief in die dunkeln, blitzenden, mächtigen Augen — dann schloß er sie wieder in seine Arme — so blieben sie eine Weile schweigend — er fühlte das Wallen des schönen ungestümen Busens; — ihre zarten Hände umschlangen seinen Nacken.

Ja, zuweilen sendet der Himmel einen Moment Seligkeit auf die Erde herab, damit die armen Menschenkinder sich daran berauschen, und hinterdrein nur um so elender fühlen! —

Sie riß sich los — „Nein! Du bedarfst der Ruhe! Dein Arm! Setz Dich! — Aber Otto!“ — mit zusammengeschlagenen Händen und dem Ausdruck der tiefsten Wehmuth über das reizende Gesicht — „Wie konntest Du mir das thun? — Und gegen mich verheimlichen? — Dachtest Du denn gar nicht an Deine Alma?“

„Wohl dacht' ich“ — versetzte er, und nahm aus seinem Schreibtisch ein versiegeltes Paket, welches an Herborn überschrieben war — „Sieh, das war für Dich, wenn — —“

Er stockte.

— „Wenn! Wenn! — O grausames gräßliches Wenn! Grausamer, liebloser Otto! — Also

wenn ich dieſen Brief erhalten hätte. — dann war es aus! — Dein Leben! mein Leben! — Otto, weißt Du es denn, daß ich außer Dir nichts habe auf dieſer Welt? — Kein Auge, das mich ſucht? Kein Herz, das mich liebt? — In welcher Wüſte hätteſt Du mich zurückgelaſſen, wenn — — o das abſcheuliche Wenn!" —

„Es iſt ja nur ein Wenn geblieben" — tröſtete er — „und ſo wollen wir auch den letzten Gedanken daran vernichten."

Er warf das Paket in das Kaminfeuer.

— „Was ſtand denn eigentlich darin?" — fragte ſie nun mädchenhaft neugierig.

„Worte! nichts als Worte, liebes Mädchen!" — verſetzte er lächelnd — „glaube mir, beſte Alma, mein Herz war tief zerriſſen, als ich ſie ſchrieb."

— „Und mein Herz wollteſt Du auch zerreißen? — Ja! Gebrochen wär' es! Aber vorher" — ſie legte die Hand auf die Bruſt, und hob die andre wie zum Schwur in die Höhe — „vorher erſt hätt' ich Deinen Mörder beſtraft! Sein Tod wäre meine Rache — und der meinige dann meine Heimkehr zu Dir geweſen."

„Das hätteſt Du gethan, kleine Heldin? — Ja, ich glaub' es Dir! — Und Du ſiehſt gerade jetzt ſo verwegen, ſo unternehmend aus!" —

Sie beſah ſich, ſchlug die Hände vor das erglühende Geſicht, blickte ihn dann ſeitwärts verſtohlen an, und fragte:

— „Otto! Was denkſt Du von mir?“

„Daß Du meine liebe, geliebte, treue, herrliche, liebenswürdige Alma biſt! Das lieblichſte aller Mädchen! — Die Krone meines Lebens!“

— „Es iſt doch eine ſchreckliche Geſchichte“ — ſagte ſie plötzlich auflachend — „Mich zu verkleiden, in dieſem Maskeradenhabit, herzulaufen, mich anzumelden — das alles hat mir nicht einen Augenblick Ueberwindung gekoſtet! — Ich dachte gar nicht darüber nach. Es mußte ſo ſeyn, es kam und ging wie eine Inſpiration. — Und nun ſitze ich hier und ſchäme mich, indem ich denke, Du könnteſt mich unrecht beurtheilen — wohl gar tadeln — ?“

„Alma! — Tadeln? Traust Du mir denn kein Herz, keine Liebe, keine Bewunderung zu? — — Gäb' es denn einen ſchöneren edleren Beweis Deiner Zärtlichkeit, Deiner Treue — als dieſes Vergeſſen der Welt um meinetwillen?“

Sie blickte ihn zärtlich, dankbar, vertrauend an. Er hatte das liebenswürdige Mädchen nie ſo ſchön geſehen. Die männliche Kleidung — eine Polonaiſe mit vielen Schnüren und Troddeln, — die ſchwarze Cravate an der zarten Wange, ſtanden ihr allerliebſt. Er küßte ihr beide Hände, zog ſie

an sich, küßte ihre Augen. Wie glücklich fühlte sie sich in dieser Huldigung des geliebten, stolzen, ausgezeichneten Mannes!

Die stürmische Bewegung der ersten Augenblicke milderte sich allmählig zu einem vertraulichen freundlichen Gespräch. Er mußte ihr die Veranlassung zum Duell und den Hergang des Kampfes selbst erzählen. — Sie zürnte, weinte, lachte durch einander. Er verschwieg übrigens schonend, daß Raimunds Kugel ihm so nah am Kopf hingestreift war, nahm überhaupt den ganzen Vorgang so leicht als möglich, und schilderte zuletzt Hugo's Rutschpartie auf dem Rasen so komisch, daß sie wie ein unbefangen sorgloses Kind in ein lautes Gelächter ausbrach. — Dann schrak sie wieder zusammen vor der Besorgniß, ob mit dem Duell nun auch Alles abgethan wäre, ob seine Feinde ihn nicht weiter reizen, verfolgen würden? — Er versicherte, es wäre nichts zu fürchten, er selbst habe sich in der ganzen Sache mit solcher Mäßigung benommen, daß jene sich schämen müßten, ihn von Neuem zu beleidigen; er seiner Seits werde ihnen das Geschehene auf keine Weise nachtragen, auch scheine das Paar selbst nicht geneigt, wieder mit ihm anzubinden, besonders nach solchem Ausgang, worin sie gelernt, wie er sich Respekt zu verschaffen wisse. Im Gegentheil glaube er, daß sein Verhältniß zu Beiden sich besser als vorhin gestalten werde,

wie das manchmal die Folge eines Duells zu seyn pflege.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, konnte aber doch ihre Angst nicht besiegen.

— „Wenn nur die böse Gräfin nicht wäre!“ — rief sie aus — „Die allein hat es angezettelt, und ich fürchte, Otto, Du hast ihr dazu Anlaß gegeben — und sie vergißt nicht! — Gestehe mir, lieber, bester Otto — zwischen Dir und ihr ist gewiß eine üble Scene vorgefallen! Ich seh' es aus Allem — Du kannst es nicht läugnen.“

Sie hob die kleinen weißen Hände flach zusammengelegt, mit so lieblicher Anmuth zu ihm empor, sah ihm mit eindringendem Blick so tief ins Auge — daß er nur mühsam und mit wahrhafter Anstrengung verneinte. Er suchte ihr alle Furcht auszureden. Aber sie blickte ihn traurig an, schüttelte das Köpfchen, und schauete dann ängstlich im Zimmer umher, als fürchte sie, die Gespenster ihrer bösen Ahndungen schon aus den Wänden hervorschleichen zu sehen.

Beim Schlag der Pendeluhr fuhr sie erschrocken in die Höhe. — „Zehn Uhr? — Eine ganze Stunde! Mein Gott! Was hab' ich gethan! — Fort! fort! Man wird mich zu Hause vermissen! — Otto!“

Ihre Verwirrung, ihre sichtliche Angst machten ihn selbst einen Augenblick bestürzt. Doch faßte er

ſich ſchnell. Er ſchlang die Kopfbinde wieder um die Stirn, warf ihr den Mantel über, unterrichtete ſie mit zwei flüchtigen Worten, was ſie zu thun hätte; dann eilte er an ſeinen Schreibtiſch, riß einen Stoß Papiere heraus, die er um ſich her verſtreuete — und klingelte nun.

Der Jäger trat herein. Er ſah den jungen fremden Menſchen in demüthiger Stellung an der Thür, und ſeinen Herrn, welcher ihm den Rücken zuwendete, am Schreibtiſch, in den Papieren wühlend.

„Noch einmal" — ſagte Otto ohne ſich umzuſehen, mit ruhigem Ton, als wenn er ein Geſpräch fortſetzte — „ich werde die Sache genau unterſuchen, und ſie aufs Beſte unterſtützen. Mehr kann ich für jetzt nicht verſprechen. Sagen Sie das Ihrer Mutter. — Guten Abend."

Die Mantel-Erſcheinung verbeugte ſich und verſchwand.

„Leucht' ihm hinunter, Franz — Sonſt findet er den Weg nicht."

Als Alma fort war, blieb Otto eine Weile ſtarr und ſtumm ſitzen. Durch Kopf und Herz wogte es ihm, wie ein vor wilden Strömen umgeſchwungenes Räderwerk, welches mit Senſen und Schwertern in ſein Leben hineinſchnitt. — Es giebt Träume, wo eine Blume ſich zu einem ungeheuern, den ganzen Himmel überziehenden Gewölk, ein

Schmetterling zu einem furchtbaren Coloß mit ſchwarzen Fittichen und eiſernen Armen ausdehnt. — So wuchs vor Otto's Phantaſie die reizende Erſcheinung, welche ihn eben bezaubert hatte, zur rieſengroßen Statue der ſtrengen ſtummen unerbittlichen Nemeſis empor. — Dann ſah er ſie wieder als ein bittendes weinendes Kind in lieblicher Stellung hingegoſſen zu ſeinen Füßen.

„Alma! — Darf ich es denn wagen, ſie in die Nacht meines Lebens herunter zu ziehen?" Die ſchon einmal an ſich ſelbſt gerichtete Frage: ſollte ein Engel nicht einem Teufel zur Seligkeit verhelfen können? — fuhr ihm wieder durch den Sinn. Er verwarf ſie mit der Antwort: „Schändliche Selbſtſucht! — Alſo darum wollteſt Du ſie umarmen, daß Du am Saum ihres Kleides Dich in den Himmel hinein lögeſt? — Nein! Nicht darum! — Aber was iſt ſie jetzt ohne mich? — Sie liebt mich. Wehe ihr, daß ſie mich liebt! Wehe mir, daß ich ſie lieben muß!" —

Er that haſtig einige Schritte durch das Zimmer. Plötzlich blieb er ſtehen.

„Bin ich ihr nicht eine Erklärung ſchuldig? — Muß ſie nicht Wahrheit von mir hören? — Ueber kurz oder lang mach ich ſie unglücklich! — Hörſt Du's, Elender?" — ſagte er mit halblauter Stimme, indem er dem Schatten ſeiner Geſtalt, der ſich vor ihm an die Wand hinzeichnete, hart auf

den Kopf ſchlug — „Hörſt Du es? — Den Engel machſt Du unglücklich! — Und ich wollte ſo gern ſie glücklich machen!“ — rief er aus, indem er ſich in den Sofa warf. — „Ja! Unglücklich über kurz oder lang! — Warum denn nicht ſogleich damit anfangen? Soll ich ſie denn gewaltſam vernichten? — Iſt nicht wenigſtens für ſie ein Glück zu hoffen? Wenn ich nun mein Leben daran wende, es ihr zu verſchaffen? — Wäre das nicht eine würdige Reue und Buße? — Warum ſogleich verzagen? — Das Geſchehene iſt nicht zu ändern. Aber giebt es nicht einen Ausweg zur Rettung? Wäre nicht ein neues friſches Leben von vorn anzufangen? — Weit von hier — draußen jenſeits der Berge! — Jenſeits der Meere! — Fern von der abgelebten Europäiſchen Tollheit und Verworfenheit! — An der Bruſt der Natur! — In der Tiefe des Urwalds, umrauſcht von den Strömen, geſchirmt von den Felſen einer jugendlichen, freien, unentweiheten Einſamkeit! — Sie und ich! — Ja, Ich! Das nur iſt das Schlimmſte, daß ich mein Ich bleibe, von mir nicht los kann! — Und von dieſer Hand“ — er hielt ſie hart vor das Licht, ſo daß der feurig roſenrothe Schein der Flamme zwiſchen und durch die Finger durchleuchtete — „von dieſer Hand wird nimmer etwas Gutes kommen!“ — —

Wie das wilde Heer durch öde Waldnacht, ſo tobte ein Gewimmel ſchwarzer Gedanken ihm

durch den Kopf. — Er ahndete, daß er ſeine bisherige Situation auf die Dauer nicht ertragen würde. Die wunderlichſten Projekte umgaukelten ihn mit tauſendfach wechſelnden Geſtalten. Gewaltſame Fieberphantaſieen ſchüttelten ihn bis zum Tagesanbruch. — Ein kurzer unruhiger Morgenſchlummer brachte ſeinem bewegten Gemüth keine Beruhigung.

18.

Gegen Mittag kam Herborn in Begleitung von Alfred und Stahl. Er konnte nicht unterlaſſen, dem Freunde nach ſeiner Weiſe den Text zu leſen.

„Luſtig genug!“ — ſagte er — „wie ſämmtliche Helden von geſtern heute ſo zahm in ihren Betten oder auf dem Sofa liegen! Jeder mit verbundenem Arm und einem angenehmen Wundfieberchen! — Das habt Ihr von Eurer Thorheit! — Es thut mir nur leid, daß Du, Herr Naſeweis“ — fuhr er zu ſeinem Neffen fort — „ſo ungekratzt davongekommen biſt! — hätteſt auch eine kleine Schmarre zum Andenken verdient!“

„Es gehört zu Deinen wunderlichen Liebhabereien“ — ſagte Otto — „über Dinge zu ſpotten, welche dazu gar keine Veranlaſſung geben. Dein Spott verwundet nicht, weil der Pfeil keine Spitze

hat. Aber man wird doch unſanft von dem Stoß getroffen. Anſtatt mich zu verhöhnen, zeige mir die Möglichkeit, wie ich dieſes Duell, wozu mich doch offenbar die ſtärkſte Beleidigung aufforderte, hätte vermeiden können!"

Die ganze Jagd- und Kampf-Geſchichte ward noch einmal durchgeſprochen. Alfred erzählte: im ganzen Publikum, mit Ausnahme der bekannten Clique, wäre allgemeine Freude darüber, daß Otto geſiegt, und die beiden hochmüthigen Händelſucher mit ſo wohlverdienter Züchtigung heimgeleuchtet habe. Stahl fügte hinzu: ſelbſt der dicke Oberſt, obgleich ſein Client nicht gut bei der Sache gefahren, ſpreche mit Entzücken davon: er habe nie ein ſchöneres Duell geſehen, und es ſey unmöglich, ſich noblir zu benehmen, als Baron Soltar.

„Nur das Stückchen mit der Uhr" — ſagte Herborn — „nimm mir es nicht übel, war eine ſtarke Affectation."

„Aberglauben war es!" antwortete Otto; und erzählte, wie in Rußland eine Zigeunerin unter andern Albernheiten ihm prophezeiht habe, er werde mehrmals in ſeinem Leben von raſch auf einander folgenden Todesgefahren bedrohet werden; doch habe er keine derſelben zu fürchten, wenn ſie ihn kurz nach dem Ausſchlagen einer vollen Stunde angreife. Geſchehe es dagegen kurz vorher, ſo möge er ſich auf ſein Ende bereiten.

„Ich hatte lange nicht an das Mährchen gedacht. Seltsam genug fiel es mir ein, indem ich hintrat; und als ich den Zeiger befragte, war es ein Viertel nach Sechs Uhr.“

Der Aberglaube, mit welchem Otto der Prophezeihung doch eine Art von Werth einzuräumen schien, ward belacht. Er berief sich auf die Erfahrung, daß Leute, die auf wunderlichen Schicksalswegen durchs Leben geführt würden, Seeleute, Krieger, stets die Herrschaft dämonischer Gewalten anerkannten, und daß die Begeisterung der Sektenstifter, Volksführer und Revolutionsmänner, mit solchen Ideen genau zusammenhänge. Man kam auf das Capitel der Hof- und Stadt-Geschichten. Der Erbprinz, hieß es, komme bald zurück; eine Aussöhnung zwischen ihm und seiner Gemahlin sey im Werke. Dem Hof stehe eine neue Organisation bevor, und dann werde sich das Residenzleben mit ganz anderm Schwung entwickeln. — Der Hofmarschall, sagte Stahl, dringe ernstlich auf eine glänzendere Repräsentation des Hofs, welcher jetzt so gut wie gar nicht existire. Er behaupte: daher komme es eben, daß die Leute sich so an republikanische Gedanken und Manieren gewöhnten. Durch das Glanzbild des Fürstenlebens müsse man sie theils wieder in ihre Schranken weisen, theils in das vergoldete Joch zurücklocken. — Und bekanntlich, was der Hofmarschall, von der schönen

Gräfin geleitet, angebe, das müſſe der Miniſter, wie er ſich auch ſträube, am Ende doch ausführen.

„Na" — ſagte Herborn — „das wird wieder ſchöne Geſchichten geben."

„Wollen Sie lieber" — fragte Stahl — „daß die Prinzeſſin immer im Auslande bleibe, und dort Geld verzehre, was hier doch manchen Leuten zu gut käme?"

„In der Hinſicht wäre ihre Rückkehr ſchon gut" — antwortete Herborn — „aber ſie iſt von dem ärgſten Hochmuthsteufel beſeſſen. Gerade in jetziger Zeit iſt ihre Gegenwart hier ſo erwünſcht, als das Einſchlagen eines Donnerwetters in einen Pulverthurm. Wir ſpüren es ſchon jetzt. Lediglich wegen dieſer erhabenen Verſöhnungs-Scene kommt die Civil-Liſte nicht zum Schluß."

„Sie glauben wohl gar?" — fiel Stahl ein —

„Glauben? Ich kann es ja mit Händen greifen. Alle Tage werden neue Rechnungen, neue Prätenſionen gemacht, neue Ränke und Spitzfindigkeiten erſonnen, mit denen man uns täuſchen und beſchwatzen will!"

Er gab einiges im Detail an, und ſchloß endlich:

„Wenn Hof und Miniſter bei dem Allen nur die Courage hätten, gerade mit der Sprache heraus zu gehen, da ſie nicht klug ſind, uns etwas vor-

lügen zu können! — Aber das letzte bilden ſie ſich ein, und ſie halten uns für ſo dumm, als ob wir von all' ihrem Weisheits-Quark noch einen Buchſtaben glaubten! Das eben iſt es, was die Leute am meiſten erbittert. Und dieſe Erbitterung iſt allgemeiner, als irgend ein Fürſt und Staatsmann nur ahndet."

„Ja!" — lachte Alfred — „ſeit zehn Jahren haben ſie nichts gethan, als uns dies Gift einflößen, ſo daß wir uns endlich toll und klug daran getrunken haben. Gern möchten ſie uns noch immer mit den alten Masken imponiren, aber kein Bauerjunge iſt ſo dumm, daß er ſich dadurch einſchüchtern ließe. — Mein Himmel! Wenn ich nur an jene miſerable Demagogenjagd denke! Welcher Mordſpektakel! Welche Angſt der Cabinette! Welcher Eifer der vornehmen Polizeiſchergen! Welche Gefahr des Vaterlandes! — Welche Inquiſitionen! — Und welche große Entdeckungen! Parturiunt montes! — Was haben wir aus den dicken Actenſtößen und aus dem Bericht der Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz gelernt? — Daß im Jahr 1809 ein Tugendbund geſtiftet worden — daß Sand den Kotzebue ermordet — daß Wilhelm Snell nach Straßburg — daß Carl Follenius nach der Schweiz gereiſet — daß Sprewitz einige arme Studenten in den Bund aufgenommen habe — daß man zu dem furchtbaren

Entſchluſſe gekommen ſey, in einem Wirthshauſe zu Frankfurt den Entwurf zu einer deutſchen Conſtitution zu berathen u. ſ. w. Das waren die Reſultate der Central-Commiſſion, welche Acht Jahre brauchte, um die fürchterlichen Pläne einiger Studenten und Vagabunden an's Licht zu ziehen! Aber freilich, man mußte dem Volk glauben machen, daß nichts Geringeres als Königsmord und Umſturz aller Throne im Werke wäre! Unter dieſem Vorwand ward die kümmerliche Freiheit der Preſſe in Deutſchland vollends ganz erſtickt; jedes freie Wort zum Hochverrath geſtempelt. Die Karlsbader Beſchlüſſe kamen. Der Abſolutismus erhob ſtolzer als je ſein eiſernes Haupt. Von den zugeſicherten landſtändiſchen Verfaſſungen war nicht mehr die Re[illegible]" —

„Halt! halt! halt!" — rief Stahl unwillig — „Sie reden da ins Zeug hinein mit einer Dreiſtigkeit, die an Verläumdung grenzt. Ich habe mehrere der Mitglieder jener Mainzer Commiſſion gekannt, und verſichere Ihnen, es waren ſehr ehrenwerthe treffliche Männer, welche das ihnen aufgetragene Geſchäft mit lobenswerther Klugheit und Mäßigung betrieben. Angenehm waren ihnen dieſe Aufträge wahrlich nicht. Aber wenn ſie ſich denſelben entzogen, in welche Hände wäre die Sache dann gefallen? — Die Beſorgniß der Cabinette war gewiß übertrieben; aber konnte man das zu Anfang wiſſen? War es nicht der Mühe werth,

dem unruhigen unklugen Treiben der ſogenannten Demagogen näher auf die Spur zu kommen? — Sollte man ſie ganz ungeſtört hetzen und die Jugend von ihren Studien hinweg zum Aushecken der tollſten Pläne verführen laſſen? — Wer kann denn ſagen, wohin das geführt hätte? Ein angehendes Feuer kann mit einem Glas Waſſer erſtickt werden. Steht aber erſt eine Straße in Flammen, ſo müſſen Häuſer niedergeriſſen werden, um den Untergang einer Stadt zu verhindern! — Die geringen Reſultate beweiſen beim Himmel mehr für als gegen die Commiſſion. Sie hat ſich keines Serviliſmus, keiner Jakobiner-Riecherei ſchuldig gemacht — ſie hat ſich ſtreng und wacker in den Schranken ihrer Aufträge gehalten, und nichts gethan, um den Namen des Inquiſitionstribunals zu verdienen, welchen Sie ihr *anheften wollen!*"

Alfred ließ das alles nicht gelten, und ſtellte als Urheber dieſer Erſcheinungen den Fürſten Metternich dar.

„Wieder eine ungerechte Anklage!" — verſetzte Stahl — „Es iſt ſo hergebracht, den Fürſten Metternich als den Helden und Heerführer des Obſcuranſismus zu verſchreien. Einer betet es dem Andern nach, ohne den Fürſten zu kennen, ohne ſein Wirken und ſeine Stellung ins Auge zu faſſen. — Metternich iſt ein eminent kluger Mann, und gewiß der klügſte aller dirigirenden Miniſter! Das Meiſterſtück, ſein

Staatsſchiff Auſtria, dieſen ſchwerfälligen, aus deutſchen, ſlaviſchen, italieniſchen Materialien zuſammengezimmerten Bucentaur, durch alle Stürme und Brandungen der letzten funfzehn Jahre ſo ſtolz und ſicher durch zu führen — ſoll ihm einer erſt nachmachen! Aber Er iſt nicht allein ein kluger, er iſt auch ein ſehr wohldenkender, ein freiſinniger Mann!"

Alfred ſchlug ein lautes Gelächter auf, und Herborn ſchüttelte brummend den Kopf.

„Daß er" — fuhr Stahl eifriger fort — „die uebermeer demagogiſchen Umtriebe zu unterdrücken geſtrebt hat, war ſeine Schuldigkeit, und indem er ſie erfüllte, handelte er im Sinn aller Verſtändigen, im Sinn der Völker, welche alle von jenen Narrenſtreichen und Knabenſpielereien keine Notiz nahmen. Wenn er die conſtitutionellen Bewegungen nicht begünſtigt, ſo müſſen Sie das nicht ſeiner Geſinnung, ſondern ſeiner Stellung zuſchreiben. Bedenken Sie doch, mit welchen verſchiedenartig feindlich gegen einander ſtrebenden Volksmaſſen er zu kämpfen, welche kreuzenden Intereſſen er zu combiniren, welchen Hof er zu lenken hat!" —

„Das Heil, welches uns vom Fürſten Metternich hätte kommen ſollen," — verſetzte Alfred — „will mir doch nicht einleuchten, beſonders wenn ich ſeinen Einfluß auf Spanien und Neapel betrachte."

„Sie möchten ſich eine ſchwere Laſt aufbürden!“ — ſagte Stahl — „wenn Sie den Wahnſinn der conſtitutionellen Spanier, und die Albernheiten der pulcinellen Neapolitaner vertheidigen wollten! In dieſen Pfaffenländern könnte das Licht der Wahrheit und Freiheit nur zur Mordbrennerfackel werden. — Dagegen will ich eben ſo wenig alle Staatsſtreiche und Miniſterpraktiken der ſogenannten höhern Politik in Schutz nehmen. Leider wird intra muros wie extra ſchwer geſündigt. Aber darum eben ſollte jede Partei, welche die andere hart beſchuldigt, in die eigene Bruſt greifen, und die Weltverbeſſerung bei ſich ſelbſt anfangen. Das alte ewig wahre Gleichniß vom Splitter und Balken findet heute ſeine tauſendfältige Anwendung.“

Mit ſolchen und ähnlichen Reden ward lang hin und her gefochten. Alfred ſtieg, durch Widerſpruch gereizt, von einem verwegenen Satz zum andern, und wagte am Ende die tollſten Behauptungen. — Die Flittertändelei ſey zum lauten Spott geworden; und alle Blicke richteten ſich täglich ſchärfer und ſehnſüchtiger nach Nord-Amerika, wo ein Präſident mit 20,000 Dollars an der Spitze der Verwaltung ſtehe, wo kein freſſender Krebs unzähliger Hof- und Militair-Etats die Kraft des Landes verzehre. Dort werde der arbeitende Landmann ſeiner Anſtrengung doch endlich froh! „Hunderttauſende denken und flüſtern ſo. Bald

werden ſie es laut ausſprechen! Und die ausgeſprochene Frage wird wie ein Sturmwind Alles über den Haufen werfen! — Zucken Sie die Achſeln, hohnlächeln, zürnen Sie wie Sie wollen — Sie können nicht läugnen, daß ſo geſprochen wird! Giebt es Zeichen der Zeit? — Sie ſagen: Nein! — Sind jene Symptome Zeichen der Zeit? — Sie ſagen: Nein! — Der Augenblick kommt, wo ein ungeheures Ja! über die Erde hin donnert. Unter deren furchtbarem Hall bricht der morſche Leichnam unſers erlogenen Staatslebens zuſammen — Den Geiſt, der ehemals darin ſpukte, hat ja längſt der Teufel geholt!" —

Heeborn hatte ſeinem Neffen mit ſtiller Verwunderung zugehört. „Nun" — ſagte er — „diesmal ſpricht der Burſche wahrlich wie ein Buch' und mir ganz aus der Seele. Denn mir ſelbſt, wenn ich an Amerika denke, iſt, als ſäh ich aus ſchwarzer, troſtloſer Nacht in ein helles, fröhliches Morgenroth. Und wär' ich nicht ſo alt, nicht mit Familie und Beſitz ſo feſt angewachſen, ich wüßte ſchon, was ich thäte."

„Wild, wunderlich und bedeutend" — ſagte Stahl — „klingt es allerdings, was Alfred geſprochen hat. Aber es klingt auch nur, und hinter dem Schall ſteckt nichts; es wohnt keine Seele darin, keine lebendige Wahrheit. Haben Sie denn je bedacht, was aus Ihrer großen berühmten Revo-

lution empor wachſen ſoll? Wenn Sie alle Fürſten verjagt, alle Throne umgeſtürzt haben, wem fällt dann in dem mächtigen einigen Deutſchland die Herrſchaft zu? Einem eiſernen Militairdespotismus, oder einem wüthenden Demagogenhaufen. Mit irgend einem Zeichen muß regiert werden. Kann es der Scepter nicht mehr, ſo tritt das Schwert an ſeine Stelle oder das Henkerbeil. — Der Blick nach Amerika hinüber, da haben Sie recht, iſt erfreulich und betrübend zugleich, und von dem jugendlich friſchen freien Rieſen wird das alte Europa nothwendig einmal überwältigt werden. Aber nicht alle dortigen Zuſtände ſind ſo herrlich und entzückend, daß wir uns dagegen unbedingt verachten und ſchämen müßten. Wer den Urwald ausrotten, graben, ſägen, Häute gerben, Kornhandel treiben, Bier brauen, Fabriken dirigiren will; wer die Erde nur als eine Kornflur, oder als ein Forſtrevier betrachtet; wer ſeine Ideen und ſein Streben ganz auf commercielle und materielle Intereſſen beſchränkt, der mag ſich in Amerika ſehr behaglich und zufrieden fühlen. Wer aber die geiſtigen Güter höher ſchätzt als jenen Bodenſatz, wer nicht blos markten und erwerben, ſondern in höhern Regionen der Menſchenbeſtimmung athmen will; wem die edlen Genüſſe der Poeſie, der Literatur und Kunſt Bedürfniſſe ſind, wer den Blick in Alterthum und Philoſophie zu den Bedingungen ſeiner Exiſtenz

zählt, — der möchte bei den speculirenden egoistischen Yankees schwerlich seine Rechnung finden."

Das Gespräch verzettelte sich. Otto hatte kaum hin und wieder hineingesprochen. Aber das Wort Amerika war ihm in die Seele gefallen wie eine Leuchtkugel. Es brannte fort mit feurigen Zügen und hellte das schwärzeste Dunkel seines Innern auf.

Uebrigens war ihm ganz elend zu Muth von der endlosen politisirenden Debatte, welche natürlich keine andere als die nothwendig allgemeine Folge solcher Gespräche haben konnte, daß Jeder nur eifriger als vorher auf seine Meinung schwur.

Sobald die Freunde ihn verlassen hatten, ging er, unbekümmert, was der Arzt, unbekümmert, was die Stadt sagen werde, geraden Wegs zu Alma. Er konnte es nicht länger aushalten; ihn dürstete nach einem Blick in ihre schönen Augen. Er folgte einem wenig betretenen Pfad, der von seinem Garten aus am See herumführte, bis gegen die Felsenwand, und sich dann zwischen Hecken und kleinen Häusern wieder in eine öde Gegend der Stadt hinaufschlug. Hier kam Otto durch ein Seitenthor in den Park des Ministers. Alma wohnte noch in ihrem Pavillon, obgleich die Bäume umher schon falb und kahl wurden. Sie empfing ihn mit einem Freudenruf, schalt zugleich über seinen Ungehorsam gegen den Arzt, und versicherte dann wieder

mit liebenswürdiger Zutraulichkeit, sie hätte allerdings erwartet, daß sein erster Gang ihn zu ihr führen würde.

In ihrer anmuthsvollen Nähe, bei ihren geistreichen Worten hätte ihm recht von innen heraus wohl seyn müssen. Der Trübsinn, welcher sonst ihre schönen Augen verdunkelte, war ganz von ihr gewichen. Lieblich plaudernd und scherzend erzählte sie ihm, was über seine Duellgeschichte gesprochen, wie er allgemein gepriesen werde, und wie sie heimlich stolz sey, sich von einem so hochgesinnten, interessanten, verehrten Mann geliebt zu wissen.

— „Wie hab' ich es nur angefangen" — sagte sie, die kleine Hand auf seinen Arm legend — „Dir so zu gefallen? — Die arme vergessene Alma? Mir scheint es noch ein seliger Traum. Und, dem Himmel sey Dank! es ist doch keiner — es ist wirklich wahres Glück!"

Ihre freundlichen Worte konnten bei allem Zauber, welcher der schönen Einsiedlerin zu Gebote stand, doch kaum ein schmerzliches Lächeln auf seine Lippen locken.

— „Du siehst bleich und verstört!" — fuhr sie ängstlich fort — „Gewiß leidest Du noch Schmerzen? — Hast Dich zu früh herausgewagt?"

Er beruhigte sie darüber. „Aber" — setzte er hinzu — „ich leide wirklich, leide tiefer, als ich es aussprechen kann. Höre mich an, Geliebte. Meine

Exiſtenz erdrückt mich. Wie ich fühle und denke, wie ich vom Schickſal erzogen und geformt bin — kann ich den elenden Zuſtand des zerrütteten Staats-, Bürger- und Geſellſchafts-Verkehrs in Europa nicht ertragen. Wenn ich länger darauf hinſehe, werd' ich verrückt. — Dazu iſt meine hieſige Situation die unerfreulichſte, welche ſich denken läßt. — Ich geb' es auf! Alles! und ſuche mir jenſeit des Oceans eine neue Heimath, einen Wirkungskreis. Alma!" — er zog ſie an ſich, ſtreichelte ihr die Wangen, und ſah ihr traulich ins Auge. — „Was ſagſt Du zu dieſem Entſchluß?"

Ihre Augen funkelten. Mit ausgebreiteten Armen rief ſie: „Amerika!" — ſchlug die Hände zuſammen, und hob ſie gen Himmel mit den Worten: „Sollen denn alle meine Wünſche auf einmal erfüllt werden? Die Nacht über meinem Haupte iſt zerriſſen! Der Morgen bricht im Siegesglanz herein! — Sein Strahl iſt Deine Krone! — Du Gott meines Herzens! Retter meiner Seele!"

— „Ach! dorthin!" — rief ſie — „frei zu athmen in freier Glückſeligkeit! — Abgeſprengt alle die Jammerketten unſerer hieſigen, ſchwachen Erbärmlichkeit! Das verächtlich ſtupide Geſellſchafts- und Etikettenweſen! — Vergeſſen alle die ſeelenloſen Larven! die Converſationsverrenkungen — die ſchlecht vergoldeten Lügen! — die ganze Taſchenſpielerei und Taſchendieberei einer gedrechſelten Welt ohne

Geist und ohne Herz! — Ja, Otto! Rette Dich! Rette mich! Wozu noch einen Augenblick verlieren?"

Dieser Enthusiasmus machte auf Otto den schärfsten Eindruck. So geistreich, entschlossen, kühn, hatte er sich das Mädchen wahrlich nicht gedacht. Sie war eine junge, stolze Tanne, welche hoch auf starrem Felsengipfel ihr Haupt im Sturm wiegt. Sein Toben ist ihr ein melodischer Klang.

„Nein!" — rief Otto entzückt — „Du bist nicht gemacht, in diesen engen Verhältnissen, wie ein schüchternes Huhn in gedrücktem Neste zu hausen. Laß uns wie zwei Adler frei und kühn über die Welt hinstreifen!"

Zwischen Ernst und Scherz ward nun der Plan näher betrachtet. Otto versprach, zur Ausführung sogleich die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

— „Und noch eine Bitte!" — sagte sie — „laß unsre Liebe ein tiefes Geheimniß bleiben. Diese Menschen um uns her, welche uns hassen und verfolgen; sie sind nicht werth, unser Glück zu wissen. Du siehst, wie großmüthig ich denke. Ich könnte sie alle, die bisher auf mich herabgeschauet, vernichten, wenn ich jetzt an Deinem Arm hervorträte, und sagte: Er ist mein!" —

„Das sollst Du!" versetzte er — „Diese Rache will ich Dir verschaffen!"

— „Nein, lieber Otto! Zwar würden ſie alle in blaſſem Neid zerknirſchen, und einen Augenblick möchten die Carrikaturen mich amüſiren. Aber lange könnt' ich ihre convulſiviſchen Verzerrungen doch nicht anſehen; ſie ſind ohnehin ſchon jämmerlich genug! Und dann würde ſolcher Schritt eine Maſſe von elenden Förmlichkeiten, erbärmlich hausbackenen Ceremonien nach ſich ziehen! — Wie eine Staubwolke aus einem Schutthaufen würd' es über uns hereinfallen. Bitte, erſpare mir das!"

Sie bat ſo freundlich, ſo ſchmeichelnd, wußte ihren Wunſch mit ſo ſchlagenden Gründen zu unterſtützen, und beſtach ſein eigenes Gefühl durch abwechſelnd ernſte und ſcherzende Schilderungen von all dem Wuſt und Ungemach, welches ihnen von Seiten der Geſellſchaft bevorſtände, auf eine ſo lieblich liſtige Weiſe, daß er gern nachgab, und ſich obendrein an der klugen Manier ergötzte, womit ſie ihre Sache zu führen und zu gewinnen verſtand.

Die Gitterläden des Pavillons waren gegen den Garten hinab verſchloſſen. Doch konnte man durch ihr Lattenwerk ſehen, wenn Jemand die Allee vom Hauſe herauf kam. Während Alma im Geſpräch mit dem Geliebten ſaß, an ihn geſchmiegt, ihre Finger auf ſeiner Schulter ſpielten, fiel ihr Blick zufällig über die Hand hinweg, dort hinaus —

„Ach! die Generalin!“ — rief ſie verdrießlich.

„Ich bin gar nicht in der Stimmung“ — ſagte Otto — „heute mit ihrer Redſeligkeit zu fechten.“

Er ſprang auf. Noch ein Kuß auf die ſüßen Lippen, welche ihm brennend entgegen kamen. — Haſtige Verabredung zu baldigem Wiederſehen — „Adieu, ſüßes Liebchen!“ — In der Thür feierliche Verbeugung: „ich werde mich glücklich ſchätzen, Ihre Aufträge, mein gnädiges Fräulein, zu vollziehen.“

— „Haben Sie die Güte, gelegentlich daran zu denken!“ — ſagte ſie mit einem allerliebſten zierlichen Knix, und einem Blick, der ihn auf der Schwelle faſt noch wieder zum Umkehren gebracht hätte. „Nein, geh' nur!“ — ſetzte ſie leiſe hinzu — „Aurelie hat ſcharfe Augen, und heute wüßt' ich mich in Deiner Gegenwart kaum zu beherrſchen.“

Otto hatte einen Seitengang neben der Haupt-Allee eingeſchlagen. Als er die Mitte erreicht hatte, ſtutzte er, und ſprang hinüber zur Generalin.

„Sie kommen, da ich gehe? Wie grauſam!“

— „Sie gehen, da ich komme?“ — erwiederte ſie im nämlichen Ton — „Wie unartig! — Schweigen Sie ſtill! — Kehren Sie wieder mit um.“

„Unmöglich! Fräulein Alma iſt von einer Laune! — Sie hat mich ſo arg mißhandelt!“ —

— „Hören Sie mich an! Kommen Sie! — Wir wollen ſie derb ausſchelten. Ich bin Ihre Alliirte.“

„Nein! So hat mir noch keine Dame den Text geleſen!“

— „Worüber denn?“

„O über die ganze Welt und noch einige andre Dinge! — Mir iſt der Kopf ganz wüſt davon.“

— „Ja, Sie ſehen auch ganz echauffirt aus. Nun, wenn Sie nicht mit wollen — Adieu! Ich brenne ſchon vor Neugierde! Haben Sie ſchon gehört! Der Erbprinz kommt in acht Tagen. Adieu. Apropos — was macht Ihr Arm?“

Er überhörte die letzte Frage, um nicht in ein langes Examen und Geſpräch verwickelt zu werden, und rannte aus dem Park, während ſie zum Pavillon hinaufſteuerte.

„Schöne Geſchichten! ſo kommt man hinter Eure Streiche!“ — ſagte ſie beim Eintreten dort, zu Alma. Dieſe ſtand bei ſolcher Anrede etwas verdutzt — „Ja, mein ſchönes Kind, wenn man ſchon auf ſolchem Fuß mit den Herrn ſteht, daß man ſie ſchnöd abfertigt und geſcholten wegſchickt — dann iſt die Sache fertig! Schweigen Sie ſtill, hören Sie mich an, Liebchen! Dem Baron Soltar hab' ich es auf der Stirn geleſen, was das Pärchen hier

zuſammen treibt — Und Sie, Liebchen, mit dem brennenden Geſichtchen und funkelnden Augen ſind nur die zweite Hälfte jenes Capitels!"

Alma verſetzte lachend: „können Sie Ihre Viſionen doch nicht los werden? Neulich haben Sie mir ja gedroht oder vielmehr verſprochen: Sie wollten nie wieder darauf zurückkommen."

„Und wenn ich Sie nicht ſo herzlich liebte" — ſagte Aurelie — „ſo hielt' ich Wort. Aber Kind, ich ſeh' es, die Sache wird ernſthaft, und da iſt es meine Pflicht, noch einmal zu warnen."

Alma ward auch ernſthaft. Der Eifer, womit Aurelie in ihr Geheimniß einzudringen ſuchte, war ihr ſehr unangenehm. Sie wollte nun einmal keine Superiorität über ſich anerkennen, auch von einer Freundin nicht. Und mochte Aureliens Abſicht auch die beſte von der Welt ſeyn, die Manier war zudringlich, und erregte, anſtatt Vertrauens, entſchiedene Abneigung.

Aurelie merkte bald, was in ihrer Freundin vorging, und dadurch gereizt, ſuchte ſie nun um ſo mehr ſich auf dem beſtrittenen Terrain zu behaupten. Alma vertheidigte ſich gegen die wiederholten Angriffe mit einer Gewandtheit, worüber Aurelie erſtaunte. Sie ärgerte ſich aber zugleich und ſagte endlich:

„Hören Sie, Almchen; Sie wollen mir eine Sache abſtreiten, die im vollen Gang iſt —

— Schweigen Sie ſtill! hören Sie mich an! Ich will Ihr Geſtändniß nicht erzwingen — Aber ich ſag' es Ihnen vorher: die Sache iſt Ihr Unglück — und die Geheimnißkrämerei iſt ein zweites. Soltar iſt ein Tiger! — Sie glauben vielleicht, daß Ihre ſchönen Augen ihn zähmen? — Ja, für eine Minute, aber in der nächſten ſpringt er zu und zerreißt Sie! — Das geſchieht! Sie mögen nun ſeine Frau werden oder nicht. — Er macht auf jeden Fall Sie elend!"

„Seine Frau?" — rief Alma.

„Adieu, trotziges verlorenes Kind." — ſagte Aurelie mit Thränen in den Augen — „Sie wollen nicht hören; Sie wollen nicht glauben, Adieu!"

Sie drückte die Thür hinter ſich zu.

„Seine Frau?!" — wiederholte Alma, als ſie allein war. Sie hatte wirklich daran nicht gedacht. Ihrem ungeſtümen feurigen Sinn war jeder Gedanke an ſtilles Hausweſen, Familienleben und was dahin gehört, ſo fremd! — Sie konnte nicht, wie andre Mädchen — welche die Liebe nur wie eine Brücke zur Heirath betrachten — in dieſem Augenblick mit Entzücken an den Geliebten, und im nächſten an die ſchöne Ausſteuer denken — Sie liebte — liebte — mit der Flammenkraft einer jungen friſchen ganz in ihre Wonne hingegebenen Seele — darüber hinaus kannte, wußte, wollte ſie nichts. — Sie hatte endlich ein Herz gefunden — das ihrige

war ihm zugeflogen! Was gab es denn ſonſt noch in der Welt?

Seine Frau?! Der Gedanke kam ihr ſo fremd, ſo zudringlich, und auf einmal ſo komiſch vor, daß ſie, beide Hände in die Seiten geſtemmt, ſich mit lautem Gelächter auf den Sofa warf. — Dann ſpazierte ſie mit untergeſchlagenen Armen im Saal auf und nieder. — „Frau von Soltar?" — Der Gedanke ward ihr fatal. — Sie ärgerte ſich, daß Aurelie ihn ausgeſprochen hatte — Es war darin ſo etwas Gewöhnliches! — Wie ſollte ſie dazu kommen, eine Frau vorzuſtellen, die ſich mit häuslichen Sorgen herumſchlüge, die Oekonomie, den Leinenſchrank, die Vorräthe verwaltete; die — Kinderſtube — — Dieſer letzte Gedanke überfiel ſie wirklich wie ein Mörder einen einſamen harmloſen Wanderer. —

„Kinder?" — flüſterte es in ihr. Sie wollte ſich es nicht geſtehen; und doch flüſterte es wieder. — Zufällig ſtand ſie vor dem großen Spiegel — Sie erſchrak, wie ihr Blick hineinfiel — Eine ſolche Röthe hatte ſie auf ihren Wangen nie geſehen! — Zornig wendete ſie ſich ab. — „Dummes Zeug! Dumme Aurelie!" — ſagte ſie, ſtampfte mit dem Fuß — warf den Shawl um, und lief wie ein geſcheuchtes Reh aus dem Pavillon, den Garten hinunter, ins Haus. Aber es war, als glotzte aus jedem Buſch ein Kindskopf, der ſie auslachte.

Aurelie war unterdeſſen zu Hauſe angekommen, gedankenvoll über Alma's ſeltſames Betragen, welches ihren Verdacht beſtätigte.

„Nein!“ — ſagte ſie — „Geheimnißkrämerei taugt hier durchaus nicht. Dabei geht das unbeſonnene Kind zu Grunde. Auf eine oder die andere Weiſe. Klätſcherei iſt ſonſt wahrlich nicht mein Fehler; aber dieſer Schleier muß zerriſſen werden — zu ihrem eigenen Heil!“

Sie beſchloß, den Großvater aufmerkſam zu machen. Doch konnte dies nur auf indirectem Wege geſchehen. Während ſie noch über die Mittel nachſann, trat, wie gerufen, der Hofprediger herein.

Nach den erſten Begrüßungen wußte ſie durch einen geſchickten Uebergang aus einer Stadtgeſchichte das Geſpräch auf ihr Thema zu bringen.

Es iſt eine ſtets wiederkehrende Erfahrung, daß Frauen und Wittwen, die noch für jung gelten wollen, ſich über die Mädchen beklagen, welche wirklich noch jünger ſind, und ihres Vorrechts, ſo wie der allgemeinen Huldigungen mit übermüthigem Triumph genießen. Aurelie gehörte nicht zum Troß der gewöhnlichen neidiſchen Richterinnen. Aber ſie fühlte durch ihre Klugheit, durch ihre Stellung, ſich berufen, Geſetze zu geben, und konnte einen tiefen Verdruß nicht überwinden, wenn ſie ihre Autorität verkannt und beſtritten ſah. Kam

nun dazu das Bewußtseyn guter Absicht, so hielt sie jede kecke Willkühr in der Wahl ihrer Mittel für durchaus zulässig, und glaubte auch einen Schlangenweg einschlagen zu dürfen, wenn er nur zum rechten Ziel führe.

In diesem Sinn vertrauete sie nun dem Beichtvater, wie ungezogen, vorlaut, dreist und rücksichtslos die junge Generation sich gegen ältere Damen betrage; wie seit einiger Zeit sie in allen Gesellschaften, Concerten, und wo es seyn möge, das vorderste Glied behaupte, keiner Frau mit irgend einer Freundlichkeit entgegen komme, und den guten Ton in einem schnippischen Betragen suche, wodurch eine sich vor der andern auszeichne.

„Es sind drei oder vier unkluge schwache Mütter" — fuhr sie fort — „welche hauptsächlich die Schuld tragen. Die sehen in ihre Lämmchen hinein wie in güldene Kelche, lassen sich von den naseweisen Sprößlingen in ihren eigenen wie in fremden Häusern jede Unart gefallen, und meinen, die Welt müsse ganz Bewunderung seyn über ihre holden Pappfiguren! Die meisten der Gänschen selbst werden von einem Rudel der dümmsten Courmacher und durch das fadeste Geschwätz noch dummer gemacht, als sie von Natur schon sind — und wegen dieser glücklichen Anlagen darf man ihnen nicht gar zu viel Schuld zurechnen. Aber Eine ist darunter, die fehlt nicht aus Mangel an Verstand,

ſie ſingt auch nicht mit den andern im allgemeinen Chor, ſondern wandelt ihren eigenen unglücklichen Weg. Alma iſt es. Die Andern werden ſich mit den Jahren fügen oder nicht fügen, werden, wenn die Hochmuthsträume verflogen ſind, in ſehr beſcheidene Heirathen unterducken oder alte Jungfern werden. Gleichviel. Aber Alma rennt ins Verderben. Sie geht mit Bewußtſeyn und Abſicht zu Werke, während die Andern nur wählige Kälber ſind. Sie verachtet die öffentliche Meinung; ſie will ſogar, daß man es im Publikum wiſſe. — Und in dieſem Augenblick hat ſie ein Verhältniß angeknüpft — — ob ſie ſich geradeswegs in einen Brunnen ſtürzt, oder dem Baron Soltar in die Arme wirft — nach meiner Meinung iſt es eins und daſſelbe —!"

Der Hofprediger horchte mit freundlicher Aufmerkſamkeit. Seine Augen funkelten immer lebhafter und ſchwärmeriſcher, je genauer Aurelie ihn unterrichtete, und den Anfang und Fortgang dieſer Liebesgeſchichte ſo deutlich vor ſeinen Augen abwickelte, als wäre ſie ſelbſt bei Allem zugegen geweſen.

Nach ſeinen menſchenfreundlichen Principien war er hier mit der Frau Generalin, deren Einſichten er huldigend bewunderte, ganz der Meinung, daß es Pflicht ſey, dieſes verirrte Lamm auch gegen deſſen eigenen Willen zu retten. — Richtig! Publi-

eität ſey das rechte Mittel, größres Unglück zu verhüten! Doch möge vorher eine leiſe Warnung den Großvater auf dasjenige hinweiſen, was er bei der Sache zu thun finden möge.

„Gerettet" — ſagte Aurelie — „iſt ſie damit nicht. Denn geben Sie Acht, wenn ſie Baronin Soltar wird, dann eben fängt ihr Elend an. Der Name iſt kein Schild gegen Unglück. Aber komme, was da wolle, wir haben unſre Pflicht gethan! — Und wer weiß, die Sache bekommt doch vielleicht noch eine Wendung — Ihrer Einſicht darf ich ganz vertrauen. Nur muß keine Zeit verloren werden."

Dem frommen Herzenskündiger brannte der Boden ſchon unter den Füßen. Jede Minute — ſchwur er — ſolle dem guten Zweck gewidmet werden. Sein rothes Geſicht glänzte in heiligem Eifer. Er ſchoß hinaus. — Doch unten vor der Thür ergriff ihn zugleich ein wichtiger Zweifel. — Links führte die Straße zur Gräfin Dolm, rechts zur Frau von Runolt. — Beide mußten benachrichtigt werden — unverzüglich! Aber welche zuerſt? Er rechnete auf den Fingern: — Gräfin Dolm, Hofmarſchall, Prinz Hugo, Prinz Arnold — Lauter Gewichte! Magnete! Sterne erſter Größe! — Aber auf der andern Seite — Fräulein Eugenie? Alma's vertraute Freundin — ? — Dort mußten noch intereſſante Dinge zu erfahren ſeyn — Und

wenn er dann mit ſo verdoppelt reicher Ladung bei der Gräfin einlief, und auf dergleichen ſolideſte Autoritäten geſtützt, das Buch ſeines Wiſſens vor ihr aufſchlug —?

„Ah! mit welcher Verehrung muß ſie dann zu mir aufblicken! Zu mir, der alles weiß, alles vorausſieht — überall hilft, räth, leitet, im Stillen lenkt und regiert! ein treuer frommer Arbeiter im Weinberg! ein Werkzeug der göttlichen Vorſehung!“

Alſo zu Frau von Runolt.

Mit Erſtaunen, ja mit Entſetzen vernahm ſie die Neuigkeit des heimlichen Liebeshandels, welcher ſchon Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs wäre. Wo hatte ſie denn ihre Augen gehabt? Und welche Gans war Eugenie geweſen, dieſen Goldfaſan in das Netz einer Andern gehen zu laſſen! — Die abſcheuliche Alma! — Und noch dazu eine ſo unächte Pflanze! — Konnte ſolcher Affront und Skandal nicht mehr verhütet werden? — Glernau's Alma? — Baronin Soltar? — Das prächtige Haus! das Gut! die Schätze an Silber- und Leinenzeug! die fürſtliche Einrichtung! Alles dieſer kleinen boshaften impertinenten Perſon? — Und der Miniſter —?

Blog verſicherte, dieſem werde die Sache noch verheimlicht. Was um ſo unbegreiflicher, da man ja wiſſe, daß er die Enkelin adoptiren wolle, ſobald

ſich eine Partie finde, deren Glanz den Flecken ihrer Geburt verdecke.

„Das giebt der Hofmarſchall nimmer zu!“ — ſagte Frau von Runolt — „Und der hat doch auch noch ein Wort drein zu reden. Machen Sie, beſter Conſiſtorialrath! Schaffen Sie mir den Hofmarſchall! Die arme Perſon muß den Klauen dieſes Afrikaners entriſſen werden! Wie ſie mich dauert! Wir alle müſſen zu ihrer Rettung thätig ſeyn! Es iſt ja Chriſtenpflicht!“

Blog ſah die Hoffnung, durch Frau von Runolt und ihre Tochter etwas Näheres zu erfahren, vereitelt. Eugenie war ausgegangen, konnte alſo nicht einmal vernommen werden; und die Augenblicke waren koſtbar! Der fromme Pilger ſchüttelte den Staub des Runoltſchen Hauſes von den Füßen und ſetzte ſeinen Stab weiter.

Frau von Runolt konnte, mochte, wollte nicht glauben! Und doch ſprach neben den Verſicherungen des allwiſſenden allwaltenden Hofpredigers noch ſo manches andre für die Möglichkeit dieſer heilloſen Geſchichte!

„Was iſt es mit Alma und dem Baron?“ — fuhr ſie ihre Tochter an, welche bald darauf ins Zimmer trat — „Du weißt davon, Unglückliche! Biſt wohl gar in Deiner Imbecillité die Vertraute dieſes abſurden Machwerks? Bekenne!“

Eugenie, vom zärtlichen Empfang erschreckt, blieb starr in der Mitte des Zimmers stehen, vergaß in der Bestürzung Hut und Shawl abzulegen.

„Es hilft Dir nichts, den Schleier vorzubehalten!“ — fuhr die Mutter fort — „ich sehe durch ihn hin, wie Du roth wirst. O, meinem Falkenblick entgeht nicht leicht etwas! Du bist im Geheimniß!“

Eugenie wollte protestiren, versichern, schwören — Aber Mama ließ sie nicht zu Worte kommen, sondern schwur auch: dies und das und jenes wäre geschehen, die ganze Intrigue bereits stadtkundig, und Eugenie hätte sich mit dem Pärchen aufs ärgste compromittirt.

Nach der ersten Ueberraschung gestand die Tochter, daß sie allerdings wohl etwas geahndet hätte —

„Na! Da haben wir den Spektakel!“ — sagte die Mutter heftig, indem sie mit dem Rücken der einen Hand in die Fläche der andern schlug. —

„Aber“ — fuhr Eugenie fort — „es wäre auch nur eine Ahndung gewesen; sie hätte Alma sogleich gewarnt, diese hätte von nichts wissen wollen —“

„Wir kamen“ — setzte sie hinzu — „darüber in einen Wortwechsel, gingen fast in Unfrieden aus-

einander, und haben seit der Zeit uns nicht wieder unter vier Augen gesehen —"

„Gewarnt? Wortwechsel? Unfrieden?" — fuhr die Mama nun heraus — „Unverstand! Unsinn von Deiner Seite! — Dumm wie eine Gans hast Du Dich benommen! — Deinen Vortheil, Dein Glück verscherzt! Du! — mit Deiner albernen Liebelei — mit dem armen Herrn von Habenichts! — der es nie zu etwas bringen wird! Der Demagog! — Wofür putzt man Euch denn mit den schönen Kleidern heraus? und giebt die theuren Bälle, wenn Ihr Euch damit nicht einmal einen reichen Mann zu erobern wißt! Da war ich in meinen jungen Jahren eine andre Heldin!" — Sie fing eine Geschichte an, doch im Zorn und Eifer verwirrte sie den Faden bald zum furchtbarsten Knäuel. Eugenie lachte. Die Mutter zürnte und rief:

„Geh mir aus dem Gesicht!" —

Eugenie kam mit Thränen in den Augen auf ihr Zimmer.

— „Aber, mein Himmel! gnädiges Fräulein!" — sagte ihr Dorchen — „Was giebt es denn nun schon wieder?"

„Ach, die Mama ist wieder von einer Laune! — Nein! sie quält mich doch gar zu arg!"

Sie schüttete ihren Kummer in das mitleidige Herz der vertrauten Zofe aus.

— „Was?" — rief Dorchen — „Fräulein Alma und Baron Soltar? — Das hätt' ich doch mein Lebstage nicht geglaubt! — Nein, wenn Sie es noch geweſen wären! — Aber, was er an der blaſſen Alma findet — ?"

„Nun, ſie iſt doch viel hübſcher als ich!"

— „Ach, beſtes, gnädiges Fräulein! Sehen Sie doch nur ein einzigesmal in den Spiegel! — und dann ſagen Sie das noch wieder, wenn Sie es ſelbſt übers Herz bringen können! — Schöner als Sie? Da ſind Sie wahrhaftig die Einzige in der ganzen Stadt, die das ſagt. Wie blaß und krank ſieht ſie doch aus!"

„Das iſt ja eben ſchön! — Der feine Teint!" —

— „Was thu' ich mit dem Teint? — Ach, und ſo ein magerer Hals! und die Bruſt! — Nein, da lob' ich mir Fräulein Eugenie ihren Schick — das iſt doch wahrhaftig ein ganz ander Ding! — Und ſie iſt ja auch gar nicht mal recht von Adel — und nur ſo ein wildes Product — !"

„Dorchen! — — Sie iſt meine Freundin!"

— „Ja! Freundin!" — ſagte Dorchen — „das mag ſeyn. Aber mich ärgert's doch. Und der Baron hätte ſeine Augen auch wohl anders wohin aufthun mögen."

„Nach mir doch wohl nicht?" — fragte Eugenie ſpitz — „da konnte er lange gucken!

Sprich nicht so dummes Zeug! — Und gieb mir die Nachthaube. Du bist heut unerträglich langsam!“

Das war ein ungerechter Vorwurf gereizter Empfindlichkeit. Dorchen hatte sich beim Auskleiden ihres schönen Fräuleins noch nie so geeilt. Stecknadeln, Schnüre und Bänder rauschten wie ein Platzregen herunter. Und sie hatte Ursache dazu. Denn unten harrte ihrer ein angenehmer Besuch, von welchem sie die Bestätigung und nähere Schilderung der so eben erfahrenen Neuigkeit ausführlichst zu vernehmen hoffte.

Des Barons Jäger, der schöne Franz, welcher allen hübschen Kammerkätzchen die Cour machte und die Köpfe verrückte, hatte seit einiger Zeit vor Dorchens Augen besondere Gnade gefunden. Was selbst dem Leibhusaren des Prinzen nicht gestattet worden wäre, das durfte er sich erlauben. In der prächtigen silberbesetzten Livree und mit dem großen grünen Federbusch war der schlanke Mensch gar zu liebenswürdig! Und wie gebildet war er nicht! Welche Stellen aus Comödien und Tragödien wußte er auswendig! In Berlin und Paris war er gewesen. Kaiser und Könige konnte er nachmachen, so natürlich, daß man sie zu sehen glaubte. Und welche Geschichten wußte er von den vornehmsten Personen. Von jeder Dame bei Hofe wußte er, wie viel Liebhaber sie, und von jedem Cavalier, wie viel Schul-

den er hätte; die Potentaten von Europa zählte er bei Vor- und Zunamen an den Fingern her; er tanzte die Mazurka wie ein Pole, hatte eine goldene Repetir-Uhr, und den schönsten Schnurrbart, und trug feine Wäsche wie ein Graf, und war der erste Vortänzer auf allen Bällen im Roß — und jetzt wartete er auf Dorchen unten im kleinen Speisesaal — und jetzt huschte sie zur Thür herein.

„Liebes Kätzchen!" — flüsterte er — „wo bist Du so lang geblieben?"

— „Lassen Sie mich los, Franz! Drücken Sie mich nicht so! — Pfui! der abscheuliche Bart! — Ich schreie, wenn Sie nicht artig sind! — Hören Sie, Franz — ich habe Ihnen etwas ganz Neues zu erzählen."

Baron Soltar und Fräulein Alma, ein Brautpaar — heimliche Verlobung — darüber jenes Duell — Prinz Arnold wolle es nicht zugeben — der Baron werde arretirt werden — das alles kam in ziemlicher Confusion und wundersamen Querstellungen, zum Theil aus Dorchens Gedächtniß, zum Theil aus ihrem erfinderischen Kopf zum Vorschein.

„Arretirt!" — lachte Franz — „Ja! Mein Herr läßt sich auch nur so arretiren! Der ist Landstand, und sitzt auf der Herrenbank! Da könnte Prinz Arnold sich wohl die durchlauchtigsten Finger verbrennen! — Fräulein Alma? — Hm! Hm!"

— „Sagen Sie, Franz — iſt es wahr?“

Die kleine Neugierige mußte auf die Antwort mit manchem Kuß pränumeriren. Als die Zahlung geleiſtet war, ſagte er:

„Höre, liebes Kind, eigentlich weiß ich nichts Beſtimmtes davon —“

— „Pfui! Mich ſo zu veriren!“

„Und was ich weiß, begreifſt Du wohl, darf ich nicht ſagen, da ich ein confidentieller Menſch, und meines Herrn rechte Hand bin. Aber eine Teufelsgeſchichte wird es! Und es ſteckt noch ganz etwas Apartes dahinter. Denn über Fräulein Alma waltet noch ein ganz beſonders ſchickſalvolles Geheimniß, wie in der Tragödie. Kein Menſch weiß recht, worin es beſteht. Selbſt ich hab' es bisher nicht aus dem Buſch heraustreiben können. Aber auf die Fährte bin ich ihm gekommen. Da iſt nämlich meine tolle Muhme, die verrückte Wittwe des Förſters Rubart — die hat mir, als wir letzt in Breda waren, das unſinnigſte Zeug vorgeſchwatzt von Fräulein Alma und vom Baron. Verſtanden hab' ich eigentlich noch kein Wort. Aber jetzt werd' ich es herausbringen. Morgen reit' ich nach Breda. Da ſoll ſie beichten.“

— „Und dann werden Sie mir es doch ſagen?“

„Ja, wenn Du hübſch artig biſt.“

— „Nun? bin ich denn das nicht immer?“

„Eine wilde Katze bist Du! Eine Hexe!“

— „Franz! Ich sag' es Ihnen! — Franz! Diesmal schreie ich aber ganz gewiß!“

Sie rief es ihm so leise ins Ohr, daß er es kaum verstand. Auch schien er gegen solche Drohungen schon abgehärtet. — Sie versprach ihm jedoch recht ernstlich, böse zu werden — und wär' es vielleicht geworden. — Aber die gnädige Frau ließ ihr dazu keine Zeit —

Ein — zwei — drei Mal hinter einander ward geklingelt. — Wachsendes Sturmgeläut!

„Gott bewahre! Was ist sie wild! Nun ist gewiß wieder das Bett nicht genug gewärmt, oder die Nachtlampe will nicht brennen! Ja! heute geht alles verkehrt! Lassen Sie mich los! Ich muß fort! — sonst giebt's ein Unglück!“

„Noch einen Kuß! — Und noch einen!“ —

— „Sie sind ein abscheulicher Mensch! Gute Nacht!“

19.

Otto fand seine Stellung zur Gesellschaft nach dem Duell eher verschlimmert als gebessert. Die feindliche Partei loderte in heller Flamme; die Freunde meinten, er habe sich dem Hofe doch zu schroff opponirt; und die Neutralen warteten mit geheimer Schadenfreude, welche Thorheiten jetzt fer-

ner von einer und der andern Seite zu Tage kommen würden.

Er hatte ſich — es war nicht zu läugnen — den Effekt anders gedacht. So kam nun auch noch gekränkte Eitelkeit zu den übrigen Martern, welche ihm ſeine Exiſtenz verleideten — Ja, Alma's Augen mußten unendliche Strahlen ſenden, um alle die Wolken zu zerſtreuen, die ſich vor ſeiner Stirn ſammelten. Und manchmal war ſie ſelbſt auch eine Wolke. — Er ſagte ſich hundertmal: ich kann ſie nicht laſſen! Und tauſendmal ſagte er ſich wieder: ſie hat es nicht um mich verdient!

Dieſe Gedanken, alte und neue, Vergangenheit und Zukunft gingen ihm wild durch den Kopf, während er nach Breda hinaus ritt. Der Tag ſchauerte herbſtlich trüb mit Regen und Windſtößen. Otto war ganz allein, wollte keinen Menſchen um ſich haben. In den Mantel gehüllt, zog er ſtumm und grübelnd die Straße fort. — Er befand ſich auf demſelben Wege, den er an jenem Sommertage mit Alma und Joſephinen geritten war. Was lag nicht Alles zwiſchen damals und heute! — Und, war es traumähnliche Erinnerung, oder welche andere Bewegung ſeiner Seele, die ihm eine wunderbare Erſcheinung vor die Augen brachte? Er ritt eben in jenen Hohlweg hinab. Da blickte die Sonne eine Minute lang durch den Riß grauer Wolken — ihr wehmüthig verlorner Strahl über-

goldete die nackten Höhen und dürren Hecken — Da sah er vor sich in der Tiefe die beiden Schönen — Alma in Gestalt einer weißen Rose, Josephine im Gewand eines bunten flatternden Schmetterlings. Der Schmetterling gaukelte um sein Haupt, verwandelte sich plötzlich in eine große Eule, welche ihm mit ihren breiten Flügeln die Wangen schlug. Da kam von der Rose her ein Dorn, ein Pfeil auf ihn hergeflogen — er fühlte einen Stich in der Brust, daß er zusammenfuhr und hingriff. — Die Sonne verhüllte sich wieder in ihre Schleier, und das verwirrte Bild, undeutlich, wie es gekommen war, zerfloß. Aber der Stich brannte empfindlich nach.

Er schrieb dem Braunen ein paar scharfe Sporenstriche in die Rippen, und war nach dem Trab einer halben Stunde unten in Breda. Auf ein in die Pastorei geschicktes Billet erhielt er zur Antwort: der Pfarrer sey zu einem Kranken gerufen, eine Stunde weit, komme erst gegen Mittag heim. — Ungeachtet des rauhen Wetters duldete es ihn nicht lang im Hause. Er ließ anspannen, und ging, bis der Wagen nachkäme, den Weg nach Herborn voran. Als er aus dem Garten über die Brücke in den Wald eintrat, kam der Schulze Staring den Fußsteig daher, und richtete nach den ersten Begrüßungen die Frage an ihn: ob die tolle Försterin bei ihm gewesen wäre? — Als Otto verneinte,

sagte Jener: „sie ist in diesen Tagen ganz wild herumgelaufen — und da es hieß, Sie kämen heraus, wohl zehnmal zum Verwalter gerannt — zum Pastor — sie müßte Sie sprechen! es wär' ein großes Unglück zu verhüten! — Endlich heute Morgen hat sie sich auf den Weg nach der Stadt gemacht —"

„Was will sie denn bei mir?"

— „Gott mag es wissen. Drunten am Steg hat sie zum Förster gesagt, sie dürfe keinen Augenblick verlieren."

„Sie ist eine Närrin."

— „Freilich wohl. Aber sie läßt nicht nach. Ein paar Augenblicke werden Sie ihr schon zuhören müssen."

Otto fühlte sich von der Erinnerung an die Wahnsinnige wie von einer bösen Ahndung getroffen. Verdrießlich warf er sich in den Wagen; die Pferde mußten seinen Aerger entgelten; und so kam er rasch — durch den Wald nach Herborn. Den Freund fand er durch einen gestern erlebten Sturz mit dem Pferde verletzt, auf dem Sofa, die liebenswürdige Frau in freundlicher Sorgfalt um ihn beschäftigt, das älteste Töchterchen, ein allerliebster Blondkopf, ging der Mutter so eifrig als geschickt zur Hand, das kleinere Volk trieb in der Nähe sein Spiel — aber leise und vorsichtig, um den lieben kranken Vater nicht zu belästigen. Der große Lieb-

ſingshund lag mit ernſthaftem Geſicht neben dem Sofa. Im Kamin praſſelte ein luſtiges Feuer, erfreulichen Anblicks, während vom Ofen in der andern Ecke doch eigentlich die behagliche Wärme des Saals ausging. Ein großer bis an die Zimmerdecke reichender Drathkäfig, die Form einer gothiſchen Kapelle nachahmend, mit Hülſen und Tannen-Gezweig herbſtlich geſchmückt, war von einem Schwarm flatternder Canarienvögel belebt. Auf dem Tiſch hüpfte ein zahmes Rothkehlchen, welches an einer ihm vom Frühſtück zurückgebliebenen Brodkruſte herumzerrte. — Die ganze Scene war das anmuthige Bild eines beglückten Hauſes. In welchem Contraſt erſchien es gegen Otto's wilden Sinn! Es machte auf ihn einen lebhaften, mehr ſchmerzlichen als erheiternden Eindruck. Alles zeigte ſich ihm ſo innig wahr und herzlich warm. Und wie düſter ſtand er daneben!

„Ja, wen Gott lieb hat, dem giebt er ſolch eine Frau!" — ſagte Georg, indem er ſeiner Mathilde die Hand küßte.

Sie lachte. — „Wenn es ſo glücklich abgeht, iſt es den ſtolzen Herrn der Schöpfung recht heilſam, auf ein paar Tage niedergeduckt zu werden. Da beugt ſich dann ihr Hochmuth ein wenig, und wir armen Frauen kommen wieder etwas in Anſehen, wenn auch nur als Krankenwärterinnen."

„Nun, liebes Kind, von mir kannſt Du doch nicht ſagen, daß ich der Lektion bedurft hätte!“ — antwortete Georg, und dann ſetzte er gegen Otto hinzu: „aber wie allerliebſt das Frauchen ſich bei meinem Sturz benommen hat — Du glaubſt es nicht!“

Er erzählte, wie es damit zugegangen war, und ſchloß dann: „eine Andre hätte auf alle Pferde in der Welt, auf das Reiten überhaupt, auf mein tolles Reiten ins beſondere geſcholten und ſich arg angeſtellt. — Sie aber, nachdem ſie erſt beruhigt war, daß meine Fußverrenkung nichts auf ſich hätte, ſagte dann ganz freundlich und ruhig: „Du wirſt den Hector doch wohl ins Baugeſpann geben müſſen, da er ſo unſicher wird?“ — „Und das ſoll auch geſchehen, Liebchen, obgleich es mir leid thut, das alte edle Thier ins Joch zu ſpannen. Aber das Frauchen hat Recht diesmal.“

Sie meinte, das träfe ſich zuweilen ſo, und bedankte ſich, daß es anerkannt würde.

Es war in der natürlichen Treuherzigkeit des Ehepaars zugleich ein ſo guter feiner Ton, daß den Zuſchauer der kleinen Hauskomödie auch nicht ein einziger Mißlaut ſtörte. — Der jetzige Zuſchauer ſaß gedankenvoll dabei. Aber faſt erſchreckt fuhr er auf, als Georg zu ihm ſagte:

„In ſolchen zufälligen Situationen wird es dem Menſchen doch recht klar, daß er nicht zum Allein-

seyn geschaffen ist. Von der sorgfältigen Pflege will ich nicht einmal reden — es möchte zu egoistisch klingen. Aber die Theilnahme, die Sorge, die Liebe — diese natürlichen menschlichen Gefühle, wo sprechen sie so deutlich und eindringlich zum Herzen — als wo solch ein einzelner Unfall nicht die Sache des Einzelnen bleibt, sondern eine Angelegenheit des Hauses wird! Das ist doch ein ganz ander Ding!"

Mathilde lachte: „Das klingt sehr schön, aber sage, was Du willst; Ihr Männer seyd und bleibt ein wunderliches Volk. Auch, wenn Ihr Euer Glück einseht, wißt Ihr es nicht zu schätzen; von Zeit zu Zeit kehrt der alte Freiheitsschwindel zurück, und die Köpfe gehen Euch um wie Wetterfahnen. Dann kommen Träume von Reisen, fremden Welttheilen, Auswanderungen — Ja, ja! Du selbst, lieber Georg, bist nicht frei davon! Und hätte ich nicht so stark dagegen gepredigt, wir wären schon auf dem Wege zum Ohio. Denken Sie sich, Baron, er sprach ganz ernstlich davon, Herborn zu verkaufen, und nach Amerika auszuwandern."

„Mit dem Ernst" — versetzte Georg — „war es diesmal so recht ernstlich doch nicht gemeint. Obgleich es, weiß Gott, bei unserm jetzigen elenden Zustand, und bei den Umwälzungen, die uns bevorstehen, wohl das Klügste wäre, was man thun

könnte. Solche Propoſitionen werden mir wenigſtens ſchwerlich jemals wieder gemacht."

Er erzählte, daß ein durch glückliche Spekulationen und hinzugekommene große Erbſchaften plötzlich überreich gewordener Banquier ſich in der Gegend anzukaufen wünſchte, und ihm auf ein Gerücht, daß Herborn feil ſey, durch ſeinen Agenten die vortheilhafteſten Anträge gemacht hätte. —

„Und wäre ich zehn Jahre jünger, nicht einen Augenblick bedächt' ich mich, und Mathilde fände ſich auch darein. So freilich und mit der kleinen jauchzenden Reiſegeſellſchaft dort hat die Sache ihre bedeutenden Haken. Aber Du! Willſt Du Breda verkaufen? — Du kannſt einen brillanten Handel machen. Was hat Dein Vater für Breda gegeben?"

„Sechzigtauſend Thaler."

„Nun, das Haus will ich auf zwölftauſend Thaler anſchlagen, weil der Käufer das Gut bewohnen würde — Meliorationen etwa achttauſend. Ich ſchaffe Dir Achtzigtauſend Thaler. — Zwei Drittheil auf einem Brett hingezählt, — den Reſt in Jahres-Friſt."

„Pfui, Georg!" — ſagte Mathilde — „Schelten Sie ihn doch, Baron! Scheint es nicht, als ob ihm daran läge, ſeinen Freund aus der Nachbarſchaft los zu werden?"

„Nun, es iſt ja nur, daß man davon redet.

Uebrigens hat Soltar, wie er zehnmal gesagt, keine Liebhaberei für das Landwesen, da ist Breda ihm viel zu groß, und eine Last. Ein kleines Gut thut ihm zum Vergnügen das Nämliche. Du kannst Hohenlind für zwanzigtausend Thaler haben — da bleiben wir Nachbaren und sind noch eine Viertelstunde näher beisammen."

„Der Auswanderungsplan" — sagte Otto — „hat für mich viel Reizendes, und von Allen, welche an dergleichen denken, bin ich vielleicht der Erste, ihn auszuführen. Je länger ich das verrückte Wesen in Deutschland betrachte, desto heller wird mir es, daß ich in diesen Quark und Wust nicht passe. Ehe wir es uns versehen, schlägt der Blitz die alte morsche Bude zusammen, und alles erstickt unter den Trümmern. Aber wenn ich auch nach Amerika ausfliege, Breda verkaufe ich deshalb doch nicht. Ich würde damit ein großes Unrecht begehen."

„Das versteh ich nicht" — sagte Georg — „es ist ja nicht einmal ein Stammgut Deiner Familie, sondern nur ein gekauftes. Was wolltest Du denn damit? Etwa dem Herrn Vetter es vermachen?"

„Wahrscheinlich lachst Du mich aus. Aber wirklich um meines Vetters willen behalt' ich es. Meine Heimkehr hat ihn um glänzende gerechte Hoffnungen betrogen. Er ist darüber mein Feind geworden. Es mag unrecht seyn; ich aber kann es ihm nicht verdenken. — Nun ist Breda doch

eigentlich das Hauptſtück, die Baſis des Soltarſchen Vermögens. Geſetzt, ich verkauf' es, und ſchleppe das Geld mit nach Amerika. — Weiß ich denn, was aus mir wird? — Geht nicht etwa mein Schiff zu Grunde? — trifft mich drüben eine Kugel? oder verthu' ich dort im unſtäten Leben alles bis auf den letzten Dollar? — Auf jeden Fall hätt' er die größte Mühe und Noth, den kleinen Reſt wieder zurück zu leiten. Und, obgleich ich alles Erbſchaftsweſen für Unſinn und Willkühr halte, nicht einmal einem Menſchen das Recht zugeſtehe, nach ſeinem Tod hinaus über das zu verfügen, was im Leben ſein war — es beſtehen doch einmal dieſe Einrichtungen; ich kann ſie nicht abſchaffen, und ſo würde mich zum zweitenmal der Vorwurf treffen, ihn um ſeine Ausſichten zu bringen. Und dieſer zweite Vorwurf wäre gerechter als der erſte. Daß ich in der Welt bin, ihm zum Schaden, iſt ein Zufall, den ich nicht zu verantworten habe. Aber, wie ich hinausgehe, das iſt mein Werk. Und der Rittmeiſter iſt doch mein nächſter Vetter — mein einziger Erbe."

„Das iſt er jetzt noch — aber hoffentlich ändert ſich das bald. Du wirſt ja den Stamm doch nicht ausſterben laſſen" — ſagte Herborn, und deutete ſcherzend auf eine junge ſchöne Gebieterin, welche nächſtens in das Soltarſche Haus neues Leben bringen werde. Otto wich aber ſchnell, faſt gewalt-

sam aus, und lenkte wieder auf das Auswandern zurück. — Die Eheleute hörten mit Befremden, daß er mit diesem Plane schon so vertraut geworden war. Nachdem man das Für und Wider durchgesprochen hatte, sagte Herborn:

„Mit ihrem Benehmen gegen die Auswanderung haben unsere Fürsten sich auch keinen Lorbeer in ihre Kronen geflochten. Anfangs nahmen sie es gewaltig übel, schalten die armen Wanderer Rebellen, und wollten sie mit Gewalt zurückhalten; denn sie schämten sich doch, wenn es draußen so bekannt würde, daß die Leute unter ihrer sanften Regierung nicht athmen könnten; die Bauern sollten sich mit Gewalt glücklich fühlen. Auf den ersten Zorn der großen Herrn folgte dann die gewöhnliche Apathie. Sie beruhigten sich mit dem Trost: alle die Zugvögel wären Narren und Tagediebe, und begnügten sich, ihre Rückkehr zu verhindern. Daß nur eine einzige Regierung dem Schicksal dieser Menschen nachgefragt, für ihr Fortkommen, für ihre Aufnahme drüben einen Schritt gethan hätte! — Gott bewahre! — „Wollen die Schlingels nicht bleiben, so mögen sie ertrinken oder verhungern!“ — das war eine allgemein beliebte ministerielle Redensart. Und doch konnten die weisen Excellenzen die Uebervölkerung und die Noth nicht wegdemonstriren. — Da waren die Alten doch viel klüger, welche Auswanderung und Anle-

gung von Colonieen unterſtützten. — Wenn ich das Unglück hätte, ein Regent zu ſeyn, ich ſchickte doch wenigſtens einen zuverläſſigen Mann nach Amerika, der ſich für die Zukunft meiner ehemaligen Landeskinder dort bemühete — und ſollt' ich die Koſten zu dieſer Miſſion am Marſtall oder am Hoftheater abziehen! Der einzige deutſche Staatsmann, welcher jemals über dieſe Angelegenheit öffentlich ein ernſtes edles Wort geſprochen hat, iſt der Baron Gagern. In ſeiner Schrift: der Deutſche in Amerika hat er den deutſchen Fürſten ans Herz gelegt, wie Habſucht, unmenſchliche Härte und Verworfenheit dem rath- und hülfloſen deutſchen Auswanderer das jämmerlichſte Elend bereite, hat gezeigt, wie ſich bei dieſen unglücklichen Menſchen eine Demoraliſation verbreite, welche den deutſchen Namen in Amerika der Verachtung Preis gebe — hat Vorſchläge gemacht, dem Uebel abzuhelfen, hat die Regierungen aufgefordert, da wo die Auswanderungen nicht zu hindern wären, ſolche auf eine Art zu regeln, welche das menſchliche Elend mildern könne; — er hat darauf hingewieſen, daß es doch auch in politiſcher Hinſicht nicht gleichgiltig ſey, welche Meinung das Ausland von unſerm deutſchen Vaterlande habe — — Und nicht blos geſprochen — er hat auch gehandelt. Seinen Neffen, den Freiherrn Fürſtenwärther hat er nach Holland und Amerika geſchickt, um an Ort und Stelle Erkun-

digungen einzuziehen. So hat er — der Privatmann — alle deutschen Fürsten beschämt. Er schickte sein Buch (das Resultat jener Forschungen) an die Bundesversammlung. — Die Sache machte Aufsehen. Ich war sehr gespannt auf den Erfolg. — Was war der Erfolg? — Es ward zwei Jahr nach der Eingabe ein Vortrag darüber gehalten, und die Bundesversammlung beschloß: das Buch in das Bundesarchiv ad acta zu legen, und den Regierungen das Weitere zu überlassen; und nirgends ist davon wieder die Rede gewesen!" —

„Es ist alles wahr" — versetzte Otto — „indessen wirst Du auch eingestehen, daß unter den Auswanderern viel arges Gesindel war."

„Gewiß. Aber die los zu werden, war ja ein Gewinn. — Dennoch konnten die Herren ihren Verdruß darüber nicht verbergen. Dazu kam der Aerger über die fatalen Nachrichten von Amerika's glänzendem Finanzstand und dem riesenmäßigen Schwung seines Verkehrs — dazu kam endlich — — ganz, tief, leise und verdrückt — die Stimme des Gewissens. — Vor ein paar Jahren war ich unten an der Weser, als ein Schiff mit Colonisten absegelte. Kaufleute, Handwerker, Bauern, Weiber, Kinder — bunt durch einander — siebenzig bis achtzig Menschen. Ich ging an Bord und besah mir das Gewühl. Einige Spielleute musicirten

luſtig vorn weg am Boogſpriet — Tyroler jodelten drein — am mittelſten Maſtbaum ſaß eine Mutter mit drei blaſſen Kindern. Vor dem Eingang zur Kajüte ſtand Arm in Arm ein junges Ehepaar, vorgeſtern getraut. — Die hübſche kleine Frau hatte ihrem Manne beide Hände auf die Schulter gelegt, und der Blick, mit dem ſie ihm in die Augen ſah, ſprach: Du biſt nun mein Eins und Alles! — Ich traf in dem Gedräng einen Bauern, ärmlich aber reinlich gekleidet, mit klugem Geſicht und freiem Weſen. — Nun, Landsmann, ſagt' ich, erzählt mir doch, warum geht Ihr eigentlich nach Amerika? — Herr, verſetzte er mit einem traurigen und doch ſchalkigen Lächeln — das iſt in zwei Worten geſagt: Wir haben einen G * * * — er mag ſonſt ein braver Herr ſeyn — Aber er kennt ſein Volk nicht, und das Volk kennt ihn auch nicht. Der gute Herr will mit Gewalt einen König vorſtellen. Da hat er ſich denn eine ſchöne Garde angeſchafft, einen Stall mit ein paar hundert Pferden, und das Theater allein koſtet jährlich hunderttauſend Gulden. Dagegen können wir Bauern kein Geld aufbringen. Darum geh' ich nach Amerika — *)

*) Von Wort zu Wort die Erklärung eines Bauern aus dem * * * Walde über ſeine Auswanderungsgründe am Bord eines Auswandererſchiffs.

In ſolchen Geſprächen verging der Tag — für Otto ein peinlicher, lehrreicher, entſcheidender Tag. Er ſah an dieſem Bilde häuslicher Ruhe, ſtiller Glückſeligkeit, was ihm alles fehle, ein ſolches Leben zu führen. Es war nicht weniger als Alles. — Der Sinn dazu, das Geſchick, Reſignation, Heiterkeit des Gemüths und — Ruhe des Gewiſſens. — Nein! Für ihn und Alma war eine ſolche im ſichern Gleiſe hinſchleichende Exiſtenz, ein friedenſattes Landjunkerleben ſo wenig gemacht, als die dumpfe Atmoſphäre der Reſidenz-Langeweile. — Hinaus! — Welt! Ferne! Meer! Noth und Lebenslaſt! — Kampf mit den Menſchen, mit den Elementen, mit dem Unglück! Das war ſeine Lebensbahn! — Alles Uebrige ein tückiſch langſamer Tod im Sumpf!

Er blieb über Nacht in Herborn, und kehrte erſt am folgenden Mittag nach Breda zurück. Die Sonne ſchien lieblich warm. Als er oben in den großen Saal eintrat, fand er die Thür gegen den Balkon offen ſtehend. Auf dem Tiſch lag ein großes Buch aufgeſchlagen; die hereinziehende Luft wühlte in den Blättern. An ſich ein gleichgültiger Anblick. Doch ſah Otto mit einer Ahndung darauf hin — ihm war, als ſchlüge eine unſichtbare Geiſterhand Seit' auf Seite um. Dieſe flüchtige Idee bekam eine ernſte Bedeutung, als er den Folianten näher betrachtete. Es war ein Taufbuch, der Pfarrer

hatte es ihm auf ſein geſtriges Billet zugeſchickt — „Ja" — ſagte er, das Auge ſtarr auf die raſchelnden Blätter geheftet — „ſo ſpielt das Schickſal mit dem Menſchen!" — Jetzt faßte ein raſcher Windſtoß hinein, und ſchlug ihm gerade die Seite auf, wegen welcher er das Buch verlangt hatte. — Die Blätter waren nach der hergebrachten Einrichtung ſolcher Regiſter in Colonnen abgetheilt — Jahr, Monat, Tag der Geburt, der Taufe, Namen des Kindes, der Eltern, der Taufpathen enthaltend.

1812	Sept.	7.	Alma

Die beiden letzten Rubriken waren von einem Dintenſtrom überſchwemmt und unleſbar gemacht. Hatte der Zufall oder eine dienſtfertige Hand den ſchwarzen Schleier über das traurige Geheimniß geworfen?

Heftig ſchlug er das Buch zu. Doch eben ſo ſchnell öffnete er es wieder. Seine Augen glühten auf den ſchwarzen Flecken hin, als wollten ſie ihn wegſengen.

Ein Makel auf Alma's Namen! — Heilloſe Idee! — Hätt' er je gedacht, daß ein Dintenfleck ihn ſo ärgern würde? — Das verdammte ſchwarze Meer! — „Ach, läg' ich im wirklichen ſchwarzen

Meer. Dort jenseit Constantinopel!" — Ihm kam die Melodie eines alten traurigen Liedes auf die Lippen:

„Tief und gar lang begraben
In der weiten wüsten See!"

Nachdem er eine Zeitlang auf den Boden, an die Wand, an die Fenster, in die draußen ziehenden Wolken gestarrt hatte, fielen seine Blicke wieder auf das unglückliche Schwarz. Während Sinn, Phantasie, Gedanken, sich auf dem düstern Felde herumtummelten, bemerkte er, daß der Fleck gegen Alma's Namen zufällig die Form eines aufgesperrten Rachens bekommen hatte.

„Ein Höllenschlund! Ja! Eure verfluchten Staats- und Kirchen-Einrichtungen vergiften, verschlingen alles Menschliche!"

Unwillkührlich streckte er die Hand aus, um das Blatt heraus zu reißen. Langsam zog er sie zurück. — „Was wäre damit geholfen? Der Fleck ist ja nicht blos hier im Buch!"

„Aber" — sagte er nach einer Pause — „was geht er denn mich an? — Mich? — Freilich sehr viel — und doch wieder gar nichts. Wenn andre Menschen die Narren ihrer Vorurtheile seyn wollen — ich brauche doch wahrlich nicht daran zu glauben! — Ich am wenigsten! Ich darf, muß, kann, soll es nicht!"

Er ſah wieder ins Buch. Da ſtand unter Alma's Namen:

1812	Sept.	14.	Anna.	Förſter Heinrich Rubart und Sophie Rubart geb. Grün aus Breda.	N. N. N. N.

Sophie Rubart? Das war ja die Wahnſinnige, die er aus den Flammen errettet, die ihn jetzt aufſuchte.

Sophie! Anna! Alma!

Die drei Namen gingen ihm wie Feuerräder durch den Kopf.

Er ſchleuderte das Buch in eine Ecke, rannte aus dem Saal, und ſchlug die Thür hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten.

Eſſen mocht' er nicht. Er blieb den ganzen Tag in ſeinem Zimmer; einſam, unzugänglich für Jedermann. — Die Förſterswittwe war ſchon am Morgen da geweſen; Nachmittags zweimal wieder gekommen. Er wollte ſie nicht ſehen. Die Abenddämmerung wehete ſchon ihre grauen Florſchleier über die Berge und Fluren weit umher — da ging er in den Mantel gehüllt, durch den Garten hinaus in den Wald nach dem Fluß zu. Er ſchweifte weit in der Gegend umher. Die Einſamkeit war graulich im Walde. Weiße Stämme, ſchwarze Schatten

wankten ſo ängſtlich durch einander — der Strom ging ſo haſtig zwiſchen den Ufern, das Schilf rauſchte ſtoßweiſe, als ſtiege ein Geſpenſt nach dem andern aus den Wellen.

Eine Weile ſaß er, ſelbſt einem Nachtgeſpenſt ähnlich, im Kahn, der hier an einem Pfahl befeſtigt, ſchaukelte. Die Kette des Ankers unter ſeinen Füßen liegend, klirrte, indem er darauf trat. Ihm fiel die Sklavenkette ein, die dumpfe Höhle des Algierſchen Bagno. War nicht das ganze Leben für ihn eine Feſſel, ein ſchwarzes Gefängniß? ein grauſiges Labyrinth?

Er ſprang aus dem Kahn — und als er ans Ufer trat, ſtand eine dunkle Geſtalt vor ihm.

Es war die Förſterswittwe.

— „Herr Baron" — fing ſie leiſe an (das Zittern ihrer Stimme verrieth unterdrückte heftige Bewegung) „Sie dürfen mir nicht ausweichen. Sie müſſen mich hören."

„Nun, was ſoll's?"

— „Sie haben mir das Leben gerettet; ein traurig Geſchenk, aber es war doch ſchön von Ihnen. Jetzt gilt es — ich komme — ich muß Sie verhindern, ein ungeheures Verbrechen zu begehen."

„Gute Frau — wißt Ihr auch, was Ihr redet?"

— „Man hat Ihnen wohl geſagt, ich ſey verrückt? Es wäre kein Wunder, und mir

wär' es eine Wohlthat. Aber leider hab' ich meinen Verſtand behalten — zur Strafe meiner Sünden! — Ach, und auch, um ſie wieder gut zu machen. Hier iſt viel gut zu machen. Der Himmel hat mich geſpart, damit es möglich ſey. Er hat Sie ins Feuer geſendet, mich zu retten, damit ich Sie wieder aus den Flammen der Hölle rette. — So belohnt ſich eine gute That! Und Sie müſſen mir danken, wie ich Ihnen."

„Wenn ich nur erſt wüßte, wovon die Rede iſt?"

— „Das wiſſen Sie nicht? Ich weiß es, und will es Ihnen erzählen." —

„Nur ein Bischen kurz, wenn ich bitten darf. Ich habe keine Zeit, mich bei Euch aufzuhalten."

— „Keine Zeit? — Das klang freilich ehemals ganz anders. Als es dem Herrn Baron darauf ankam, ein armes Mädchen zu verführen, da hatten Sie Zeit genug, ſich bei mir aufzuhalten."

„Dummes Zeug! Ich habe die Hexe in meinem Leben nicht geſehen!" —

— „Herr Baron!" — rief ſie — „ich habe nicht begehrt, daß Sie ſich meiner erinnern — nicht, daß Sie mich aus den Flammen ziehen ſollten. — Aber wenn Sie mich nicht kennen, wenn Sie mich verläugnen wollen! — ich werde Ihnen einen

furchtbaren Zeugen citiren; der soll es Ihnen wohl ins Gedächtniß rufen — daß Sie — dem Himmel sey es geklagt — Sophie Grün nur zu gut gekannt haben!"

„Citire den Teufel!" — sagte Otto. Indessen mußte er doch bekennen, so unverständlich ihm ihre Reden auch klangen, etwas Verrücktes war doch nicht darin zu finden.

„Einen Engel citir' ich!" — versetzte sie. — „Aber für Sie ist er kein Engel des Lichts! — Und ohne weitere Umschweife will ich Ihnen nur sagen, daß ich von Fräulein Alma spreche."

Aus diesem Munde schlug der geliebte Name fast mit widrigem Klang an das Ohr des erstaunten Hörers.

— „Alma Glernau mein' ich. Sie wollen sie heirathen, heißt es."

„Wer hat Ihr das vorgelogen? Und was geht Sie das an?"

— „Die ganze Stadt sagt es. Und was es mich angeht? — Herr Baron, ich entdecke Ihnen ein tiefes Geheimniß! — Bis jetzt ist es mein Geheimniß gewesen. Niemand hat es von mir erfahren, auch mein Mann nicht. Jetzt mag es bekannt werden, muß bekannt werden. Sollt' es mir das Leben kosten. Sie dürfen sie nicht heirathen — werden sie nicht heirathen!"

„Geſetzt, ich wollt' es — Wer würde mich daran hindern?" —

„Gott! — Die ganze Welt! — Ich! — Glernau's Alma iſt nicht die Enkelin des Geheime-Raths — ſie iſt Ihre Tochter! Meine Tochter!"

„Weib! — Du biſt wirklich raſend!"

— „Nein! Nein! — Glauben Sie mir! — ich beſchwöre Sie um Ihrer, um meiner Seele willen! Ich habe meinen guten vollen richtigen Verſtand! rede nur die reine lautere Wahrheit! — Hören Sie mich an! — Sie wiſſen, Herr Baron — können es nicht läugnen — weshalb ich aus Ihrem elterlichen Hauſe ſo plötzlich weggeſchickt ward. — Sie können ja Sophie Grün nicht vergeſſen haben! — Ich war ein junges, unwiſſendes Ding — hatte Sie von Herzen lieb! — Ich will Sie nicht anklagen — aber Sie — Sie waren mein Verführer — der Fehltritt war geſchehen." —

„In meinem Leben hab' ich Dir nicht einmal die Hand gedrückt! — Ich ſchwöre bei allem —!"

— „Schwören Sie nicht! Laſſen Sie mich ausreden! — Ihre Mutter liebte mich — wollte Ihr Unrecht, meine Schande verdecken. Sie waren fort zur Armee — der Förſter Rubart nahm mich zur Frau. O Himmel, welch ein Mann! welch eine Ehe!" —

Sie erzählte nun mit haſtigen, aber zuſammenhängenden Worten, daß ein Vierteljahr nach ihrer Verheirathung Fräulein Antonie Glernau heimlich in ihr Haus gebracht wäre, eine Tochter geboren hätte —

— „Ich weiß es noch wie heute! Es war am ſiebenten September! — Sie ſtarb Tags darauf. — Eine Woche ſpäter kam *mein* Tag — Das Kind war auch ein Mädchen! — Ihre Tochter —!"

„Ich habe kein Kind! habe keine Tochter! Verfluchtes Weib!" — rief Otto; der Zorn erſtickte ſeine Stimme.

— „Verflucht! — Ja, dreimal verflucht! Aber Sie *haben* eine Tochter! — Das Kind des Fräuleins ward mir gelaſſen. Es ſtarb. Der Satan gab mir ein Höllenwerk ein — Armuth, Leichtſinn, das teufliſche Betragen meines Mannes verleitete mich! — Mein Kind ſey geſtorben, ſagt' ich — und legte unſre Anna in Alma's Wiege. — Der Betrug gelang! Alma iſt nicht Alma! — Sie iſt Ihre, unſre Anna! — Die kleine Alma iſt lang begraben und verweſet!" —

„Eine Höllenlüge! Ein Höllerbetrug! — Ich habe keinen Theil — habe nie mit Dir zu ſchaffen gehabt!" —

„Der Himmel weiß, wie es mich nachher gereuete — aber doch war ich ſchlecht genug, die Betrügerei nicht zu geſtehen. Und wie das Kind nun

in Glanz und Herrlichkeit erzogen wurde — war ich dumm genug, mich zu freuen. — Es ist ja das Kind eines Barons, dacht' ich, warum soll es nicht für die Enkelin eines Ministers gelten? — Und hatte meinen Jubel daran, daß mir es gelungen wäre, alle die vornehmen Leute so betrogen zu haben! — Aber dann kam wieder der Schmerz, fürs ganze Leben getrennt zu seyn von meinem Kinde! — Ich durft' es nicht küssen, nicht herzen, nicht meine Anna nennen. — Tausendmal wollt' ich hin, und sagen: sie ist mein — mein Kind lebt! — Dann stand immer der Teufel vor mir, und der Hochmuth! — Wenn ich es so schön geputzt am Fenster sah — oder im prächtigen Wagen spazieren gefahren — dacht' ich: sollst Du ihm das wieder nehmen? — Es kann eine Gräfin aus ihr werden! — Und was kannst Du ihr geben? — Sie galten ja für todt! — Ich schlich mich ins Haus, mein Kind zu sehen; ich stand unter seinem Fenster Nachts — hörte, wie es lachte und weinte — und wie es in Schlaf gesungen wurde! — ich sah an dem prächtigen Hause hinauf — und dann sah ich meine zerrissenen Kleider an. Damals wurd' ich wahnsinnig, und bin es noch zu Zeiten. — Aber zu Zeiten bin ich auch ganz klug — bin jetzt ganz bei Sinnen! — Und wenn ich ganz toll war, hab' ich doch nie das Geheimniß verrathen. — So blendete mich der Satan! — Nun kommt die

Strafe und die Rache! — Sie ſind wieder da — und verlieben ſich, — und wollen ſie heirathen? die eigene Tochter!"

„Sprich das Wort noch einmal, unſinnige, lügenhafte, teufliſche Perſon! — Du biſt erkauft, um mich zu betrügen, zu verwirren! Ich weiß den ganzen verruchten Plan! — Sprich das Wort noch einmal — ich drehe Dir den Hals um!"

Sie fiel vor ihm auf die Knie, weinte laut, ſchwur mit allen Eiden, bei allem im Himmel und auf Erden — er ſolle es glauben! er müſſe es glauben!"

Er wollte fort — ſie faßte ſeinen Mantel — — „In Todes-Angſt hab' ich geſchwiegen noch dieſe Tage, als ich von Ihnen und Anna hörte! — noch weiß ich es nur und Sie! — aber morgen weiß es die ganze Stadt! — Werden Sie dann läugnen?"

„Ich werde! Ich kann! Weiche von mir, Satan!"

Mit der Kraft einer Raſenden packte ſie ihn jetzt, als er ſich loszureißen ſuchte, ſprang auf, klammerte ſich an ſeinen Arm — ihre Augen rollten, ihre Glieder zitterten, ſie hing feſt an ihm wie eine wilde Katze, die ſich in ihre Beute feſtgekrallt hat.

— „Unmenſch! — Unhold! — Willſt nicht glauben? Willſt Dein eigen Kind heirathen! —

Sollſt nicht! Darfſt nicht! — Sollt' ich Dich ermorden!"

Der Kampf mit der wahnwitzigen Perſon im nächtlich öden Walde war gräßlich.

Nun weinte ſie wieder, flehete, winſelte. Er gab keine Antwort, und ſuchte ſie mit Gewalt abzuſchütteln.

Jetzt bat ſie, ſchwur abermals, hundertmal in einem Athem — es wiſſe noch Niemand, ſolle ein Geheimniß bleiben — nur müſſe er es glauben — müſſe ihr verſprechen — ſie wolle ihr Kind wieder haben! — Nein — ſie könne nicht ſchweigen! wolle nicht ſchweigen! —

„Du ſollſt! — ſollſt ewig!"

Er griff ihr in die Haare, um ſie von ſich zu ſchleudern.

— „Ewig! ewig!" — ſchrie ſie mit einem gräßlichen Lachen, packte ihn am Hals — riß ein Meſſer aus dem Kleid hervor, und ſtach damit auf ſeine Bruſt. Die Klinge verwickelte ſich in den Falten ſeines Mantels.

Er rang mit ihr auf Leben und Tod — es galt alles, aus den Klauen dieſer Hyäne los zu kommen — ſie erdroſſelte ihn faſt — im Handgemenge griff er das Meſſer — ſie ſchnappte mit den Zähnen nach ihm — er ſtieß ſie zurück — ſie ließ los — taumelte zwei Schritte von ihm weg. —

„Anna!" — ſchluchzte ein röchelnder Seufzer — dort ſchlug ſie zu Boden. —

20.

Wie von Dämonen gejagt, kam Otto ſpät Abends in die Stadt zurück.

Der Reitknecht, welcher ihm die Braune abnahm — mit Schrecken, als er es nun im Stall näher betrachtete, ſah er den Zuſtand des Pferdes. Naß übern ganzen Leib, als käm' es aus dem Fluß, die Seiten vom Sporn blutig geriſſen, athemlos, zitternd ſtand es da, und ließ den Kopf hängen.

Verdrießlich ging Johann um die arme Fenella herum — dann ſetzte er die Laterne nieder, und ſagte während des Abzäumens mit einem derben Fluch: „da hat er einmal wieder mit dem Teufel um die Wette geritten!"

Es giebt ein wunderliches Bild — iſt es nicht von Salvator Roſa? — Auf ſchroffem Felſengipfel einer Seeküſte ſteht ein Mann ritterlicher Geſtalt — ein rother Mantel, im Winde flatternd, ſchlägt um Schultern und Haupt wie eine Flamme; im bleichen Geſicht Stolz, Welt- und Menſchen-Verachtung, Trotz gegen das Schickſal — Schmerz eines nagenden Gewiſſens. — Hinter ihm in der Felſenſchlucht eine blutige Leiche — vor ihm ein tief ſchwindelnder Abgrund — Weit hinaus über

toſender Wellenbrandung eine öde ſchwarze endloſe Finſterniß.

Das war Otto.

Er grollte mit ſich ſelbſt. — Er wollte ſich erheben über das Geſchehene, wollte ſich vor ſeinem innern Richter rechtfertigen — die nächſten Entſchuldigungsgründe fand er wohl; aber ſie genügten nicht, und wie er weiter zurückſuchte, wankte ihm der Boden unter den Füßen. — Er wollte die Sache gering achten, kühl bedauernd ein gewöhnliches Unglück daraus machen, eine Nothwehr. — Und was lag denn an einer ſolchen einzelnen verrückten Perſon? — In einer Welt, wo Tauſende den Einfällen, den Launen, dem Eigenſinn der Mächtigen hingeopfert werden? Einer Perſon, die, ihn zu betrügen erkauft, oder wirklich ganz wahnſinnig war? — Aber es ging nicht. Der Eindruck war zu neu — das blutige Bild zu friſch — zu wild der Aufruhr im düſtern zerriſſenen Sinn. —

Alma! — Anna! — Die Namen ſchlugen unaufhörlich gegen einander, wie ein paar Dornſträuche, vom Sturm gezauſt.

Auf und nieder, durch die Reihe der Zimmer, auf und nieder rannte er — raſtlos — gedankenlos — ſtundenlang. — Endlich fiel er auf einen Divan. Hier überwältigte ihn die Ermüdung an Geiſt und Körper. Aber ſie brachte ihm nicht den

Balſamhauch eines ſüßen Schlummers. Schwer, bleiern, lag erſtickende Bewußtloſigkeit auf ihm, ein Alp mit wahnſinnig verzerrtem Geſichte. Geſtaltloſe und doch mit dem Spott einer Form bekleidete Fratzen, zogen herüber, hinüber, Wolkendunſt, Nebelgenieſel —

Ihm war, als läg' er im Mittelpunct eines großen ungeheuren Rades, das um die Erde ſchlug — ſchwarze Ströme aus Sonn' und Mond niederſtürzend, ſetzten das Rieſenwerk in Bewegung — — hoch in der Nacht ſtand ein Mond-Regenbogen. Ein weißes Pferd, dem ein Tiger auf den Hals geſprungen war, jagte in Todesangſt über die bunte Brücke — Die Blutstropfen aus ſeinen Wunden fielen in einen großen goldenen Schild herab — man hörte ſie klingen — die Töne griffen an die Nerven wie Harmonikaklänge. — Otto ſah ſtarr hin auf den Schild, deſſen Höhlung ſich immer höher mit Blut anfüllte — jetzt war es ein Teich — jetzt ein See — Nun kam eine Rieſin, groß wie die Erde, hob den Schild auf, präſentirte ihn wie einen Teller mit der einen ſchwarzen Hand, die Knochenfinger der andern weißen legte ſie auf ſeine Stirn — Ein Eiszapfen von Nova-Zembla kann nicht ſo kalt ſeyn! — Er wollte ſchreien, vermocht' es nicht — Aber die Augen riß er gewaltſam auf.

Es saß da wirklich so etwas Langes, Weißes, Unförmliches am Divan — Die Riesin war es im langen Schneegewande; aber aus ihrer ungeheuren Weltkörpergröße zusammengeschrumpft zur hagern Gestalt der Tante Judith — die goldene Schale mit dem Blutmeer verwandelte sich in einen Handleuchter. Ihr Finger lag auf seiner Stirn. Sie saß ganz aufrecht, bewegungslos, mit starren Augen. Otto's Athem ging schwer, der Kopf brannte; aber ein tödtlicher Frost schauerte ihm durch den Körper. Endlich stieß er einen Schrei aus. Sie schrak zusammen, ließ den Leuchter fallen, und erwachte aus ihrem Nachtwandel.

— „Jesus! Wo bin ich?"

Der Ton dieses Schrei's war dem schrillen Klang eines zerspringenden Glases verwandt.

„Tante! Besinnen Sie sich!" — rief Otto, indem er ihren Arm faßte, um zu verhindern, daß sie nicht vom Stuhl fiele: „Wie kamen Sie hieher?"

— „Hieher?" — sagte sie bestürzt; hielt beide Hände wie beschämt vor die Augen — ließ sie dann gefaltet sinken, saß stumm, blaß wie eine Todte im weißen Sterbekleid. — „Hieher?" — sie arbeitete angestrengt, sich zu sammeln — blickte aus den tiefen Augenhöhlen scheu und wild im Zimmer umher — „Bei Dir, Otto? — Ja recht! Zu Dir mußt' ich! — Bin ich im Schlaf hieher gekommen?

— Nun weiß ich alles! — O, ich hab' einen schrecklichen Traum von Dir geträumt! Ja, lieber Otto, ich komme, Dich zu warnen — Dir steht ein Unglück bevor!"

„Bevor?" — sagte er leise — „Vor! Nach! Ueberall!"

— „Ich war in meinem Lehnstuhl eingeschlafen" — fuhr sie fort. — „Da träumte mir, ich sähe Dich im Kahn auf einem Fluß. Die Nacht brach ein, und blasse Gespenster sahen aus dem Schilf an beiden Ufern. Du hieltest eine Leiche im Arm — —"

Otto schauderte zurück. Sie merkte nichts von seiner Bewegung und sprach weiter.

— „Eine Leiche, schwarzgekleidet — oder hülltest Du sie erst in Deinen Mantel — das sah ich nicht so deutlich wie das Uebrige — Du bücktest Dich, nahmst eine Kette, die im Kahn lag — eine schwere Kette mit einem Anker daran — ich hörte sie klirren. Mit dieser Kette umwickeltest Du die Leiche vom Kopf herunter, ein, zwei, drei, viermal — o, ich träumte so genau, als säh' ich es mit hellen Augen! — Unten um die Füße bandest Du sie noch mit einem Strick fest. Dann fuhrst Du in die Mitte des Stroms. Du ruderteſt nicht; sondern triebst den Kahn mit einer Stange fort — Als sie nicht lang genug mehr war, um Grund zu fassen, ließest Du den Kahn treiben. Jetzt hobst

Du die Leiche auf — über den Bord des Kahns glitt sie leise ins Wasser — und war verschwunden. — Du standest tief über die schwarze Flut gebeugt und sahest auf den Fleck hin, um welchen sich weite Kreise zogen. — Dann schifftest Du zurück ans Ufer — Hier stand ein langer Mann, welcher von weitem alles mit angesehen hatte —"

„Angesehen hatte?" — rief Otto — und fuhr erschreckt zusammen.

— „So glaubte ich nämlich" — sprach sie weiter — „aber als Du ausstiegst und er Dich umarmte, zerfloß er in eine schwarze ungeheure Wolke — sie stieg empor — wuchs in die Höhe wie ein Berg — wuchs in Gestalt eines Teufels — Dich hatte sie verschlungen, wenigstens sah ich nichts mehr von Dir."

„Wohl! verschlungen! Vom Teufel!" — murmelte Otto — Er blickte mit Grausen auf die Geisterseherin — kalter Schweiß bedeckte ihm Stirn und Schläfe.

Was dieses furchtbare Gesicht bedeuten möge, wisse sie noch nicht zu sagen. Gutes werd' es nicht seyn.

— „Aber daß es mir gekommen ist" — setzte sie hinzu — „wundert mich nicht. Ich war den ganzen Tag im Fieber. Und das hab' ich Niemanden zu danken, als der armen tollen Sophie. — Denke! dreimal ist sie gestern hier im Hause gewe-

sen, um Dich zu sprechen. — Niemand wußte, wohin Du geritten warst. — Sie müsse Dich sehen! müsse ein Unglück abwenden! — Endlich drang sie zu mir, weinte, fiel mir zu Füßen, beschwur mich —"

„Hat sie Ihnen gesagt, was sie wolle?" — fragte Otto in athemloser Spannung.

— „Kein Wort! — Wieviel ich auch fragte. — Nur daß sie beim Hofprediger gewesen wäre, sich dort Rath zu holen."

„Und hat sie d e n gesprochen?" — fragte Otto wieder — mit bebender Stimme.

„Ich glaube kaum, wenigstens schien sie ohne Trost und Rath. Was ihr Begehren eigentlich sey, war nicht heraus zu bringen."

Otto schöpfte Athem.

— „Frau Glinzer meinte endlich, Du möchtest nach Breda seyn; der Gärtner hätte Dich am See hinaus reiten sehen. — Darauf rannte sie fort. Bist Du nichts von ihr gewahr worden?"

„Mit keinem Blick!" —

— „Hast Du denn auch für sie gesorgt, Otto? Du weißt, ich bat Dich so dringend!"

„Freilich! freilich! — sie ist versorgt! ich weiß nichts von ihr! — ich habe sie ja aus dem Feuer gerettet — ihr Leben war gewissermaßen mein Eigenthum — Aber lassen wir das, liebe Tante! — Es ist

ein unangenehmer Gegenstand. — Sie bedürfen der Ruhe — Ich bin wirklich krank."

— „Ja, wahrlich! Du siehst bleich und verstört aus!" — sag , und als sie ihn aufmerksam betrachtete, fuhr sie mit entsetzlichem Kreischen zurück — „Otto!" — sie sank, von ihm weggewendet, das Gesicht mit beiden Händen zugedeckt, auf den Divan — dann blickte sie von weitem ihn durch die vorgehaltenen zitternden Finger wieder an — „Otto! der Tod steht auf Deiner Stirn!"

Sie fiel in Ohnmacht. Otto riß an der Klingel. Franz eilte herein — Mägde wurden gerufen — Frau Glinzer kam. — Die bleiche Seherin ward starr wie eine Leiche weggetragen. Starr wie eine Leiche blieb Otto zurück — Mitternacht schlug — das Haus versank in Grabesstille — die Lichter eines nach dem andern verloschen — Er saß starr in der Finsterniß. — Die Dämmerung kam. Er blickte starr ins Morgengrau.

In solcher wilden verwirrten Stimmung verbrachte er den Tag; gleich unfähig, das heillos Geschehene klar zu überdenken, die Widersprüche auszugleichen, oder einen Entschluß zu fassen.

Gegen Abend gerieth er in den Garten, mehr zufällig als mit Absicht. Durch die entlaubten Baumgänge strichen ruckweise leichte Regenschauer. Der See, vom Winde gepeitscht, ging mit hohen

Wellen. Die ſchwarze Waſſerfläche grauſte ihn an. Er wollte umkehren. Da blickte Alma's Einſiedelei mit hellem Lichtſchein hoch durch die Nacht her. Wie den Schiffer draußen auf wilder See der Schimmer des fernen Leuchtthurms zugleich erfreuet und warnt — (dort iſt erſehntes Land, aber auch Untergang an der Klippe) ſo ward ihm wohl und bang ums Herz. Doch zog es ihn zuletzt unwiderſtehlich hin.

In dem lampenhellen, behaglich erwärmten Zimmer fand er die Geliebte, ihn erwartend. Sie ſtand vor dem Kamin und ſah nachdenklich in die Kohlen — das zarte Geſicht und die ſchöne Geſtalt war vom Schein der Glut zauberiſch beleuchtet. — Auf ſein Eintreten fuhr ſie herum, flog ihm freudig entgegen, er hielt ſie entzückt in ſeinen Armen. Von allen Geſtalten, womit die Religion ihren Himmel bevölkert hat, iſt keine ſo natürlich, ſo lieb und tröſtend, als die Idee hülfreicher Genien, heiliger Schutzengel. Von einem Geſchlecht dieſer himmliſchen Weſen iſt im frommen Myſterium nicht die Rede. Doch werden ſie dem weiblichen Vorſtellungsvermögen ſtets als ſchöne Jünglinge, den Männern ſtets als reizende Mädchen erſcheinen, und beiden Theilen ſo am willkommenſten ſeyn.

Otto hielt jetzt ein ſolches Kind der ſeligen Regionen an ſeiner Bruſt. Von dieſen Armen umſchlungen, von dieſen Augen angeſtrahlt, glaubte

er ſich ſchon über alles Geſchehene hinaufgehoben und im Beſitz einer Verzeihung, einer Erlaſſung, die er denn allerdings ſehnlich genug zu begehren hatte.

Alma war lebhaft angeregt von mehrfachen Zeichen und Deutungen, daß ihr Geheimniß ſchon ſeinen Schleiern und Falten zu entſchlüpfen drohe — wie ein Morgentraum, den alles Wünſchen nicht feſthalten kann, wenn der junge Tag zwiſchen den Vorhängen hereinlauſcht.

Otto hatte davon leider ſelbſt die traurigſte Erfahrung gemacht. — Die Erinnerung fuhr wie eine eiſerne Keule mit heftigen Schlägen in ſein Gemüth, und er mußte ſich gewaltſam zuſammennehmen, um das zu verbergen, was ſich doch immer wieder hervordrängte — gleich einer Wunde, deren Blut durch alle Pflaſter und Binden ſtets unaufhörlich hinausquillt.

„Selbſt der Großvater" — ſagte Alma — „welcher doch ſonſt, in ſeine politiſchen Rechen-Exempel vertieft, wenig nach ihr ſehe, habe nach ihrer Meinung eine diplomatiſch geheime Mittheilung erhalten; er zeige ſich beſonders freundlich, zugleich aber betrachte er ſie ſeit geſtern mit dem ihr bekannten feinen Blick, womit er den Leuten zu verſtehen gebe, daß ihre geheimſten Gedanken vor ihm offen da lägen."

Sie erzählte das mit Heiterkeit und Vertrauen, wünschte aber auch eine Gegenäußerung des Geliebten zu vernehmen, und namentlich zu erfahren, wie das hier Mitgetheilte sich zu seiner Ansicht und zu den früher besprochenen geheimen Projekten verhalte? —

Otto fand sich der liebenswürdigen Freundin gegenüber in einer furchtbaren Lage. Wieviel hatte er nicht zu erwiedern! Was sollte er davon bekennen und was verschweigen? — Sie hatte auf seine Freimüthigkeit wie auf seine Schonung gleich achtungswerthe Ansprüche. Wo lag für ihn die heiligere Pflicht?

Er sah ihr schweigend, lang und tief und traurig ins Auge. Dann sagte er: „ich bin fester als je entschlossen, vom Vaterland zu scheiden! — Aber Alma?"

— „Du wirst an mir doch nicht zweifeln?" — versetzte sie lebhaft — „Jauchzen will ich, wenn mir nur erst die Segel über dem Kopfe rauschen, die uns hinübertragen! — wenn ich die Küste hinter uns zurückschwinden sehe!"

„Das glaub' ich gern!" — antwortete Otto — „Aber weißt Du auch, wem Du Dein Leben, Deine Zukunft anvertraueſt? — Ist es diesen Händen — (er sah finster darauf hin) — gegeben, Dein Glück zu bauen?"

„Ich nehme alles aus ihnen, als eine Gabe des Himmels!" — rief ſie, ergriff Otto's rechte Hand und küßte ſie.

Er zog ſie zurück, als ob ihn der Kuß verbrannt hätte. Alma ſah ihn verwundert an. —

„Du weißt nicht, was Du thuſt" — ſagte er bewegt — „das iſt eine böſe unglückliche Hand! Noch keinem Menſchen hat ſie Glück gebracht."

— „Mir wird ſie es bringen!" — antwortete ſie — „Und wenn es der Tod wäre, von ihr iſt auch er mein Glück!"

Sie ergriff die Hand wieder und legte ſie an ihre Wange.

Es ſchien ihm unmenſchlich, teufliſch, dieſes Vertrauen, dieſe Liebe durch irgend ein Verſchweigen, durch eine Unwahrheit zu betrügen! Und doch — — welche Grauſamkeit lag im Gegentheil! — Beides war Höllenpein!

„Alma!" — fing er plötzlich an. — Aber der Sturz hinab war zu grauſig — er ſtutzte wieder im Anlauf.

Sie holte ein Fußkiſſen herbei, kniete darauf nieder, ſtützte beide Arme auf die Lehne ſeines Stuhls; die Hände zierlich unter dem Kinn über's Kreuz gelegt, blickte ſie ihn mit einer kindlichen Freundlichkeit an, und ſagte:

„Otto! — Du haſt etwas auf dem Herzen! — ſag' es mir! Du mußt vor Deiner Alma kein

Geheimniß haben — Du brauchſt es auch nicht. Ich bin keine von den armen weichen Seelen, die vor allem, was ſchwarz ausſieht, erſchrecken, und nur Roſenfarbe ertragen können. Meine Augen ſind von Kindheit auf an dunkle Farben gewöhnt. Ich bin nicht in Verzärtelung aufgewachſen. Wirf Deine Sorge, Deinen Schmerz auf mich! Du ſollſt ſehen, wie ich ihn trage."

Es war in dieſer Miſchung von Anmuth und Kraft etwas Ueberirdiſches. Otto fühlte ſich davon aufs Innigſte erſchüttert, zugleich aber wunderbar geſtärkt.

„Nein, Alma! Nicht jetzt und nicht hier. Ja, Liebe, mich drücken düſtre Erinnerungen — ſchwere Thaten! — Dein Held iſt ein Dämon der Nacht. Wirſt Du mich nie verwünſchen? Welch eine Zukunft erwartet Dich an meiner Seite!"

— „Zeichne ihr Bild hin! Die dunkeln Wolken ſchrecken mich nicht. — Ja, Otto — und wenn Du ein Räuber und Mörder wäreſt — ich liebe Dich! — Dein Schickſal wäre das meine! — Aber" — ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu — „ſprich aus, was Dich quält, Dir wird dann beſſer ſeyn. — Sieh hier — !"

Sie ſprang auf, lief nach einem Käſtchen, brachte es, zog eine vertrocknete Roſe hervor und fuhr lächelnd fort:

— „Kennſt Du die Roſe noch? — Von dem Augenblick war der Zauber über mich geſprochen, welcher nun mein Leben regiert. — An jenem Tage haſt Du mich ſchrecklich gequält mit Deiner Huldigung an die herzloſe Frau. Aber ich bezwang meinen Schmerz — ich wußte, daß mir Dein Herz gehören müßte. Und hätteſt Du nie ein Wort von Liebe zu mir geſprochen — Irrthum, Zufall, Schickung konnt' es verhindern — dennoch hatten wir uns für einen Moment gefunden — und dann war mit dieſem Moment mein Leben abgeſchloſſen. — Sieh Otto, ſo liebt Alma! — Sprich nun!"

„Mein Stolz" — ſagte er — „könnte es ertragen, Dir Alles zu bekennen; und ich erröthe vor keiner Handlung meines Lebens, obgleich ich manche verfluche. Aber ich mag nicht beichten unter dieſem Himmel, der wie ein dumpfes Gewölbe auf mir laſtet, will auch die Rolle eines armen bereuenden Sünders nicht auf mich nehmen. Aber dort draußen, wenn über uns Segel rauſchen, Wimpel fliegen — unter uns die Wogen donnern, rechts und links Küſten, Leuchtthürme, Schiffe zurückbleiben — und weit umher die Welt nur ein endlos blaues Schlachtgefild kämpfender Waſſergebirge iſt, dort, wo Sonne und Mond und alle Sterne des Himmels ſich im Ocean baden — dort will ich beim Donner ſeiner Wellen Dir ſagen, wer ich bin und was ich gethan — Und wenn dann ein

Wort von dieſen ſüßen Lippen, eine Falte dieſer reinen klaren Stirn mich verurtheilt — dann ſoll meine Strafe Deinem Urtheil auf der Stelle folgen — ein Sprung über Bord abbüßen, was Du nicht verzeihen kannſt."

Mit funkelnden Augen hatte ſie ſeinen Worten gehorcht. Jetzt warf ſie die ſchönen runden Arme um ſeinen Nacken, zog ſein Haupt zu ſich nieder — alle Zärtlichkeit und Sehnſucht der jungen ſtolzen liebeathmenden Bruſt in einem glühenden langen Kuß aushauchend.

Schweigend blieben ſie ſo — im wehmüthig ſeligen Wonnerauſch — — Alma hätte noch manches zu forſchen, Otto noch manches zu ſagen gehabt — aber, als ob ſie nach jenen Worten voll Ernſt der Gegenwart und Deutung in die Zukunft, keine andere mehr zu ſprechen wagten, verſtummten ſie, nur Blick und Kuß in enger Umarmung wechſelnd, ſeliges Vergeſſen ſchlürfend im Uebermaß des Glücks — — bis ein Geräuſch ſie aufſchreckte. — Der Zauber war geſtört — So findet die lange ſtolze Welle, die im Triumphzug toſend über die atlantiſche Bahn daher rauſcht, doch endlich die Klippe, an welcher ſie in Schaum zerſchlagen muß. —

Gute Nacht! Gute Nacht! Gute Nacht! Welcher Schmerz und welche Innigkeit im ſcheidenden Liebesgruß! Welche Glut und Sehnſucht im Tauſch der brennenden durſtigen Küſſe! — Ach, gute Nacht!

In Alma's liebenswürdiger Nähe, durch ihre muthigen Worte und Liebkosungen hatte Otto sich frei und ermuntert gefühlt. Er glaubte, es käme nur auf den Entschluß an, das Geschehene als etwas, das eben nicht mehr zu ändern wäre, hinter sich liegen zu lassen. Als er nun aber in die nächtliche Stille heraustrat, zwischen die Häuser, welche ihn einengten, in die Straßen, wo Menschen an ihm hinstreiften, da überfiel ihn wieder die Schwere des Bewußtseyns. Er wanderte ohne Ziel und Richtung durch die Stadt. So kam er an das Schauspielhaus. Als er den Platz und das Gebäude erleuchtet fand, stutzte er wie vor einem Wunder. Das Alltägliche erschien ihm unheimlich. Kam es daher, weil das Ungeheure ihm alltäglich ward? — Einige Vorübergehende sahen ihn beim Schein der Laternen genau an. Er bemerkte es, wachte halb aus seinen finstern Träumen auf; halb noch träumend ging er hinein, obwohl es schon spät war, und heranrasselnde Wagen ein baldiges Ende der Vorstellung vermuthen ließen.

In seine Loge eintretend, fand er Alfred. Mit stummer Begrüßung setzte er sich neben ihn. Das Haus war voll. Man gab den ersten Theil vom Wallenstein, und hatte schon den fünften Akt erreicht, das nächtliche Gespräch zwischen Octavio und Max Piccolomini. Otto war nicht Sehens wegen gekommen; und blickte kaum nach der Bühne

hin. Wie er so in sich gekehrt da saß, kam die Stelle:

„Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären!"

Diese, vom Schauspieler mit Pathos gesprochenen Worte, trafen wie Donner sein Ohr, und fanden in seiner Brust einen betäubenden Wiederhall. Unwillkührlich sah er umher, und glaubte zu bemerken, wie alle Augen der Logen und des Parterre auf ihn gerichtet waren. Vielleicht war es nicht ganz Täuschung, sondern die Folge einer gewöhnlichen Neugierde. Seit dem Duell hatte das Publikum ihn noch nicht wiedergesehen. — Er suchte den fatalen Eindruck abzuschütteln und sagte zu Alfred:

„So ein deutsches Trauerspiel ist doch das Abgeschmackteste, was man sehen kann!"

„Wie?" — versetzte dieser erstaunt — „Und das wagen Sie Angesichts eines Meisterstücks auszusprechen, welches der Stolz unserer dramatischen Poesie ist? — eines Werks, das an Umfang, Großheit, Vollendung, Werth für seine Nation, kaum seines Gleichen in der ganzen Welt hat! — Solches Wort gegen Schiller?"

„Gott bewahre mich, den Lorbeerkranz des Unsterblichen anzutasten!" — versetzte Otto — „Aber diese Sentenzen sind' ich höchst unpassend!"

Alfred erwiederte etwas. Otto hörte aber nicht darauf. Das Wort des Dichters wühlte in seiner Seele, wie eine Bombe, die in eine schon halb verwüstete Burg fällt, und die Zerstörung des Innern vollendet. Er wartete nicht einmal den Schluß ab. Stumm, wie er gekommen, ging er fort, und rannte wieder in die Nacht hinaus.

Am nämlichen Abend war bei der Gräfin Dolm eine Gesellschaft erlesener Hausfreunde, die sich alle gegenseitig im Grund ihrer Seele haßten, aber aus gegenseitigem Interesse doch fest an einander hielten.

Prinz Arnold hatte schon am Morgen daran gearbeitet, den Rittmeister hinzubringen; er wollte es übernehmen, ihn mit der schönen Frau wieder auszusöhnen; er stehe dafür ein, daß er auf's Freundlichste, ja, mit Entzücken empfangen würde. Raimund sprach von der herzlosen Koketterie, womit sie ihn betrogen hätte. Das müsse man so scharf nicht richten, meinte der Prinz; am wenigsten dürfte ein Mann es thun, denn bekanntlich würden doch gegen einen Mann immer zehn Frauen betrogen — „Kommen Sie hin!" sagte er — „Ihre Ankunft wird ein Triumphzug. Ein Held der Salons ist den Damen nie interessanter und gefährlicher als nach einem Duell."

Raimund trug den Arm noch in der interessanten Binde. Er ließ sich bereden, und stieg mit dem Prinzen in den Wagen.

Unterwegs war ihr Gespräch Otto und Alma. Der Prinz äußerte heftigen Unwillen über den Minister, welcher eigensinnig einen zweideutigen Mann heben und sich verbinden wolle, der dem Hof so unangenehm war und es noch mehr zu werden drohete. Glernau würde das bereuen, sobald der Erbprinz zurück sey. Bis dahin aber wolle man den Baron Soltar möglichst isoliren. — Mit Alfred sey schon ein guter Anfang gemacht. Der Hofmarschall habe ihn bereits durch Unterhandlungen, welche mit den bevorstehenden neuen Hof-Einrichtungen zusammenhingen, halb gewonnen. Sehr erleichtert werde die Sache durch Herborns Abgang. Und zwischen diesen und Soltar werde man auch schon ein kleines Feuer werfen, welches ihre Verbindung zerstöre. Ein langes Zusammenhalten sey ohnehin bei der Verschiedenheit beider Charaktere unmöglich, und bei weiterer Entwickelung der Stände-Versammlungen müsse eine Spaltung nothwendig eintreten. Der Minister werde schon sehen, daß er sich an Soltar verrechne, und wenn er starrköpfig an jenen halte, möge sein eigener Sturz die Folge seyn. — Wolle er ihm übrigens sein schönes Enkelkind mit Gewalt in die Arme werfen, so könne Er, der Prinz, sich es gefallen lassen. Die Frau

Baronin Soltar werde nach den erſten Flitterwochen gewiß nicht mehr ſo ſpröde thun, als Fräulein Alma — das kenne man ja! Er fügte ein freches Wort hinzu, worüber der Adjutant pflichtſchuldigſt lachte.

Joſephine, welche in ihrer Feindſeligkeit gegen Otto ſtets Complott gebrütet, und ihm auch die Duellgeſchichte zugehetzt hatte, war vom Ausgang ihres Feldzugs nicht beſonders erfreut. — Wie der fatale Baron durch ſeinen Sieg übermüthig, jetzt ihrer ſpotten würde! — Aber ſie war darum nicht muthlos geworden, wollte nicht raſten, bis ſie ihn unter den Füßen hatte. — Alles ſollte dazu mit wirken! die Partei gegen den Verhaßten mußte auf alle Weiſe verſtärkt, concentrirt werden! — Aus dieſem Grunde war auch Raimunds Rückkehr ihr wirklich angenehm. Ihre freundliche Aeußerung hierüber gegen den Prinzen war ganz ehrlich gemeint, ſoweit ſich nämlich irgend eine Aufrichtigkeit wirklich mit ihrem Charakter vertrug. — Vertraulicher ſprach ſie darüber zum Hofmarſchall, welcher ſie mit der Autorität eines Beichtvaters anhörte — denn Er allein hatte ja auch dieſes, wie jedes andere Welt-Ereigniß, eingeleitet und dirigirt! —

Ihr Benehmen nun gegen Raimund war in Takt und Sicherheit ein Meiſterſtück, welches an Genialität grenzte. Er und Prinz Hugo waren, — (das verſtand ſich von ſelbſt) die „Löwen“ des Abends. Prinz Weſen ſchwamm in einem Meer von

Entzücken. Vor einer Viertelstunde hatte er aus London einen Brief von seinem Freunde Ramley erhalten, mit der großen Nachricht, daß der edle Lord am nämlichen Tage, zur selbigen Stunde, wie sein prinzlicher Pylades, ein Duell bestanden, und gleich ihm a little scratch mit heimgebracht hätte. Und was diese merkwürdige Aehnlichkeit der Begebenheiten zum völligen Wunder mache, der Gegner des Lords sey ein Französischer Offizier von der Algierschen Expedition gewesen — ein Oberst Villaret, den die stürmischen Folgen der Pariser Julustage nach England geführt hätten, wo er für Rechnung der Französischen Regierung mit dem Ankauf von Waffen beschäftigt wäre.

„O süße Verwandtschaft schöner Seelen!" — rief die Generalin, welche keine Gelegenheit versäumte, dem Prinzen eins abzugeben — „aber wie Schade, daß Ihr edler Freund mit seinem Bülletin dem Ihrigen zuvorgekommen ist! Oder treffen Sie auch darin mit ihm zusammen? Und kann er vielleicht auch heut Abend auf einem Almack-Ball oder in einer Opernloge erzählen, wie Prinz Hugo ein gefährliches Abenteuer mit einem Africanischen Löwen bestanden?"

Hugo antwortete mit einem kokettirenden Blick auf seinen zierlich verbundenen Arm: ihm sey das Schreiben noch unmöglich; auch habe Lord Ramley noch zu seinem Briefe eine dringendere Veranlassung

als die Erzählung eines kleinen Duells gehabt — dieſe finde nur beiläufig am Rande ein Plätzchen.

„Der Wiener Banquier" — ſagte er zu Raimund — „iſt nämlich mit meinem Empfehlungsſchreiben bei ihm geweſen; mein vortrefflicher Arthur wird ſeinen ganzen Einfluß aufbieten, ihm in ſeinen Nachforſchungen behülflich zu ſeyn. — Und wie Alles in dieſer Begebenheit vom Stempel des Außerordentlichen bezeichnet iſt, ſo werden wir nächſtens auch den Oberſten Villaret bei uns ſehen. Er hat nämlich hier gewiſſe Nachforſchungen anzuſtellen —"

„Ah!" — rief Prinz Arnold — „wegen ſeines Oheims, des Grafen Laſſigny? — Nun, Gott ſey Dank! da wird doch endlich über dieſes undurchdringliche Geheimniß ein Licht aufgehen, welches uns Nicht-Eingeweiheten bisher ſo hartnäckig verſagt worden iſt."

Frau von Runolt fragte neugierig: was für eine Geſchichte das ſey? — Prinz Arnold verſetzte: mit dem gewaltſamen Tode ſeines Bruders Albert hänge noch ein dunkles Ereigniß zuſammen. Außer dem Herzog und dem Erbprinzen wüßten nur Major Krispalt, Baron Soltar und noch irgend ein obſcurer Menſch darum. Er ſelbſt hab' es nie erfahren können, und neulich noch vergebens den Baron darum erſucht, welcher ihm aber ſehr unverbindlich jede Aufklärung verweigert habe.

Jene tragiſche geheimnißvolle Begebenheit ward mit großem Intereſſe beſprochen. Sie lag zwanzig Jahr zurück, und konnte Niemanden unangenehm berühren. Der Prinz hatte von ſeinem verſtorbenen Bruder gar keine Erinnerung mehr, und er ſelbſt brachte ja dies Geſpräch auf die Bahn. Man kam auf Ereigniſſe ähnlicher Art. Der Uebergang zu Mord- und Geſpenſter-Geſchichten lag nahe zur Hand. Frau von Runolt gab mit entſetzlicher Bereitwilligkeit aus ihrem reichen Vorrath unendliche Beiträge — Joſephine erbebte über das Geſchick, welches ihren Abend bedrohete; einige Zuhörer ſahen ängſtlich nach der Uhr, andere nach ihren Hüten, andere ſuchten den furchtbaren Strom abzuleiten. Aber die Rednerin wies unerſchrocken alle Angriffsverſuche rechts und links ab, ruderte ihr vollgeladenes Frachtſchiff mit der heiterſten Unbefangenheit vor ſich hin — und als die Verzweiflung ſchon alle Gemüther ergriffen hatte, riß ſie plötzlich zur angenehmſten Ueberraſchung die allgemeine Aufmerkſamkeit mit der Frage an ſich: ob Jemand ſchon eine nähere Kunde von dem Abenteuer des Barons Soltar mit der wahnſinnigen Förſterswittwe habe? — und was aus der Frau geworden ſey?

„Wahnſinnig? — Abenteuer? — Soltar?" — Die Wände des Saals erklangen im Echo dieſer Ausrufe. — Von einer Gallerie der neugierigſten Geſichter umgeben, ſah Frau von Runolt, wie eine

Pythoniſſin auf dem erhabenen Dreifuß, triumphirend im Kreiſe umher. Man beſtürmte ſie um die Erklärung ihrer Orakelſprüche. Sie ſchöpfte Athem, und erzählte mit einem langen Anlauf, der eine Geduld von der Stärke eines Ankertaues aufgerieben hätte: wie jene bekannte, vor zwanzig Jahren im Hauſe der Anno 1815 oder 1816 — nein, doch Anno 1815 — denn der Waterloo-Ball wäre ihr letzter Ausgang geweſen — alſo der Anno 1815 verſtorbenen Frau von Soltar als Kammerjungfer geweſene, aus gewiſſen Urſachen plötzlich entlaſſene, übereilig dem Jäger Rubart angetrauete, neulich vom Baron Soltar aus dem Feuer gerettete wahnſinnige Förſterin — —"

O du gerechter Himmel! — Man ſah ſich an, man zerrieb die Hände, trippelte mit den Füßen, verknitterte Taſchentücher und Stickereien — —

Der langen Rede kurzer Sinn war — die Förſterin ſey vorgeſtern in der Stadt geweſen, ſechsmal in's Haus des Barons gelaufen, habe gefragt, gebeten, beſchworen, „ſie müſſe ihn ſprechen!" — Vergebens! — „er wiſſe, daß ſie ihm etwas Wichtiges zu ſagen, daß ſie ein Verbrechen abzuwenden habe" — Vergebens! — „daß ſie ihn auf's Schafott bringen könne" —

„Schafott?!" riefen zehn Stimmen.

„Und weiter?" — fragte Raimund ungeduldig.

„Ja, weiter" — verſetzte Frau von Runolt — weiß ich nichts."

„Und was hat er geantwortet?"

„Einige ſagen, er ſey gar nicht zu Hauſe, ſondern in Breda geweſen; andere erzählen, er habe ſie trotz aller Bitten und Drohungen nicht angehört, ſondern endlich aus dem Hauſe werfen laſſen."

„Und wo iſt ſie geblieben?"

„Ja, das weiß ich nicht! — Darnach frag' ich ja eben!"

Allgemeines Murmeln getäuſchter Hoffnung — aus dem aber doch wieder eine und die andere Frage hervorbrechen wollte, als nun der Hofprediger mit freundlich lächelndem Geſicht aus ſeinem Winkel mit den Worten auftauchte:

„Ich weiß auch etwas von der Sache!"

„O Sie goldener Conſiſtorialrath!"

Alle Köpfe wandten ſich wie auf Commando von Frau von Runolt weg zu dem Mann des Troſtes. Er trat in den Kreis; es gab Raum vor ihm, und nach gelindem Räuſpern begann der Goldene im feierlich ſüßen Ton ſeiner mild hinrieſelnden Kanzelberedſamkeit alſo:

„Vorgeſtern Mittag, eben als auf dem Egidienthurme geläutet wurde — —"

„Da ſchlug der Klöppel an die Glocke!" — ſagte die Generalin halb laut —

„Aus Scylla in Charybdis!" — flüſterte Prinz Hugo Joſephinen zu.

In einer Rede voll Salbung und Parentheſen erzählte nun der Conſiſtorialrath ſeiner andächtigen Heerde, wie beſagte Frau in verwirrter Angſt ihn um Rath und Beiſtand gebeten hätte; ſie wäre in Verzweiflung über ein Verhältniß zum Baron Soltar, welches ſchreckliche Folgen zu haben drohe: (Frau von Runolt warf einen großen Blick auf die Verſammlung, und einen beſorgten auf ihre Tochter — für deren kindliche Unbefangenheit die Erörterung der großen Weltbegebenheit beunruhigend werden möchte. Eugenie ſtickte ohne aufzuſehen und flüſterte nur zuweilen mit einer Freundin, aber ſo leiſe, daß ihnen kein Wort des Conſiſtorialraths verloren ging) ſie müſſe ihr Gewiſſen von dieſer Laſt befreien, könne nicht zum Baron gelangen, und ſehe keinen Ausweg. — Alles dies in Haſt und Herzensbangigkeit, doch ohne Spur von Wahnſinn. — Das Begehren näherer Aufklärung hätte ſie mit der Frage abgelehnt: ob ſie nicht zunächſt vom Baron die Erfüllung heiliger Pflichten fordern müßten und als auf dieſen wunderlich dunklen Caſus nichts Beſtimmtes zu erwiedern geweſen, hätte ſie geſagt, noch einen Verſuch wolle ſie machen, und wenn auch dieſer vergeblich, wieder kommen, um dann Alles zu bekennen — und ſollt' es ihr das Leben koſten! —

Er ſchwieg. — Ein allgemeines: Und? — forderte ihn auf, weiter zu ſprechen.

„Sie iſt nicht wieder gekommen.“

„Und das Schafott?“ — fragte Raimund.

„Davon hat ſie mir kein Wort geſagt.“

„Aber im Hauſe des Barons“ — rief Frau von Runolt — „ſoll ſie es geſagt haben! Sie iſt aufs Gut hinaus, dem Baron nachgelaufen, und bis jetzt nicht wieder zum Vorſchein gekommen.“

Die Geſellſchaft war nun völlig ſo klug als vorhin, aber doppelt ſo neugierig. Raimund behauptete, hinter dieſer ſeltſamen Erſcheinung ſtecke nothwendig ein wichtiges Geheimniß, welches aufgeſpürt werden müſſe. Man war einſtimmig ſeiner Meinung, man rieth, zweifelte, trieb ſich mit allerlei Conjecturen herum, kam nicht weiter, und griff endlich in Verzweiflung zu den Karten.

Aber Raimund ſchwur, er wolle nicht ruhen, bis er dieſen verdrückten Quell tiefer Andeutungen aufgegraben habe; am Ende behalte er doch Recht. Man werde ſehen, wie all das Lügenwerk in einem Teufelsgewebe an einander hänge. Und gleich morgen wolle er Hand ans Werk legen. Joſephine nannte ſeinen Entſchluß einen ritterlichen Enthuſiasmus zum Schutz eines unglücklichen Geſchöpfes. Er lächelte dankbar. Sie ſtrahlte in Liebenswürdigkeit und Bewußtſeyn ihrer Zaubermacht. Noch ein flammender Blick, noch zwei freundliche Worte, —

und das Netz, das er auf immer zerriſſen glaubte, ſchlug ihm wieder über dem Kopf zuſammen.

Als die Geſellſchaft ſpät aus einander ging — ſagte Jeder, entweder ſtill zu ſich ſelbſt, oder heimlich zum Andern: Nun, heute hat die Gräfin einmal wieder alle Minen ſpringen laſſen! — Ja, ſie iſt eine raſende Kokette! — Und wie ſie geſchminkt war! — Und wie nackt! Die Schultern! Und der halbe Rücken! Indecent! — Grauſam indecent! Aber wunderſchön! ich hätte gleich hineinbeißen mögen! — Aber was ſagen Sie zu der Soltarſchen Geſchichte? — Wenn Frau von Runolt und der geiſtliche Herr nicht ganz impertinent gelogen haben? — Das ſieht nun zwar Beiden ſehr ähnlich! — Aber der Baron iſt auf jeden Fall ein Böſewicht! — Gewiß ſteckt etwas Gräßliches darunter! Ich hab' ihm nie getraut, und habe mich, Gott ſey Dank, immer weislich von dem Afrikaner zurückgehalten — Ich auch — ich auch! —

Und Jeder hoffte, morgen eine intereſſante ſchauderhafte Criminalgeſchichte zu erfahren. —

„Nun? — haben Sie den Mörder ſchon im Sack?" — fragte Prinz Arnold am folgenden Tage ſeinen Adjutanten, als dieſer mit einem Wiederſcheine wunderlich gekreuzter Gemüthsbewegungen auf dem Geſichte zu ihm eintrat.

„Er kommt hinein!" — verſetzte Raimund — „Sie haben mich oft ausgelacht; aber Sie werden

ſehen, ich lache zuletzt! Geſtern Abend fand ich zu Hauſe dieſen Brief vom Banquier Schrobeli, worin merkwürdige Andeutungen ſtehen — Die Entwickelung nimmt gewiß eine entſcheidende Wendung. Wenn Villaret nur erſt hier iſt!" —

Er theilte dem Prinzen den Brief mit. Der Inhalt, ohne eigentlich etwas zu bezeichnen, war allerdings auffallend, und ſchien mit abſichtlicher halber Geheimnißkrämerei und halber Indiskretion auf eine Erſcheinung vorbereiten zu ſollen. Daneben entſchlüpfte zwiſchen dieſen Redensarten dem Briefſteller ein verdrießliches Bekenntniß, daß er eigentlich nicht wüßte, wie er mit Villaret daran wäre. Dieſer hätte ſich ein paar Tage in Dover aufgehalten, wäre jetzt wieder in London, thäte, als ob er ſeiner, um den er ſich früher doch ſo eifrig bemüht, gar nicht mehr bedürfe, ſpreche davon, nächſtens nach Deutſchland abzureiſen, und ſpiele den Eingeweihten in einer Sache, wovon er doch kaum etwas wiſſen könne. —

Prinz Arnold gab das Schreiben zurück, worin ſeine Neigung zum Zweifeln und Widerſprechen abermals keine Beſtätigung von Raimunds ſanguiniſchen Hoffnungen, ſondern nur einige allgemeine Redensarten erblickte, womit der Wiener ſich wichtig zu machen dächte. Indeſſen möglich wär' es allerdings, daß Villarets Ankunft eine bedeutende Cataſtrophe herbeiführte. Auch könnte man in Erwar-

tung des Franzoſen etwas vorarbeiten. Man müſſe nur in den Beſitz des curioſen Staatsgeheimniſſes zu gelangen ſuchen.

Raimund meinte, eben das würde ſich bei Villarets Kommen wohl enthüllen.

„Auf jeden Fall" — erwiederte Arnold — „wolle er den Vater ſondiren. Der alte Herr ſey eben jetzt zugänglich und in guter Stimmung. Wenn man ſeine Neugierde reizen, ihn auf eine Unterredung mit Soltar vorbereiten könnte — und dann bei Ankunft des Franzoſen, bei Heimkehr des Erbprinzen alle Federn und Hebel in Bewegung ſetzte —"

„Sehen Sie" — fügte er hinzu — „ich habe auch geſtern einen Brief erhalten von meinem Bruder, worin er auf etwas Aehnliches hindeutet. Sie wiſſen, der Ferdinand iſt erſchrecklich diplomatiſch, verriegelt und verſiegelt wie ein geheimer Friedensartikel, und ſchießt mit ſeinen politiſchen Windbüchſen immer ſo um die Ecke, daß man nie weiß, wo er recht hinauswill — Wir wollen aber in dem Sinn operiren. Mag er nachher ſchelten, daß wir ihn nicht verſtanden hätten. Das thut er doch auf jeden Fall, und eben, wenn wir ſeine Meinung gerade auf den Kopf getroffen haben, raiſonnirt er am ärgſten, aus lauter Widerſpruchsgeiſt und zugleich aus hellem Aerger darüber, daß er ſich nicht dunkel genug ausgedrückt hatte. — Uebrigens ſagt

er doch einiges hier im Briefe mit ganz klaren dürren Worten — Meine Frau Schwiegerin kommt wieder. Das liebe Ehepaar wird künftig in zärtlicher Tauben-Einigkeit mit einander leben. Wollen sehen, wie lang! Und die neue Hof-Organisation ist bis auf ein paar Kleinigkeiten genehmigt — Graf Meran wird an Herborns Stelle Jägermeister, und Alfred Wenk diensthuender Kammerherr.",

„Der?!" — rief der Adjutant — „Von dem erfahren Sie die schnödeste Ablehnung! — Meinen Kopf zum Pfande."

„Va! — Morgen laß ich Ihnen das Pfand vor die Füße legen. — Ablehnung? — Ach, Du lieber Gott! — Eine Kammerherrnstelle ablehnen? — Das thut kein Mensch! Am wenigsten ein Demagoge! Schicken Sie mir heute den wüthendsten Volksredner, wild wie einen Stier — den ungeleckteſten Bären — Morgen schwänzelt er Ihnen mit dem Schlüssel, daß es eine Lust ist! Das Volk hat ja keine andere Religion als: ote toi de là, que je m'y mette!"

„Aber was wollen Sie denn mit diesem Schreihals?"

„Wir wollen ihm das schreiende Maul stopfen, und ihn vor seiner ganzen Race zu Schanden machen! Geben Sie Acht! Von morgen an thut er den Mund nicht mehr auf!"

„Von morgen an?"

„Der Hofmarſchall inſinuirt ihm heute ſein Glück. Sie ſollen ſehen, wie er zugreift; und wie der goldene Schlüſſel ihm die Lippen verſchließt.“

„Das Mittel kommt mir doch ſehr heroiſch vor! Eine Zeit lang mag es helfen, aber ob auf die Länge — ?“ —

„Auf ſein ganzes Leben! Er nimmt an. Mag er ſich nachher geberden wie er will. Und ſogar den unglaublichen Fall angenommen, er käme wieder auf ſeine alten Tollheiten, und trieb' es am Ende ſo arg, daß man ihn wieder aufgeben müßte, — dann ſäße er gar zwiſchen zwei Stühlen — mit dem Hof wär' er auf ewig zerfallen — und ſeine ehemalige Partei würde den Abtrünnigen auch nicht wieder aufnehmen. Dann iſt er in der öffentlichen Meinung total ruinirt. Aber es hat nichts zu ſagen. Er wird ſchon zahm werden! wird ſich ſchon von uns retten laſſen! Vermögen hat er nicht, und allmählich wird ihm die Zeit lang, hier ſo herum zu ſollicitiren — der hat aus lieber Langeweile geſchrieen! Aus Hunger!“

„Freilich, wenn Sie allen Volksrednern ſolche Schlöſſer an die Mäuler hängen könnten, wie mit einem Blitzſtrahl wäre ſie aus, die ganze berühmte liberale Oppoſition! Aber die Auswahl eines Einzigen macht dieſen nur keck und ſeine Partei wüthend.“

„Deſto beſſer! — In der Wuth machen ſie hoffentlich einen dummen Streich, oder gleich ein halb Dutzend. Und dann faſſen wir ſie beim Kragen. Sehen Sie, Beſter, das iſt alles ſeine Spekulation!“

21.

„Nein“ — ſagte Herborn zu ſeinem Neffen, den er beim Legationsrath fand — „Getraut hab' ich Deinem Revolutionsgeſchrei zwar niemals. Aber daß Du ſo ſchnell, und ſo ganz ins andre Extrem umſchlagen würdeſt, das hätt' ich doch auch nicht gedacht! Der Demagog ein Kammerherr! — Seiner Durchlaucht unterthänigſter Hofdemagog! — Du biſt mir ein ſchöner Burſch!“

„Lieber Onkel“ — verſetzte Alfred mit der Zierlichkeit, in welche er jetzt hineinzuwachſen ſtrebte — „das iſt gegenſeitige Kriegsliſt. Der Hof will mich in der öffentlichen Meinung compromittiren, das merk' ich recht gut, und darum eben nehm' ich die Propoſition an. — Man wird ſich nachher ſchon hinter den Ohren kratzen.“

„Ach ſchweig mir davon! Wenn Du die goldene Schabracke nur erſt auf dem Leibe haſt — nachher kommen die guten Tage, bei Gelegenheit die Doſen und andern diamantenen Trinkgelder. — Ich habe ſchon Manchen geſehen, der ein ganz freimüthiger

liberaler Mann war; aber hatte er erſt ein paar Jahre lang ſich von der Atmoſphäre durchzogen — eine diplomatiſche Campagne oder zwei gemacht — Du lieber Gott, was war der Liberale! — Ein Geſpenſterſeher und Jakobiner-Riecher, wie ſie es alle ſind. — Und Du wirſt eben ſo dumm wie die Andern!"

„Ihre übrigen Bemerkungen" — ſagte Stahl — „laß ich gelten. Aber Sie gehen zu weit, und verlieren ſich in das alltägliche Geſchrei der Oppoſition, wenn Sie den Höfen und Cabinetten Verſtandesmangel vorwerfen. Es fehlt an etwas Beſſerem: an gutem Willen — nicht am Verſtand."

„Schlau mögen ſie ſeyn! pfiffig — mit allen Teufeln gehetzt!" — ſagte Herborn — „das geb' ich zu. — Aber ſie ſind bornirt — weil ſie einſeitig ſind. Und gegen den geſunden Menſchenverſtand des Volks, der ſich nicht rechts, nicht links irren läßt, und gerade hinausſchlägt, kommen ſie gar nicht aus. Davon haben wir tauſend Beiſpiele. Als die hohen Alliirten in ihrer Weisheit den Napoleon nach Elba ſchickten — da ſchrie alles Volk in ſeiner natürlich geſunden Einſicht: „Glaubt Ihr denn, daß Er da ein Jahr bleiben wird?" — Als ſie die Bourbons auf den Thron ſetzten, ſchrie alles Volk: „Glaubt Ihr, daß die ſich halten werden?" — Als Polen zu Rußland geſchlagen wurde: „Meint

Ihr, das solle gut thun?" — Als Holland und Belgien mit einander verkuppelt wurden: „das ist ja baare Tollheit!" Als die Bundes-Acte hingeworfen, und dem Volke zugemuthet wurde, dies Machwerk zu verehren — da lachte es der weisen Herren, und sagte: „Ihr habt uns verhandelt und vertheilt, aber sonst auch nicht mit einem Worte nach uns gefragt — adieu! — Ihr könnt auch nicht verlangen, daß wir an Euch denken und glauben!" — Sehen Sie, das ist der gesunde Menschenverstand, der mit natürlichem Takt den Nagel auf den Kopf trifft. Den will man bei Hof nicht gelten lassen. Und von dem muß jetzt mein neugebackener Kammerherr, wie von so vielen andern Freunden Abschied nehmen. O, es wird ihm leicht genug!"

„Sie beurtheilen mich zu streng, lieber Onkel, und wollen meinen Gesinnungen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eben weil ich mich für das öffentliche Wohl interessire, ist mein Platz bei Hof der rechte. Diese Stelle giebt mir Einfluß, bringt manchen Faden in meine Hand. Es wäre unverantwortlich von mir gewesen, wenn ich sie ausgeschlagen hätte. Der Erbprinz ist ein schwacher Charakter; der kann mir nicht entgehen. Ehe ein Jahr umläuft, ist er m e i n!"

„Also den Fuchs und den Schakal willst Du spielen? — Die goldene Livree anlegen, um unter der bunten Decke Deinen Herrn am Ende zu be-

trügen und zu verrathen? — Nun, da muß ich gestehen, das wäre vollends eine Infamie! — Da dürftest Du ja Deine Augen nicht aufschlagen neben dem letzten Stallknecht, welcher wenigstens in blinder Anhänglichkeit an seine hohe Herrschaft treu und rechtgläubig ist. — Pfui, Alfred! — Du solltest doch mehr Respekt vor Dir selbst haben! — Sieh mich an. Eben weil ich die Ansichten und Wege des Hofs nicht loben, nicht rechtfertigen kann, sag' ich ihm den Handel auf. Das ist gerader und ehrlicher Krieg!"

„Das mag für Sie recht gut seyn, und paßt in Ihre Zeit. Aber nehmen Sie es nicht übel, so liberal Sie auch sind; die Höhe unsrer Zeit bleibt Ihnen unerreichbar. Sie können den Gedanken des Kampfs von Mann zu Mann, von System zu System, von einem Staats-Element gegen das andere, Hof gegen Volk, Militair gegen Civil, Stadt gegen Land, ein Reich gegen das andere, nicht fassen. Sie wollen vermitteln und versöhnen; aber das geht nicht — unsre Zeit leidet es nicht mehr!"

„Drum hole der Teufel diese Eure sogenannte Zeit und Euch alle dazu mit Eurer teuflischen Falschheit und Aberweisheit!" — polterte der Onkel heraus.

Der Neffe wollte sich noch mit einigen vorzüglich feinen Wendungen vertheidigen, namentlich be-

weiſen, daß er ein unbeſchreibliches Opfer bringe — blos weil er es für Pflicht halte, dem Hofmarſchall und dem Rittmeiſter Soltar das Terrain abzugewinnen, welches ſie um die beiden Prinzen eingenommen hätten. Georg ließ aber davon nichts gelten, und fuhr ihm mit ſo harten Reden über den Mund, daß Alfred es endlich gerathen hielt, ſich mit einem geſchickten Rückzug abzuführen.

„Sehen Sie wohl?“ — ſagte Stahl, als Alfred hinaus war — „das iſt ein ſchönes Exempel von einem Ultra-Liberalen. Ich will nicht ſagen, daß alle ſo ſind. Aber in den Extremen ſind immer die ſchwächſten Stellen.“

„Nun, wie geſagt“ — verſetzte Herborn verdrießlich — „ich habe ja auch dem Windhund mit ſeinem Revolutionsgebell nie getraut. Aber, weiß Gott, man wird alle Tage mißtrauiſcher, und muß es ſeyn; Soltar fällt mir auch aus der Hand; Sie werden's erleben.“

„Lieber Freund“ — ſagte Stahl — „Soltar haben Sie nie in Ihrer Hand gehabt. Der hat für Alles, was bei uns vorgeht, für Alles, was uns quält und Noth thut, keinen Sinn und kein Herz. Was ihn treibt und hetzt, ich weiß es nicht. — Aber jetzt eben iſt er wie ein Pferd, welches von einem Nachtgeſpenſt über Trümmer und Klippen geradenwegs in den Abgrund hinuntergeſpornt wird. Der Miniſter glaubt, er könne etwas mit ihm aus-

richten, und ſucht ihn auf alle Weiſe zu fangen. Aber Seine Excellenz ſind in der Sublimität Ihres dick ausgeſtopften Egoismus ſo blind wie ein Faſan, den man bei der Laterne ſchießt. Soltar will und mag von ihm nichts wiſſen, wenn er auch zehnmal in Alma verliebt iſt."

„Und wenn Soltar nicht bald von hier fortgeht, ſo wird er verrückt!" — fiel Herborn ein — „er ſollte nach Amerika ziehen, es würde für ihn das Beſte ſeyn."

„Er will es ernſtlich" — verſetzte Stahl — „ich habe manche Sachen für ihn unter Händen, welche das beweiſen. Ich ſage mit Ihnen: er iſt auf dem Wege verrückt zu werden, und er hat ſchon wirklich fixe tolle Ideen. Aber Schade bleibt es! Denn mit allen ſeinen Whims und Wunderlichkeiten iſt er ein Menſch von wahrer tiefer Genialität und von den nobelſten Geſinnungen."

„Es iſt mir lieb, daß Sie das ſagen" — erwiederte Herborn — „ich reſpectire Ihr Urtheil — und höre das um ſo lieber, weil ich Ihnen geſtehen muß, ich bin mit meinem wiedergefundenen Freunde eigentlich nie recht aufs Reine gekommen."

„Das kann man auch nicht" — ſagte Stahl — „weil er mit ſich ſelbſt nicht klar iſt. Er iſt ein Widerſpruch gegen ſich ſelbſt und gegen alle Welt. Was Alfred, ohne es jedoch zu glauben, vorhin ſagte, von dem heimlichen oder halb offenen Krieg

in der ganzen Welt, in allen Ständen: das ist eigentlich Soltars Religionsbekenntniß — das ist der Zustand, welchen er fordert — Alfred hat die Lehre nur aufgeschnappt, und schwatzt sie nach. — Sehen Sie: der Baron, wenn er mein Feind ist, schlägt mich bei Gelegenheit unbedenklich todt, nimmt mein Vermögen in Besitz, und glaubt damit bestehen zu können. — „So wird die Welt im Großen regiert," sagt er, „warum soll ich nicht gegen meinen Feind auch so zu Werke gehen?" — Dagegen nimmt er es Ihnen auch nicht übel, wenn Sie ihm das Gleiche mit Gleichem vergelten.

„Dabei kann ja aber kein Eigenthum, kein Staat, keine Ordnung bestehen!" — rief Herborn.

„Das muß er einräumen, und giebt es auch zu" — sagte Stahl — „Aber, und darin steckt sein Wahnsinn, er will keine Ordnung, keine Sicherheit, kein Bestehen. Mit seinen Träumereien und Grillen läßt sich nicht einmal ein Stamm von Osagen und Sioux zusammen halten. — Darum taugt er nicht für die Welt — und kann ihr nie etwas werden. — Ich wundre mich über diese Verkehrtheit weiter nicht sehr. Ein Mensch, der seine Entwickelungsjahre in der Gefangenschaft bei Kosacken und Piraten zugebracht hat, findet darin manche Entschuldigung — besonders ein solcher Charakter! Außerdem quält ihn irgend ein Bewußtseyn, ein Stachel im Gewissen. Aber was er

auch begangen habe, und wie er auch irre — er hat im Grunde ein edles Gemüth und eine groß-artige Gesinnung."

„Mag seyn" — versetzte Herborn — „aber er kommt mir doch immer vor, wie ein Wolf, den man zum Spielkameraden für gute Kinder dressiren möchte, der aber nach seinem Walde heult, und sich eine Gelegenheit erschielt, einen seiner Gespielen zu fressen. Nein, er muß nach Amerika; und ich wollte fast, er wäre schon drüben."

Prinz Arnold begann jetzt eine Operation gegen seinen Vater, wovon er selbst zwar keinen besondern Erfolg erwartete, indessen zum Theil that er es in Raimunds Interesse, zum Theil aus Neugierde; er hoffte, das berühmte Geheimniß zu enthüllen. Welcher Triumph war es ihm, wenn er mit der Erzählung desselben den weisen Herrn Bruder bei seiner Rückkehr aus Wien überraschen konnte!

Der alte Herzog bewohnte einen öden Theil des Schlosses, an welchen ein auf hohen Terrassen angelegtes Gärtchen stieß. Hier lebte er, von der Welt zurückgezogen, in Träumen, welche er für Erinnerungen aus seinem Leben hielt. Zuweilen jedoch besuchten ihn auch wahrhafte Bilder aus der Ver-

gangenheit und unter diesen vorzüglich oft der geliebte Sohn, dessen plötzlicher Tod ihm sein ganzes Leben verdüstert hatte.

Hang zur Melancholie war übrigens ein vorherrschender Familienzug; und seit Jahrhunderten war keine Generation des herzoglichen Hauses gewesen, in welcher sich nicht wenigstens ein paar abspurige Vettern gefunden hätten.

Gefährten seiner Einsamkeit waren dem alten Herrn: Gemälde und andere Kunstwerke, Bücher, vorzüglich Reisebeschreibungen; im Sommer die Blumen seines Gartens. Auch schrieb er seine Memoiren, das wunderlichste Gemisch von Unsinn und Geist. Es ging überhaupt durch seine Verwirrung ein Zug von Humor wie durch schwarzes Gewölk ein heller Blitz. Er war überzeugt, viel merkwürdige Weltbegebenheiten mit erlebt, manche derselben geleitet zu haben. Auf dem Floß bei Tilsit war er mit gewesen. Er besaß aber ganz eigene geheime Nachrichten über jene berühmte Scene. Peter der Große und Friedrich der Zweite waren es gewesen, die sich dort mit Napoleon begrüßt hatten. Er selbst, der Herzog, stand in lebhaftem Briefwechsel mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, und erhielt von ihm die zuverläßigsten Nachrichen von Souvarows Zug über den Balkan. — Das Alles schrieb er auf, in einer höchst originellen Sprache, mit bewundernswerthen Charak-

terzeichnungen und ergötzlichen Anekdoten, theils erinnert, theils erfunden.

Manchmal lebte er Wochen lang in völliger Sonnenklarheit, ohne irgend eine Spur von Nebel — und dann zeigte es ſich recht zum Bedauern, welcher Juweel hier verloren gegangen war.

In ſolchen Augenblicken konnte man ihn mit einem herrlichen Bilde vergleichen, welches zur Schonung gegen Licht und Luft verhüllt iſt — Wird nun der Schleier weggezogen, ſo ſteht der Anſchauende betroffen vor den edeln Geſtalten, der Farbenpracht, dem Reichthum der Gewänder, und der glücklichen Compoſition. — Ihm iſt, als träfe ein ganzes hochbegabtes Daſeyn voll Muth und Glanz und Lebensluſt auf einmal aus tiefer Nacht in hellen Morgenſtrahl. — Dann war keine Perſon aus der Gegenwart, die der Herzog nicht kannte, kein Name der Vergangenheit, dem er nicht ſeinen rechten Platz anwies. Entlegene Thatſachen, große und kleine waren ihm aufs Beſtimmteſte gegenwärtig — er konnte Tag und Stunde angeben. Seltſam aber machte es ſich, wenn nun über ſolchen Tagesglanz jene Dämmerung plötzlich hereinfiel. Gewöhnlich zwar trat dieſe Aenderung in der Nachtſtille ein, und dann erwachte er mit einem ſtechenden Kopfſchmerz, dem unfehlbaren Zeichen der umgeſchlagenen Stimmung. Jedoch zuweilen war es nicht anders, als würde mit einem ſchnellen Ruck

jener Vorhang wieder über das Bild gezogen — dann löschte das Bewußtseyn fast in der Mitte eines angefangenen Worts aus. Bolivar ward plötzlich Sultan Saladin, an der Befreiung der Griechen hatte Niemand ein so nahes Interesse als das chinesische Reich, und Tilly sollte die deutsche Bundes-Armee gegen Frankreich commandiren.

Oft, jedoch nicht regelmäßig, hing seine Stimmung von dem Wechsel des Monds ab; und da eben jetzt dieses Himmelslicht im Zunehmen war so ließ sich erwarten, daß die seit einigen Wochen sacht andämmernde Geisteshelle sich zu vollem Mittagslicht aufsonnen werde.

Bei voller Besinnung sprach er gern von seinem verstorbenen Sohn, und ließ sich, gleichsam zur Gedächtnißfeier, die Geschichte seines Todes vom Erbprinzen oder vom Major Krispalt erzählen. Nie aber durfte ein Uneingeweihter zugegen seyn. Und eben so wenig fiel er jemals, selbst nicht beim tiefsten Stand seines geistigen Barometers, in solche Vergeßlichkeit, daß er jenes Geheimniß verrathen hätte.

Als Prinz Arnold zu seinem Vater hereintrat, fand er den alten Herrn in zierlicher Morgenkleidung, mit einem schwarzen Sammetkäppchen, unter welchem sich einige Silberlocken hervorstahlen, am Schreibtisch. Der Herzog wendete sich um gegen ihn — und wie das ehrwürdige Gesicht mit den

ſchönen Augen und bedeutenden Zügen gegen den dunkeln Grund der Seidentapete hinter ihm, kräftig abſtach, war es ein maleriſcher Anblick.

„Ah, Don Miguel!“ — ſagte er aufſtehend und mit einer Entſchuldigung wegen ſeines Ueberrocks — „Ich habe über Ihren Antrag nachgedacht — aber aus der Allianz kann nichts werden. Im Gegentheil muß ich Ihnen erklären, daß ich nicht nur große Luſt habe, mich mit Ihrem Bruder Don Pedro zu verbinden; ſondern wenn Sie in Ihren Teufeleien fortfahren, ſo rufe ich durch ganz Europa einen Kreuzzug aller Fürſten gegen Sie auf, um ein ſolches Monſtrum vom Thron zu werfen. Es hätte längſt geſchehen müſſen. Schande, daß bis jetzt gezögert iſt! Sie bringen uns um Ehre und Reputation — Ich werde das nicht länger dulden!“

In dieſem Ton, jedoch mit einigen dazwiſchen geſtreueten Confuſionen, ging es eine Weile fort.

„Hm!“ — ſagte Prinz Arnold für ſich — „die Beſſerung iſt wirklich im Zunehmen. — Vor acht Tagen war ich Cromwell — heute Don Miguel — Er rückt doch in der Geſchichte vorwärts.“

Dergleichen Annähern ſeiner Ideen an neueſte Begebenheiten war in der That immer ein gutes Zeichen.

Nach dem erſten lebhaften Empfang ſaß der Herzog eine Weile ſtill, in ſeine Briefe vertieft. Dann blickte er wieder auf.

„Sieh, guten Morgen, Arnold — Biſt Du ſchon zurück von Wien?“

— „Ich war gar nicht verreiſet, lieber Vater. Sie denken wohl an Ferdinand? — Er kann in acht Tagen hier ſeyn.“

„Ferdinand? Ferdinand? — murmelte der Herzog — „Richtig! Drei Söhne! — Wenn Albert nicht geſtorben wäre. — Ach, vielleicht war es gut ſo. Er hätte können ein Satan wie Don Miguel werden! Wenn ich nur wüßte wie es damit zugegangen iſt! — — Du“ — ſagte er mit einem feinen Lächeln und ſpöttiſchen Kopfſchütteln — „Du, Arnold, weißt nichts davon. Ich weiß es aber auch nicht!“ — ſetzte er traurig hinzu, indem ihm der Kopf auf die Bruſt ſank — „Und dergleichen ſollte ein Vater doch wiſſen! — Nein“ — ſagte er dann, indem er lebhaft wieder in die Höhe fuhr — „Du kannſt mir nicht dazu helfen!“

— „Vielleicht kann ich es doch, lieber Vater. Nächſtens kommt ein franzöſiſcher Oberſt hieher — Oberſt Villaret —“

„Villaret? Ein Neveu vom Herzog von Baſſano?“

— „Das weiß ich nicht. Aber ein Neveu von dem Grafen Laſſigny iſt er — — "

„Laſſigny? — Der Name klingt ja wie ein altes Mährchen. — Wir haben in unſerer Familie eine Sage von einem Grafen Laſſigny. — Wie iſt es doch damit?" —

Er ſann lange nach, die Spitzen beider Zeigefinger zwiſchen die Augenbraunen geſetzt. — Nun fiel ſein Blick auf das Bild des Prinzen Albert über dem Schreibtiſch. — „Ach, Laſſigny!" — rief er mit einer ſchmerzlichen Geberde — „Der war es ja! — — Und Villaret? Was ſoll der?"

— „Er wird doch auch etwas davon wiſſen" — ſagte Arnold — „und da — —"

„Nichts weiß er!" — fiel der Vater ihm heftig ins Wort — „So wenig als Du! Es giebt nur vier Menſchen, die es ganz wiſſen, und einen, der es halb weiß!" —

— „Ich meine, da er mit dem Baron Soltar bekannt iſt, und mit dieſem wegen jenes Todesfalls Verabredungen treffen will — wenn Sie dann den Oberſten und den Baron Soltar kommen ließen — —"

„Soltar? — Ja! Der weiß alles — darf aber nichts ſagen — gar nichts!" —

— „Wenn Sie es ihm aber erlaubten?"

„Dazu bin ich doch nicht geneigt. Und dann — was könnt' es helfen? — Soltar ist ja in Algier gestorben. Hast Du mir nicht so etwas erzählt? Er ist Dey von Algier geworden, und Lord Exmouth hat ihn todtschießen lassen. Recht! Prinz Eugen hat mir es geschrieben."

Arnold berichtigte diesen Irrthum; brachte das Gespräch wieder auf Villaret, und immer wieder auf den Baron Soltar. Er hatte von diesem so viel zu erzählen, daß der Vater allmählich neugierig ward, und endlich den Wunsch äußerte: er möchte den Baron einmal sehen.

— „Darf ich ihn her bringen?" — fragte Arnold.

„Nein! nein! nein!" — versetzte der Herzog schnell und ängstlich, indem er sich hinter den Tisch zurückzog — „Nicht jetzt! Ein andermal — wenn es besser Wetter ist."

— „Lieber Vater — es ist das schönste Wetter von der Welt — ein reiner, heller Frosttag."

„Heller Tag?" — murmelte der Alte — „Wo denn hell!? — Ich weiß nicht, der Himmel ist ja gar nicht mehr so blau und heiter, wie ehemals! — Dunkel! Ganz dunkel! — Nein! Recht hell muß es werden — wie tausend Kerzen! Wie zehntausend Sonnen! Ach, so recht himmelshell!" — Er faltete die Hände und blickte das Bild seines

geliebten verlornen Sohnes an. Im Ton ſeiner Stimme war eine unendlich rührende Wehmuth, als fühle er tief innerlich mit nagendem Kummer, was ihm fehle. — „Himmelshell!“ — wiederholte er leiſe mit einem Seufzer. — „Ja, lieber Arnold“ — ſagte er dann — „er ſoll zu mir kommen, ich werd' es ihm ſagen laſſen. — Wenn es Sonntag wird, hörſt Du? — Sonntag! — Dann ſoll er mir willkommen ſeyn. Aber er muß einige Sonnenſtrahlen mitbringen. Jeder Geſandte muß ja ſein Creditiv vorzeigen — Sag' ihm das!“

Er ſtand auf, machte mit dem edelſten Anſtand eine flüchtige Verbeugung, und ſprach, in eine ihm geläufige Reminiscenz fallend:

„Euer, Herzog, bedarf ich nicht mehr!“

Je näher die Ankunft des Erbprinzen herbeirückte, deſto eifriger bewegte ſich das Hofperſonal in ſeiner Kampf- und Rennbahn. Alle Projecte des Egoismus, alle Fragen der Etiquette erſcheinen plötzlich auf der Fläche, die bisher ſo öde brach gelegen hatte. Da nun auch die Heimkehr der Gemahlin zu erwarten ſtand, die neue Organiſation des Hofes ſich vorzüglich hierauf bezog, und bei dieſer Gelegenheit natürlich jede Null eine unbändig

große Zahl werden wollte, so läßt sich die babylonische Verwirrung einigermaßen denken. Gespräche, die nicht von Rang-Classen, Hof-Roben, Präsentationen und dergleichen wichtigsten Interessen der Menschheit handelten, hatten keinen Cours; es gab keine andere Conversation. Die Julitage, der auflodernde Weltbrand, ward über diesen Flitterkram vergessen. Und während unter allen Thronen der Boden wankte, gab der Hofmarschall einen Beweis erhabener Seelengröße, indem er, unerschüttert vom drohenden Erdbeben, ein Gesetz über die Spieltische des ersten und zweiten Salons ausarbeitete. Der römische Senat, als er in öffentlicher Sitzung das Feld meistbietend verkaufte, auf welchem Hannibal vor den Thoren lagerte, hatte sich nicht größer gezeigt. — Ueber das droit d'entrer dans les carosses du roi wurden Debatten geliefert, welche der Kämpfe jener blauen und grünen Quadrillen auf dem Hippodrom in Byzanz würdig waren. Aber all dies bunte Treiben und Schnurren ward erdrückt, eclipsirt, erasirt von der einfachen, aber immensen Frage:

Wer wird Hofdame?

Zwei Plätze waren vakant. Zehn schöne Bewerberinnen standen in der Macht aller ihrer Reize gerüstet, sie mit Sturm zu nehmen. Die Augen der Welt, das heißt der Residenz, waren an die Entwickelung dieser großen Begebenheit gefesselt.

Zwiſchen den Brüdern Glernau gab es darüber mehr als einen heftigen Zank. Die ſpätere Feindſchaft ihres ganzen Lebens erwuchs in dieſen Tagen. — Der Miniſter wollte Unmögliches durchſetzen. Er hegte Projekte, ſo unſinnig, daß der Hofmarſchall mehr als einmal in Verſuchung kam, die brüderliche Excellenz für offenbar verrückt zu erklären. Er ſchauderte, zu ſehen, wie ſein Bruder in revolutionairen Prinzipien vorgeſchritten war.

„Alma! — Hofdame?!“ — Eine Perſon, die ſich gratuliren mußte, wenn ſie überall am Hofe zugelaſſen ward! —

— „Sie iſt die Tochter eines franzöſiſchen Generals!“ — ſagte der Miniſter.

Der Hofmarſchall dagegen: „Wenn alle die Töchter, welche von franzöſiſchen Generalen in Deutſchland zurückgelaſſen ſind, Hofdamen werden ſollten, da gäb' es ganze Regimenter dieſer Amazonen! — Und welche Regimenter!“

— „Sie iſt meine Enkelin!“ — ſagte der Miniſter.

Der Hofmarſchall wiederum: „Schlimm genug, daß Du ſie gewiſſermaßen anerkannt haſt! Unklug für Dich, und ein Unglück für ſie! Hätteſt Du ſie als ein Bauerkind aufwachſen laſſen, ſie wäre zehnmal beſſer daran!“ — Darin hatte er Recht.

— „Aber ich habe es einmal gethan! Ich habe gezeigt, wie ich ſie behandelt ſehen will. Und wenn

mir darin eine Avanie passirt, nehm' ich meinen Abschied!" sagte der Minister.

Der Hofmarschall achselzuckend: „Ehemals war es ein erwünschter Ehrenposten, ein abgegangener Minister mit einer würdigen Pension zu seyn. Man budirte dann mit dem Hof (an welchem man doch seinen angewiesenen Platz behielt) und war eine puissance! — Heut ist das anders, und nach den glücklichen Constitutionstheorien sieht es auch mit der Pension bedenklich aus. Die neumodischen Budgets sind in diesen Rubriken gar wenig liberal!" — Darin hatte er wieder Recht.

Der Minister dachte nicht daran, seine Drohung auszuführen. Aber er gehörte zu der Sorte kluger Leute, welche viel dummes Zeug schwatzen; und in der Superiorität seines Egoismus ahndete er nicht, wie das Publikum seine schnell aufblitzende und immer eben so schnell wieder besänftigte Wuth verspottete.

War die ganze Stadt in schweren Sorgen über die Auflösung des Hofdamen-Räthsels, so stieg die Noth begreiflich am höchsten in den Häusern, wo qualificirte Fräuleins wohnten. Unter diesen stand Eugenie so ziemlich am rechten Flügel; und mehr als eine Nebenbuhlerin flüsterte: Ja! wenn die nur nicht wäre! — Bisher konnte ihr Verhältniß zu Alfred ein Hinderniß gewesen seyn. Aber der war jetzt Kammerherr! — Dachte er noch

an Eugenien? — Und würde er nicht auf jeden Fall erst abwarten, was sich mit ihr zutrüge? — Sie selbst war ihrer Sache durchaus nicht gewiß — in keiner Hinsicht.

„Schweigen Sie still!" — sagte die Generalin, welcher sie ihre Wünsche, ihre Besorgnisse vertrauete — „hören Sie mich an, liebes Kind! — Ob es ein Glück seyn wird für Sie, das weiß ich nicht. — Hofdame? — Rang, gute Tafel, Geschenke, allerlei Ergötzlichkeit, auf der einen Seite — Mißgunst, Launen, Gène, manche Langeweile auf der andern. — Indessen, das wäre zu ertragen. Aber die traurige Schule des ewigen Jasagens, des Bewunderns und Lobhudelns! — Mir wär' es unmöglich, meinen Willen, meine eigene Ansicht so zu vernichten. Ob Sie es können? — Lernen müssen Sie es. Denn unter einer Bedingung will ich es Ihnen verrathen — Sie bekommen die erste Stelle. Ich hab' es von der Gräfin; und die hat es unter dem Siegel der Verschwiegenheit vom Hofmarschall. Also ist die Nachricht so officiell als confidentiell."

Eugenie umarmte die gute Botschafterin und fragte, wer denn ihre Collegin seyn werde?

„Darauf eben lautet meine Bedingung" — versetzte Aurelie — „Ich sehe Alma fast nicht mehr, und darf von nichts sprechen, sie nimmt es übel — Sie sind ihre einzige Freundin. Machen Sie, daß

die arme Kleine den Gedanken an die Hofdame aufgiebt. Der alte Großpapa hat ihr nun auch diese Tollheit in den Kopf gesetzt. Er will die Unglückliche mit Gewalt verrückt machen!"

„Darüber dürfen Sie ruhig seyn" — versetzte Eugenie — „Alma's Gedanken nehmen ganz andere Wege. Uebrigens geht mir es nicht besser als Ihnen. Seitdem ich Alma vor Soltar gewarnt habe, bin ich in Ungnade gefallen, und kann davon nicht wieder aufkommen."

„Sie werden sehen" — antwortete Aurelie — „das nimmt ein unglückliches Ende. Den unheimlichen Menschen treiben abenteuerliche gefährliche Dinge umher. Stahl meint, er wolle fort nach Amerika."

„Und Alma?" — rief Eugenie — „Weiß denn der Geheimerath darum?"

„Ich habe das Meinige gethan" — sagte Aurelie — „er hat nun seine Partei zu nehmen. Auf jeden Fall muß ja entschieden seyn, was aus ihr wird, ehe die Prinzessin kommt."

Ueber diesen Hauptpunkt hatte die Generalin auch eine Explication mit dem Minister. Dieser hüllte sich, gegen seine Gewohnheit, für diesmal in ein diplomatisches Schweigen — das heißt, er schwatzte einigen Unsinn, und gab in weitläuftiger Deutlichkeit zu verstehen, daß er mit dem Baron Soltar große Dinge vorhabe, welche jedoch dem pro-

fanen Publikum bis weiter noch Geheimniſſe bleiben müßten.

Soltar aber wollte von dem ihm zugedachten paſſiven Antheil an den miniſteriellen Operationen nichts wiſſen. Sein natürlicher Scharfſinn zeigte ihm ſehr deutlich, in welche Abwege die Cabinetsweisheit ihn zu verleiten ſuchte. Und je mehr er ſich von Alma's Liebenswürdigkeit umſchlungen fühlte, deſto ſchroffer ſtieß ihn des Staatstyrannen materieller Egoismus zurück. Die unverſtändige, unbarmherzige Halbheit, womit der Großpapa ſich von jeher gegen die Enkelin benommen hatte, war ihm ein Greuel.

„Mich fangen willſt Du, alter Fuchs?" — ſagte er — „O, dazu biſt Du noch lang nicht Fuchs genug."

22.

Der Courier, welcher dem Erbprinzen voraneilte, war da. In wenig Stunden mußte er ſelbſt eintreffen. Die Hauptſtraße nach dem Schloß hinauf ſtrahlte hell erleuchtet, und in der milden Herbſtnacht verſammelten ſich hie und da zahlreiche Gruppen, neugierig — worauf? — Ein paar Wagen vorbeifahren zu ſehen — Dem Polizei-Director und dem Stadt-Commandanten erregten dieſe harmloſen Attroupements ſehr harmvolle Gedanken. Sie zitterten innerlich vor dem Ausbruch der lange gefürch-

teten Revolution, und faselten äußerlich von Maßregeln — von Strenge — von Geistesgegenwart und Entschlossenheit. — Jetzt blies ein lustiges Posthorn von der Brücke herüber. Alles stürzte an Fenster und Thüren. Eine Kalesche rasselte vierspännig daher — zwei Reisende saßen darin — „Es ist der Prinz!" — rief der Jäger des Ministers — „Gott bewahre!" — versetzte der schöne Franz — „er hatte ja keine Brille auf!" — „Was gilt die Wette?" — „Eine Flasche Rheinwein!" — „Top!" „Und gewonnen! — Dort biegt der Wagen an der Allee nach dem goldenen Engel hinum!" — „Verflucht!" — sagte der Verlierende — „und da kommt am Ende der, auf den ich gewettet habe!" — Richtig. Ein paar Minuten später, als jener Reisewagen, rollten einige andre zwischen den gaffenden Zuschauern durch, und gerade zu nach dem Schloß — in welchem dann gleich darauf Lakaienbewegung, Lichter in allen Etagen, Hofleute in allen Vorzimmern, den Einzug des Herrn verkündeten.

Die Ankunft des Prinzen war eine Epoche in den Annalen der Residenz. Was sollte sich an sie nicht alles anknüpfen? aus ihr hervorgehen? Jeder hoffte, nach der bisherigen ahndungsvollen Stille der Erwartung und Vorbereitung nun plötzlich allen Glanz des Hofes in voller Herrlichkeit aufbrechen zu sehen — wie eine jener lang in der Stille ge-

hegten Wunderblumen, die nun aus der bergenden Hülle mit einem Knall-Effect herausschießen — ausströmend süßen Duft und ihres Kelches tausendfarbige Pracht.

Alle diese Erwartungen wurden aber getäuscht durch eine seltsame Stille, welche sich wie ein frostiger Reif über Hof und Stadt hinlagerte.

Aus früheren Zeiten her war man gewohnt, daß der Erbprinz stets unmittelbar nach jeder Heimkehr von einer längeren Reise eine große öffentliche Audienz hielt, wo alle Staatsbeamte sich einzufinden hatten. Auf diese Hofparade folgten an den nächsten Tagen einige festliche Tafeln; und damit auch das regierte Volk sich der Gegenwart seines Herrn erfreute, gab das Theater eine glänzende Oper, oder ließ ein Spektakelstück mit Pferden und Gefechten über die Bretter galoppiren.

Diesmal blieb alles still. Der Erbprinz, hieß es, wäre nicht wohl. Außer seinem Bruder und dem Prinzen Hugo empfing er nur den Minister, den Hofmarschall, und den Rittmeister Soltar. Aber auch diese fünf Privilegirten wurden nicht auf gleiche Weise behandelt. Man bemerkte, daß die beiden Prinzen, der Hofmarschall und Raimund, einen sehr lebhaften Verkehr unter einander führten. Der Minister schien davon ausgeschlossen. Raimund hingegen zeigte eine wunderlich geheimnißvolle Thätigkeit. Und er beschränkte diese nicht auf seine

Partei und auf das Schloß, sondern hatte auch besonders viel mit einem Fremden zu schaffen, welcher wenig Augenblicke vor dem Erbprinzen angekommen, und im goldenen Engel abgestiegen war. Niemand hatte diesen noch gesehen. Er ward nur von seinen eigenen Leuten bedient. Die ganze Reisegesellschaft bestand aus Franzosen. Man erfuhr durch die Lakaien des Erbprinzen, daß wenig Stationen von der Residenz eine Zusammenkunft mit dieser räthselhaften Person Statt gefunden hatte.

Das Publikum lag zwei Tage lang auf Dornen der Ungeduld. Der goldene Engel ward von Neugierigen belagert. Der Wirth stand sich dabei vortrefflich, und verfehlte nicht, die fragenden Gäste durch Aufheftung von allerlei Mährchen zu reizen. Aus diesen aber ging doch weiter nichts Positives hervor, als daß der Fremde ein vornehmer reicher Mann seyn müsse, der sich mit seinem gleichfalls noch nicht gesehenen Gesellschafts-Cavalier stets bei verschlossenen Thüren halte. Nach dem, was man beim Aussteigen von ihnen wahrgenommen hatte, schien es ausgemacht, daß Beide Offiziere waren. Einem schwatzhaften Jockei hatte man abgelockt, daß seine Herrschaft aus England komme. Hieran knüpfte sich natürlich eine Menge abenteuerlicher Conjecturen, Aufschlüsse und Streitfragen. Die große Entdeckung, daß der Herzog von Angouleme unter der Incognito-Maske stecke, war noch lange nicht das Albernste

von dem, was in allen Gesellschaften, auf allen Kaffeehäusern und Billards, auf der Parade, in sämmtlichen Wacht- und Wirthsstuben, in der ganzen Stadt, über diese interessanten Schatten-Gestalten verhandelt wurde.

Dem Minister machte das absichtlich zurückgezogene Verhalten des Erbprinzen und die heimliche Thätigkeit seiner Umgebung schwere Sorge. Ihm fiel so manche frühere Drohung seines Bruders aufs Herz. Wo der Hofmarschall seinen stillen Koller der versteckten Welt-Regierung zu befriedigen sah, da schonte er nicht Freunde noch Verwandte. Im Gegentheil, wenn er diesem Götzen ein recht auffallendes Opfer bringen konnte, so glaubte er dadurch seinen Beruf zum unsichtbaren Lenker aller Dinge recht glänzend zu erweisen.

Vom Erbprinzen durfte der Minister auch nicht viel Trost und Beruhigung erwarten.

Der Erbprinz war einer von den schwachen Halb-Charakteren, welche Geheimnißkrämerei und l'air reservé für das ächte Gepräge politischer Weisheit halten. Er wollte Anspruch auf eine unergründliche Tiefe machen, näher betrachtet aber war er nur hohl. Ohne jemals Pulver gerochen zu haben, hegte er eine seltsame Liebhaberei fürs Militair. Es war nicht die herrliche Freude eines Helden an kühnen Thaten, nicht ritterliche Lust an

schönen Waffen und Pferden; es war die armselige Ergötzlichkeit des Montirungs-Commissairs, welcher sein Glück nach Ellen Commistuch und Dutzenden von Kamaschenknöpfen berechnet. —

Wo er übrigens Jemandem — mocht' es ein Verwandter seyn, oder ein langjähriger treuer Staatsdiener — gelegentlich einen hämischen Seitenhieb anbringen konnte, da unterließ er es gewiß nicht. Dergleichen hielt er für eine Berufspflicht. Ein Regent, meinte er, müßte sich zuweilen durch wirkliche Thätlichkeiten als Repräsentant der Vorsehung erweisen, welche die Menschen ja auch mit Ruthenstreichen erziehe.

Die Persönlichkeit dieses Fürsten war nicht glücklicher als seine Gesinnung. In dem blaßgelben Gesicht, von schwarz straffem Haar und buschigten Augenbraunen finster anschattirt, herrschte jene vornehme Aeußerlichkeit, welche gern stolz und weltverachtend aussehen will, und doch selten mehr zuwege bringt, als ein Bild der leersten Langweiligkeit. Die blöden Augen versteckten sich beständig hinter einer grünen Brille. Gewöhnlich agirte er den festzugeknöpften Staatslenker und sprach Stunden lang kein Wort. Wollte er aber den geistreichen Weltmann vorstellen, so bellte er in lauter abgerissenen zerhackten Phrasen, Deutsch, Französisch, Italienisch, so bunt durch einander, daß seine witzigen Einfälle lauter unverständliche Orakelsprüche

blieben. Dazu verdrehte er seine lange steife Figur mit einer seltsamen Geschicklichkeit; und in solchen Momenten der Inspiration schien es fast, als ob er mehr Gelenke hätte, als ein anderer gemeiner Mensch.

In einem früheren Jahrhunderte hätte er für einen weisen Prinzen von seltenen Gaben gegolten. Jetzt lächelten sogar die Hofleute zu seinen Schwächen. Kammerjunker und Adjutanten wagten sogar, über ihn die Achseln zu zucken. — — Ja, diese Zeiten sind schlechter, als man denkt! — Man bedenkt es wirklich nicht genug!

Der Minister fand wohl, daß sie schlimm wären.

Endlich am Abend des zweiten Tages ließ der Erbprinz ihn wieder zu sich rufen. — Jetzt wird es kommen! dachte Glernau, und hoffte nun doch über die Reise, über die europäische Politik, über Ansichten des Wiener Cabinets, diejenigen Mittheilungen zu bekommen, welche er als Minister erwarten durfte.

Aber der Erbprinz dröhnte nur einige allgemeine Sätze über die Narrheit des Zeitgeistes, über das lächerliche Constitutionsfieber daher; und als Glernau mit lebhaftem Protestiren darauf einging, lenkte er sogleich davon ab, sprach von Chausseen und Gasthöfen, tadelte Manches an den Czako's der österreichischen Soldaten, und konnte sich über

eine Einrichtung an den Munitionswagen nicht zufrieden geben, die er durchaus widersinnig nannte, und als einen schlagenden Beweis vom Verfall des österreichischen Kriegswesens betrachtete.

Alle Versuche des Ministers, dem Gespräche eine bessere Richtung zu geben, scheiterten an dem Ausweichen des Prinzen. Glernau fühlte deutlich, daß man ihm sehr schlechte Dienste geleistet hätte. Er begriff übrigens kaum, wozu er hergerufen war. Indessen merkte er doch bald, wie der Prinz sich selbst verlegen fühlte; er wollte ihm etwas sagen, und wußte den rechten Eingang nicht zu finden. Glernau probirte, um ihm entgegen zu kommen, mancherlei Tonarten, welche jedoch keinen Anklang fanden. Endlich brachte er die kleinen Begebenheiten der Residenz während des letzten Sommers auf die Bahn. Damit war die rechte Thür aufgeschlossen, der Prinz erging sich nach Belieben in dieser Region, und kam mit einigen Umwegen an den Punkt, nach welchem er lange visirt hatte.

Die unerwartete Heimkehr des Barons Soltar, die mit derselben zusammenhängenden Zweifel und Bewegungen waren es, wovon er sprach. Er äußerte seinen Unwillen über Soltars Rolle in der Ständeversammlung, gab dem Minister deutlich zu verstehen, welchen Antheil daran er ihm beimäße, und sagte endlich gerade heraus, bei der verdächtigen

Stellung des Barons hätte man ſich vorſichtiger gegen ihn benehmen ſollen.

„Wär' ich hier geweſen" — ſetzte der Prinz hinzu — „ſo würde manches nicht geſchehen, und die Hauptfrage über den Baron von Grund aus entſchieden ſeyn. Jetzt muß ich darauf zurückkommen. Unangenehm genug. Aber es wird geſchehen — unverzüglich."

Der Miniſter erfuhr nun, jener geheimnißvolle Fremde, welchen der Prinz ſo mächtig mit ſeinem Schutz gedeckt hatte, daß ſelbſt die allwiſſende, alles erſpähende Polizei nichts über ihn erfahren konnte — wäre der franzöſiſche Oberſt Villaret, welcher ſich im Intereſſe einer Erbſchaft die zuverläßigſten Nachrichten über den Tod ſeines Oheims des Grafen Laſſigny an Ort und Stelle verſchaffen wollte. Es handle ſich von einem coloſſalen Vermögen, und die Entſcheidung beruhe auf einer genauen Ermittelung der Stunde, in welcher Laſſigny geſtorben ſey. Der ſeltſamſte Zufall nämlich wolle, daß ein anderer Verwandter des Oberſten am nämlichen Tage ſeinen Tod durch Untergang eines Schiffs im indiſchen Ocean gefunden habe. Die Zeit des Schiffbruchs ſey durch die Ausſage einiger geretteten Matroſen, und durch die Mannſchaft eines engliſchen Schiffs, welches ſie aufgenommen, gerichtlich erwieſen. Jetzt komme es darauf an, wer von den beiden — ob der Ertrunkene oder der im Duell Ge-

fallene — den Andern überlebt, und folglich beerbt habe.

„Ich selbst" — schloß der Prinz seine Erzählung — „und mein Vater werden uns der Sache annehmen. Der Herzog befindet sich wohl. Er wird den Baron Soltar rufen lassen — Wollen mit ihm jene tragische Begebenheit genau recapituliren. — Soltar war dabei zugegen. Bin neugierig, zu hören! — Auf diese Weise kommt die Erbschaft aufs Reine, und zugleich wird das Gerede über den Baron total aus der Welt geschafft."

Der Minister hätte gern über diese interessante Enthüllung jenes Stadtgeheimnisses nähere Details vernommen. Allein der Prinz sprang wieder ab — wandte sich zu andern Dingen, schalt die Begebenheiten in der Ständeversammlung, fand die Aufregung im Volk unsinnig und verbrecherisch — man müsse die Schreihälse auf die Mäuler schlagen — die Leute wüßten nicht, was sie wollten — blos um die Regierung zu verläumden, klage man über Noth und schlechte Zeiten — das Alles sey erlogen — im Gegentheil der Zustand des Landes vortrefflich.

Glernau mußte nach seiner Pflicht und seiner richtigeren Einsicht widersprechen — die Noth sey wirklich groß, in manchen Gegenden wahres Elend

— ein bedeutender Theil des Landes von Mißwachs und Viehſterben heimgeſucht worden — — —

„Das iſt nicht — das kann nicht ſeyn!“ — antwortete der Prinz. — „Ich muß zu meinem Herrn Vater! — Sie entſchuldigen — Auf Wiederſehen!“ — Nun folgte eine kurze Verbeugung. Damit war der Miniſter entlaſſen. Er mußte ſich geſtehen, dieſes herriſche Abreißen des Geſprächs ſah einer entſchiedenen Ungnade ſehr ähnlich. So ſchweren Herzens war er noch nie durch die Vorzimmer weggegangen. Jeder Schritt, welchen er über den glatten Parketboden that, ſchien ihm eine Stufe abwärts von ſeinem erhabenen Poſten.

Ja! Ja! Ein Miniſterleben hat ſeine ſchrecklichen Momente! —

Aber die unwiſſende Menge, neidiſch, tadelſüchtig, ungerecht — ſieht nur die Ordensbänder, die glänzende Equipage und das große Hotel der Excellenz und ſagt: „ja, der kann wohl lachen!“

Und der arme Mann, welcher gar nicht lacht, ſondern in dem goldenen Joch ſtöhnt wie ein anderes Zugthier, wird beneidet und verläumdet.

„O Sklaverei des Herrendienſtes! O Sklaverei des Volksdienſtes!“ — ſeufzte Glernau, während er die große ſteinerne Schloßtreppe hinabſtieg. Er dachte an alle berühmten Miniſter, welchen es, wie ihm, contrair gegangen war — und es ſchien faſt, als gingen ſie vor, neben und hinter ihm die Treppe

mit hinab — wie ein Leichenzug — Von Stufe zu Stufe fielen ihm neue Namen ein, und die Catastrophen wurden immer tragischer —

Pitt, der mit dem Ausruf: alas, my poor country! starb — Montgelas, der plötzlich vom Ruder, Speransky, der plötzlich nach Sibirien, Perceval, der plötzlich ums Leben kam — Castlereagh, der an den Folgen eines undiplomatisch geführten Rasirversuchs erlag — Decazes, dem der Tod des Herzogs von Berry zur Last gelegt wurde, Martignac, dem nichts zur Last gelegt werden konnte, — Canning, der von der Wuth der Torys zu Tode gehetzt ward — und (the greatest is behind!) — Polignac und Consorten — die Ideale von Verrücktheit und Stupidität.

O, Collegen! Collegen! — flüsterte der Minister, welcher in diesem Cortege schwarz angelaufener Staatsgedanken die unterste Wendung der Stiege erreicht hatte. — Er blickte zurück, hinauf in die hohe, von vielen Lampen erhellte, in diesem Augenblicke ganz menschenleere Treppenhalle — da war es ihm, als sähe er oben auf der obersten Stufe eine erhabene würdige Gestalt im Costüme vergangener Jahrhunderte; als wäre der ritterliche Greis mit Federhut, Bart und Schwert der große schwedische Kanzler Oxenstierna, und als wiederholte er in diesem Augenblicke jene Worte, mit welchen er

seinen Sohn tröstend zu einer diplomatischen Verhandlung entließ: „Geh hin, mein Sohn, und erfahre, mit wie wenig Klugheit die Welt regiert wird. — Es geht auch darnach!“ —

Wenig Stunden nach jener merkwürdigen Conferenz gab es eine noch viel merkwürdigere in dem Cabinet des Herzogs. Der Erbprinz und Major Krispalt fanden den alten Herrn in so ruhig heller Gemüthsstimmung, daß sie es für unbedenklich hielten, ihm den Baron zuzuführen, welchen er schon den ganzen Tag hindurch verlangt hatte.

Als Soltar hereintrat, stand der Herzog am Tisch, der Erbprinz mit Krispalt etwas seitwärts. Im Zimmer dämmerte ein mildes Halblicht von zwei Lampen mit grüner Seide überzogen. Die Augen des alten Fürsten konnten hellen Schimmer nicht ertragen.

Schweigend betrachtete er den Baron, als wollte er sich auf dessen Gesichtszüge besinnen.

„Es liegt freilich zwischen jenen Zügen“ — sagte er halblaut, wie mit sich selbst redend — „und diesen hier eine ganze Reihe von Jahren. Aber“ — setzte er lauter hinzu — „ich hätte Sie doch wieder erkannt, selbst wenn Sie mir in der Fremde begegnet wären — Sie waren bei meinem Albert?“

— „Ich hatte die Ehre, dem Prinzen als Page zu dienen.“

„Und nach jener unglücklichen Geſchichte gingen Sie zur Armee?“

Das Geſpräch wendete ſich auf Soltars Abenteuer, kehrte von da zum Tode des Prinzen zurück, und verſtummte dann in einer Pauſe, welche der Herzog endlich mit den Worten unterbrach:

„Ich brauche Sie, meine Herren, nicht daran zu erinnern, daß Sie mir unmittelbar nach dem Tode meines armen Albert einen Eid ſchwuren, den innern Zuſammenhang jenes Trauerfalls in das tiefſte Schweigen zu hüllen, und ſelbſt unter einander nie von der Sache zu ſprechen. — Wie geſagt, ich brauche nicht daran zu erinnern, denn es ſcheint, daß Sie den Eid unverbrüchlich gehalten haben. Das Geheimniß iſt unter ſeinem Schleier geblieben. Wenigſtens habe ich nie erfahren, daß im Publikum das Geringſte davon verlautet hätte. Auch Staring hat reinen Mund gehalten; denn ſelbſt das Wenige, was er von dem Vorgang wußte, iſt nie zur Sprache gekommen. Ich danke Ihnen dafür. — Und da jetzt ganz beſondere Umſtände eingetreten ſind, welche mir gewiſſermaßen die Pflicht auferlegen, die Geſchichte jener Nacht, ſeit welcher es über meinem Haupte eigentlich nie wieder Tag geworden iſt, aus dem Munde des Barons Soltar zu vernehmen; ſo löſe ich für dieſen Abend Ihren Eid. — Fangen Sie an, Herr Baron!“

Der Herzog ging zum Sofa. Er winkte den Andern, ſich nieder zu laſſen. Soltar ſaß ihm gegenüber, und lieferte ſeinen Zuhörern, oft von ihren Bemerkungen, Fragen und Zwiſchenreden unterbrochen, eine Erzählung, welche, hier im gedrängten Zuſammenhang wiedergegeben, folgende Begebenheit enthielt:

Laſſigny

war einer der vielen Franzoſen, welche als diplomatiſche Vorläufer ſchon im Jahre 1811 zu Napoleons Völkerſturm die Bahnen bereiteten, und deshalb Deutſchland in allen Richtungen durchzogen. Ohne mit einem oſtenſibel officiellen Charakter verſehen zu ſeyn, gehörte er doch in die Claſſe der Vertrauten; und nach der Aufmerkſamkeit, welche man ihm überall bewies, ſchien er als Ueberbringer geheimer Aufträge eine wichtige Rolle zu ſpielen. Im Winter kam er an den Hof des Herzogs, und trat hier mit jener vollen Arroganz auf, wodurch ſich die Franzoſen des Kaiſerreichs den unterdrückten Völkern ſo unwiderſtehlich liebenswürdig zeigten. Man ertrug das Unerträglichſte. So ließ man denn auch geſchehen, daß Graf Laſſigny eine Frau an den Hof brachte, deren zweideutiges Verhältniß ſich ſtark genug ausſprach. Er präſentirte ſie als ſeine Couſine, Wittwe eines neapolitaniſchen Generals. Sie ſelbſt war eine Venetianerin; eine prächtige

Schönheit, brennend in der Glut südlicher Naturen. Prinz Albert stürzte sich in den Flammenblick der Zauberin; ihr selbst behagte der junge liebenswürdige Fürst zehnmal besser, als ihr eifersüchtig heftiger Gebieter. Nicht lange, so war das Pärchen einverstanden, und Lassigny der Betrogene. Er ahndete es bald. Sein Geschäft am Hofe war beendigt, und er beeilte sich, Isidoren aus der gefährlichen Region zu entfernen. Sie hatte mit dem Prinzen einen ganz andern Plan verabredet, indessen war das Lokal der Residenz zur Ausführung nicht günstig. Von der Eifersucht des Grafen strenger als vorhin bewacht, gelang ihr doch eine schriftliche Verabredung, wie sie unterwegs entkommen wollte. — Ein Zufall versprach diesen Anschlag zu befördern. Lassigny hatte mit einem andern französischen Emissair eine Zusammenkunft auf der ersten Station vor der Residenz verabredet, und wollte dort die Nacht zubringen. Diese Station war das Dorf Drosselbach, eine Stunde vom Jagdhause. Lassigny reisete ab. Prinz Albert hatte seine Maßregeln getroffen. In einem leichten Cabriolet ganz allein, ohne Kutscher noch Jäger, folgte er dem Franzosen. Sein Freund, der Lieutnant von Krispalt, war schon in Drosselbach, und hatte das Terrain aufs Genaueste recognoscirt, als Lassigny dort ankam. Isidore klagte über Kopfschmerz, und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück. — Nach einer Stunde

raſſelte das Cabriolet, welches vorn am Dorf gehalten hatte, durch den Wald fort. Aber es kam nicht weit. Der Prinz, aufmerkſamer auf ſeine ſchöne Begleiterin, als auf die Pferde, warf um. — Das Cabriolet lag mit zerbrochener Achſe im Graben. Niemand hatte Schaden genommen. Hier war nicht lange zu beſinnen. Der Prinz ging mit ſeiner Schönen nach dem Jagdhauſe. (Den Lieutenant Krispalt ließ er bei den Pferden — er verſprach ihm Hülfe zu ſenden.) — Auf dem Jagdhauſe fanden ſie den Förſter ganz allein. Er hatte auf Befehl des Prinzen ſeine Familie, ſeine Jägerburſche nach allen Richtungen fortgeſchickt. — Jetzt mußte er ſelbſt nach dem Platz des Unfalls eilen. — Der Prinz und Iſidore waren in dieſem Augenblick die einzigen Bewohner des öden Waldhauſes. Die kleine Rotunde zu ebener Erde im Eckthurm des linken Flügels hatte ſie aufgenommen. Sie glaubten ſich ganz allein. Leider war es nicht ſo! Laſſigny wartete vergebens in Droſſelbach auf ſeinen Freund. Endlich, des Harrens überdrüßig, Mißverſtändniß vermuthend, beſchloß er, weiter zu reiſen.

An Iſidorens Schlafzimmer geklopft — Alles ſtill — Argwohn! — Thür aufgebrochen! Leeres Neſt!

Der Franzoſe wüthend, ſetzt das Haus in Bewegung — fragt, droht, bietet Hände voll Gold — der Knecht verräth ihm, was geſchehen. Laſſigny

wirft sich auf ein Pferd des Postmeisters und sprengt fort.

Von Drosselbach nach dem Jagdhause zwei Wege — jener, auf welchem der Prinz umgeworfen; ein anderer, kürzer hin, eigentlich nur ein Fußsteig zu nennen, über den Berg. Lassigny kennt, von häufigen Jagdpartieen, die er den Winter hindurch mitgemacht, die Gegend so genau, wie irgend ein Forstbursche des Reviers. — Er reitet über den Bergweg — so daß Krispalt und der Förster nichts von ihm gewahr werden.

Einen Büchsenschuß vom Jagdhause steigt er ab. Er weiß jede Gelegenheit des Orts — schleicht heran — sieht durch das Fenster in den Thurm hinein — sieht den Prinzen mit seiner Geliebten in zärtlicher Umarmung — wüthend schießt er los — die Kugel trifft Beide, den Prinzen gerade ins Herz, tödtlich — und der Tod folgt unmittelbar auf den Schuß. Isidora, schwer verwundet, wirft sich zum Geliebten an den Boden — der Mörder, welcher sie nicht getroffen glaubt, stürzt ins Zimmer, sie mit sich fortzureißen, oder sein Werk zu vollenden. Sie läßt ihn herankommen, rafft sich empor, und mit dem Dolch, welchen sie stets bei sich führt, rächt sie den Tod des Prinzen und ihren eigenen. —

In diesem Augenblicke kommt Krispalt. Er hat den Schuß gehört, ahndet Böses, findet das

Schrecklichſte. Zwei Leichen, eine Sterbende. Sie erzählt ihm mit letzter Kraft der röchelnden Bruſt, was geſchehen — drückt noch einen Kuß auf Alberts Mund —

Krispalt hat den Förſter beim Wagen gelaſſen. Er ſteht allein in der Mordkammer. — Der Morgen dämmert herein in die gräßliche Scene. Er löſcht die Lichter aus, ſchließt die Jalouſieen und Thür und ſprengt nach der Stadt. Am Ausgang des Waldes begegnet er dem Prinzen Ferdinand mit dem Baron Soltar in einer Kaleſche — ſie ſind ſo früh aufgebrochen, um Birkhähne zu ſchießen. —

Hier fiel der Erbprinz dem Erzähler in die Rede:

„Wiſſen Sie noch die Stelle genau anzugeben, wo Krispalt uns traf?“

„Wie heute!“ — verſetzte der Baron. — „Es war gerade unter dem alten Thurm von Elchenſtein, und Ihre Durchlaucht hatten im Augenblick, ehe Herr von Krispalt um die Ecke ſprengte, zu mir geſagt: Sie hätten Luſt, die Ruine wieder aufzubauen.“

„Was ſagte ich denn, als Krispalt ſo wüthend daher flog?“

„Der redet ja, als ob er einen Mord begangen hätte.“

Der Blick des Prinzen sagte: Alles richtig!

Nach der ersten Bestürzung mußte ein Beschluß gefaßt werden. Der Bruder war seiner Besinnung nicht mächtig. Soltar und Krispalt beriethen in der Eil, was zu thun wäre, die Tragödie von dem Skandal zu reinigen, womit ihr Schluß verunstaltet war. Dazu bedurfte es schneller Hülfe, kräftiger Arme. Nach Breda war nicht weit. Soltar fuhr in der Jagd-Kalesche hinüber (dadurch entfernte er auch den Kutscher und Jäger des Prinzen vom Schauplatz der blutigen Begebenheit). Er kannte dort einen treuen verschlagenen Burschen, den Sohn des reichen Staring — diesen holte er herbei. Mit seiner und des Försters Hülfe brachte er die Leiche der Venetianerin aus dem Jagdhause. — Die alte Eiche am Wege von Breda nach Herborn ward ihr Monument. Nun sie weggeschafft war, konnte die Mordgeschichte ein Duell heißen.

Prinz Ferdinand übernahm es, seinem Vater die unglückliche Begebenheit mitzutheilen.

Der Herzog unterbrach den Baron mit den Worten: „Nie hab' ich früher eine Idee von solcher Wirkung des Schmerzes und des Schrecks gehabt. Mir war, als schlüge mich Jemand mit einer Keule oben auf den Schädel. Ich glaubte, den Schlag wirklich zu fühlen. Zuweilen fühl' ich ihn jetzt noch — dumpf, aber tief in den Kopf hinein schmerzend, wie einen glühenden Stich!" — Er faßte sich an den Kopf, schwieg eine Weile, fuhr dann fort: „Und jetzt, so weh mir der Verlust meines Albert noch immer thut, so finde ich in der Erinnerung jener Umstände einen traurigen Trost — keinen Trost eigentlich — aber doch eine Art Beruhigung — mir ist, als wäre solche Gedächtnißfeier eine Pflicht gegen den armen lieben Jungen daß er doch nicht so durchaus vergessen sey!"

Die Begebenheit ward, so viel möglich, vertuscht und verkleidet. — Die Gerichte durften nicht einschreiten, und so konnte wenigstens ein Halbdunkel erhalten werden. — Ob Prinz Albert, mit dem Pferde stürzend, den Hals gebrochen, oder im Duell das Leben verloren hatte, blieb anfangs zweifelhaft — Dann galt das Letzte für ausgemacht, weil Soltar und Krispalt absichtlich das Erste ins Publikum zu bringen suchten. — In der Residenz

fand man dies sehr abgeschmackt. Was sollte „die ungeschickte Erfindung? Die Leiche des Franzosen war doch nicht wegzuläugnen!" Diese ward in der Stille auf dem Kirchhof zu Breda beerdigt. —

Hauptsächlich kam es darauf an, böse politische Folgen dieses unglücklichen Abenteuers zu verhindern. Der gewaltsame Tod eines so angesehenen, in geheimen Aufträgen reisenden Franzosen konnte ein schweres Unglück über das Land ziehen. — Das Vaterherz mußte bezwungen werden, damit der Fürst seine Pflicht thun könne. Und schon nach den ersten Stunden war er im Stande, einen Brief an den Herzog von Bassano zu schreiben, den er von früheren Zeiten her persönlich genau kannte. Er ließ zugleich in Gegenwart von Lassigny's Leuten die Papiere des Grafen gerichtlich versiegeln, und schickte Alles durch Krispalt nach Paris. — Dieser gab dort, jedoch mit Verschweigung der Entführung und des Mordes, genaue Aufschlüsse. Die Erkundigungen, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf anderen Wegen einzog, bestätigten das Gemeldete. — Der Tod des Prinzen ließ keinen Zweifel, daß eine persönliche Fehde diese traurige Catastrophe herbeigeführt hätte. Uebrigens war Lassigny kein Mann von Bedeutung und großen Connexionen. — Die Armee zog schon auf allen Heerstraßen nach der Oder und Weichsel — Im Hotel des Ministers ward eingepackt zur Reise nach

Warſchau. — Napoleon wollte in der nächſten Woche Paris verlaſſen. — Wer hatte da noch Zeit, an Laſſigny zu denken? — Was wird in Paris nicht vergeſſen, ſobald es acht Tage alt iſt? —

Auch in der kleinen deutſchen Reſidenz, wo dieſe Begebenheit freilich ganz andere Wellen ſchlug, verſank ſie doch bald vor dem Brauſen des großen Weltſturms. — Und Albert, Iſidora, Laſſigny verwiſchten ſich wie Nebelſchatten aus den Gedächtniſſen der Leute.

Den wahren Zuſammenhang kannten, außer dem Herzog, nur der Erbprinz, Soltar, Krispalt, der Förſter und Staring.

Ihr Eid lag wie ein Grabſtein auf dem Geheimniß.

Dem erſten Schmerz hatte der Herzog ſich tapfer entgegengeſtemmt. Aber der ſchleichende Gram untergrub ihn Tag für Tag, bis zu beinahe geiſtiger Vernichtung. — Der Förſter ſtarb. So waren jetzt nach Soltars Wiederkehr eigentlich nur vier Theilhaber des Ganzen. Staring wußte nichts weiter, als daß er eine ermordete Frau hatte begraben helfen. Die vornehmen Leute, welche er in der dunkeln Begebenheit erblickte, beruhigten ihn wegen

etwaigen bedenklicher Folgen — Auch blieb er von solchen ganz verschont; im Gegentheil verspürte er in seinem spätern Leben manchen Nutzen aus den hohen Bekanntschaften, zu welchen er auf so unheimlichem Wege gekommen war.

Am Schluß der Erzählung fragte der Erbprinz: „Erinnern Sie sich noch der Ringe, die mein seliger Bruder trug?"

— „Ich zog sie ihm ja selbst ab" — versetzte Soltar. — „Am Zeigefinger der rechten Hand trug er einen Siegelring mit seinem Namenszug und einer Krone darüber — und auf dem Mittelfinger der linken Hand einen rothen Carneol; eingegraben darauf war eine Sonne; vor derselben kreuzten sich ein Pfeil und eine Fackel — umher stand die Inschrift: I pensier son saëtte, e 'l viso un sole, e'l desir foco. *) Dieser war ein Geschenk der Venetianerin.

---

*) Amor m' hà posto, come segno a strale,
Com' al Sol neve, come cera al foco
E come nebbia al vento: e son già roco
Donna mercè chiamando, e voi non cale.

Da gli occhi vostri uscio 'l colpo mortale
Contra cui non mi val tempo nè loco
Da voi sola procede (e parvi un giuoco)
Il Sole, e 'l foco, e 'l vento, ond' io son tale.

— „Und wiſſen Sie auch wohl noch mein Pferd zu bezeichnen, worauf ich Ihnen entgegenkam?“ fragte Krispalt.

— „Ganz genau! Es war eine polniſche Stute — ſchwarzbraun mit einem weißen Schnipp und weißem Hinterfuß. Ich hatte Ihnen acht Tage vorher vierzig Louisd'or dafür geboten.“

„Sie hatten“ — ſagte der Herzog — „kurz vor dem Tode meines Albert mit ihm eine lebhafte Debatte in meiner Gegenwart — Iſt Ihnen davon noch etwas erinnerlich?“

— „Wenn ich nicht irre, ſo fand der Prinz meinen Enthuſiasmus für den Kaiſer Napoleon ſehr lächerlich — ich ereiferte mich darüber mehr als ſchicklich. — Es war drunten am Waſſerfall. Zum Glück kamen Ihre Durchlaucht eben aus der Orangerie, und Ihre Ankunft mäßigte unſern Streit — ſonſt möchte ich mir noch jetzt eine Unart gegen den ſeligen Prinzen vorzuwerfen haben.“

I pensier son saëtte, e'l viso un Sole
E'l desir foco, e' n sieme con quest' arme
Mi punge Amor, m'abbaglia e mi distrugge

E' l' angelico canto e le parole
Col dolce spirto oud' io non posso aitarme
Son l' aura innanzi a cui mia vita fugge.

(Sonetti e canzone di M. Fr. Petrarca. Ima parte; son. 104.)

„Nun," — sagte der alte Herr, indem er aufstand — „Ich denke, der Baron Soltar hat sein Examen so glänzend als möglich bestanden. Daß wir es mit Ihnen angestellt haben" — wendete er sich zu Soltar — „müssen Sie entschuldigen. Die sonderbaren Begebenheiten Ihres Lebens haben es so gewollt. Wir alle sind dabei interessirt, der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen, Sie selbst am meisten. Und ich erkläre hier, was ich laut aussprechen werde: es hat nie einen Baron Otto Soltar gegeben, wenn Sie es nicht sind!"

23.

Es schien fast, als ob die fürstliche Familie nicht mehr ohne den Baron Soltar seyn könnte. Am nächsten Morgen schon ganz früh war der Jäger des Prinzen Arnold im Soltarschen Hause, um den Bewohner zu einer Abendgesellschaft beim Prinzen einzuladen. Nach dem, was auf dem Jagdhause vorgefallen, durfte Otto sich der Einladung allerdings verwundern. Indessen hatte er keinen Grund, sie abzulehnen. Oder vielmehr reizte ein gewisser Trotz ihn zur Annahme; denn eine Ahndung, daß ihm damit nichts Angenehmes zugedacht seyn möge, konnte er den ganzen Tag nicht los werden.

Die Gesellschaft beim Prinzen war so zusammengesetzt, daß seine Besorgniß zur Gewißheit wer-

den mußte. Er fand den Rittmeiſter, den Hofmarſchall und den Prinzen Hugo. In einer Löwengrube wären ihm ja keine ſchlimmern Feinde begegnet! Hier durfte er das Aergſte erwarten, und hielt ſich darauf gefaßt. Der Empfang aber klang aus ganz anderm Ton. Prinz Arnold kam ihm ſehr freundlich entgegen, und entſchuldigte gleichſam die Auswahl der zu ſeiner Partie verſammelten Gäſte, „welche dem Baron allerdings auffallen und abſichtlich erſcheinen müſſe — er läugne auch nicht, daß er eine Abſicht dabei habe — und zwar eine verſöhnende" — Otto ſtutzte — der Prinz ſchien es nicht zu bemerken, und ſetzte im Ton einer herzgewinnenden Freimüthigkeit hinzu: „Sie waren mit dieſen Herrn in einige Differenzen gerathen. Die Sache hat ſich auf die ehrenvollſte Weiſe erledigt. Ein Duell iſt ja doch nur eine Höflichkeit, die man ſich gegenſeitig erzeigt, um in den Augen der Geſellſchaft ein Wort, ein Verſehen zu repariren. Warum ſoll daraus eine ewige Feindſchaft entſtehen? — Das wäre übler Ton, und kann ſo wenig in Ihrem als im Intereſſe der Herren ſeyn, welche zum Frieden ſehr geneigt ſind."

Es war in dieſer Anrede des Prinzen etwas Gemachtes, Unaufrichtiges. Otto fühlte ſich davon wie vom falſchen Klang eines Inſtruments unangenehm berührt. Indeſſen wollte er es gern auf das Gezwungene der ganzen Scene ſchieben, welche

allerdings für sämmtliche Theile etwas Peinliches hatte. — Raimund und Hugo äußerten sich nur auf ähnliche Weise; der Hofmarschall warf einige unverständliche, unverständige, aber erstaunlich erhabene Sätze in das Gemurmel, und schien wie eine leitende Gottheit über dem Ganzen zu schweben. Durch wechselseitiges Entgegenkommen ward eine leidliche Stimmung zuwege gebracht, das Bestreben, dem Prinzen gefällig zu seyn, that wohl das Meiste dazu.

Das Arrangiren des Spieltisches gab eine Pause, Dann fing Prinz Arnold wieder an:

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, Baron Saltar, wenn Sie uns mit einigem Mißtrauen betrachten; neugierig, woher dies alles komme, wohin es führen solle? Auch steckt wirklich etwas darunter, ein Umstand merkwürdiger Art, und besonders interessant für Sie. Es ist nämlich ein Franzose hier eingetroffen; Oberst Villaret — ich seh' es Ihrem Gesicht an: Sie kennen ihn?"

„Villaret!" — rief Otto — „Villaret hier? Und nicht zu mir gekommen?"

Alle Blicke waren auf ihn gespannt. Nach der ersten Ueberraschung zwang er seinem Gesicht wieder eine ruhige Miene auf. Doch war die Heftigkeit der innern Anstrengung deutlich in den funkelnden Augen und zitternden Lippen zu erkennen.

„Sie werden ihn heut Abend hier sehen,“ versetzte Prinz Arnold — „er hat meine Protection in einer ihm sehr wichtigen Angelegenheit nachgesucht, und ich hoffe, Sie werden Ihren Beistand nicht versagen. Indessen haben Sie mir schon früher einmal verweigert, was ich mir jetzt abermals erbitte. Und darum eben wollt' ich erst Ihrer Erklärung gewiß seyn; damit ich mich nicht gegen den Franzosen durch ein Versprechen compromittire, dessen Erfüllung mir nachher von Ihnen unmöglich gemacht würde.“

Lassigny kam, wie gestern beim Herzog, nun hier wieder zur Sprache. Das Haupt-Interesse lag diesmal jedoch in dem Zusatz, von welchem dort nicht die Rede gewesen war. — Nicht auf die Art, sondern auf die Stunde seines Todes kam es an. Dies hatte folgenden Zusammenhang.

Der seltsamste Zufall hatte gewollt, daß am nämlichen Tage, und vielleicht zur nämlichen Stunde mit Lassigny, obgleich in einem ganz andern Welttheil, sein Onkel Guindal umkam; dieser hatte sein halbes Leben in Ost-Indien zugebracht, hatte dort ungeheuere Reichthümer gewonnen, diese durch Rimessen über Amerika nach Europa geschickt, und schiffte sich jetzt in Pondichery zur Heimreise ein, ging aber im Sturm an einer Klippe des indischen Oceans mit Schiff und Mannschaft unter. Zwei Matrosen und Guindals Kammerdiener was

waren die Einzigen, welche auf Trümmern umher treibend, durch ein englisches Schiff gerettet wurden. —

Hier entstand nun über das große Vermögen eine interessante Erbschaftsfrage, wodurch Verwandte, Gerichtshöfe, Agenten und Handelsconsuln mehrere Jahre lang in Beschäftigung und Spannung erhalten wurden.

Guindal hinterließ weder Frau noch Kinder. Seine einzigen Verwandten waren Villaret und Lassigny — Beide parens collateraux, aber im sehr verschiedenen Graden, und Villaret so entfernt, daß er bei Lassigny's Lebzeiten gar nicht daran denken konnte, von dem Ostindischen Nabobsreichthum nur eine einzige Rupie zu erhalten.

Ihm ward sogar der Artikel 755 des Code Napoléon entgegen gerückt: Les parens au-delà du douzième degré ne succèdent pas. Er war in diesem Fall — Aber sein Anwalt wußte den folgenden Satz: A défaut de parens au de gré successible dans une ligne, les parens de l'autre ligne succèdent pour le tout, siegreich für ihn geltend zu machen.

Nun kam es also darauf an: War Guindal vor Lassigny gestorben; so hatte Lassigny ihn beerbt. Und Lassigny hinterließ ein Testament, worin über sein ganzes Vermögen disponirt, Villaret aber nur mit einem kleinen Legat bedacht war.

War im Gegentheil Lassigny früher als Guindal gestorben, so blieb Villaret des Letzteren einziger Verwandter, und der unbestrittene Erbe seiner Reichthümer.

Die Summe derselben war so groß, daß sie einen hundertjährigen Proceß gerechtfertigt, und ihn mit ihren Zinsen reichlich ernährt hätte.

Auch dauerte der Streit nun schon ins zwanzigste Jahr. — Für Villaret hatte er unter ungünstigen Umständen angefangen. Als Guindal und Lassigny umkamen, war er in Rußland gefangen. Erst zwei Jahre später erfuhr er beide Todesfälle. Jetzt kam noch ein Kriegsjahr, die zweite Invasion, Noth und Verwirrung in Frankreich. — Endlich liefen die Fluthen ab, und man konnte den verschwemmten Boden wieder anbauen. Als nun Villaret sich nach dem Seinigen umsah, kamen ihm jene Streitfragen entgegen. Die größte Schwierigkeit lag natürlich darin, Guindals Tod nach Tag und Stunde zu erweisen. Mit unendlichen Nachforschungen trieb er den Kammerdiener und die beiden Matrosen auf. Alle bestätigten übereinstimmend, Guindal habe mit ihnen die ganze Nacht durch auf dem Wrack ausgehalten, und sey erst von einer ungeheuren Sturzwelle über Bord gespült worden, eben als die Sonne aufgegangen wäre.

Folgender Incidentpunkt aber brachte neue Zweifel, Verwirrungen und Prozeß-Chikanen.

Guindal hatte den Sohn eines längſt verſtorbenen Vetters bei ſich, welchem ein Theil des groſſen Vermögens gehörte. Dieſer, ein Knabe von zwölf Jahren, war mit Villaret näher verwandt als mit Laſſigny. Er ertrank wie die andern. Hier kamen dem Oberſten nun die Beſtimmungen der Artikel 720 bis 722 des Code Napoléon zu Hülfe:

> Si plusieurs personnes respectivement appelées à la succession l'une de l'autre, périssent dans un même évènement, sans qu'on puisse reconnaître laquelle est décédée la première, la présomption de survie est déterminée par les circonstances du fait, et, à leur défaut, par la force de l'âge ou du sexe.
>
> Si les uns avaient moins de quinze ans et les autres plus de soixante, les premiers seront présumés avoir survécu.
>
> Si ceux qui ont péri ensemble étaient du même sexe, la présomption de survie qui donne ouverture à la succession dans l'ordre de la nature, doit être admise: ainsi le plus jeune est présumé avoir survécu au plus âgé.

Dieſe Präſumtion wäre nun ganz zu Villarets Gunſten geweſen. Allein es trat derſelben die Ausſage der Zeugen entgegen; dieſe war freilich unter ſich wieder verſchieden. Ein Matroſe behaup-

tete, der Knabe wäre gleich zu Anfang des Sturms von der herabstürzenden Rae des großen Masts erschlagen — der Kammerdiener versicherte, er habe ihn noch eine halbe Stunde nachher aus der Luke hinter der Bratspille hervorgucken sehen — der andere Matrose sagte: das Wasser, durch zwei große Lecke eindringend, wäre schon ins Zwischendeck an die Cajüte getreten, die Passagiere wären aufs Verdeck geflüchtet, und drei von ihnen gleich beim ersten Windstoß, der das Schiff gekentert, und den Boogspriet weggeschlagen hätte, über Bord geschleudert — er meine, der junge Bursche sey mit dabei gewesen —

Im Artikel 1352 des Code Napoléon heißt es nun zwar:

> La présomption légale dispense de toute preuve celui, au profit duquel elle existe.

Aber trotz alles Berufens auf jene gesetzliche Präsumtion konnte Villaret aus ihr doch keinen Vortheil ziehen — denn der Umstand, daß Guindal wirklich mit den Matrosen und dem Kammerdiener der einzige Letztlebende geblieben war — blieb durch ihre Aussagen fest erwiesen — So mußte also, nachdem man auf diesen Nebenwegen eine Menge Zeit und Kosten verschwendet hatte, wieder in die Hauptbahn der Frage wegen Lassigny und Guindal zurückgekehrt werden.

Wieviel Jahre, wieviel Hin- und Her-Schreiben — Bevollmächtigungen, Nachfragen Actenstücke, welches Gewebe von Anstrengungen, Schriften, Terminen und Berathungen, um die einfache Frage nach der Todesstunde eines Mannes beantwortet zu sehen! Und mit Ueberwindung der juristischen Formalitäten allein war die Sache auch noch nicht beendigt. Hier kamen außer den Irrgängen der Gerichtshöfe noch die Constellationen des Himmels in Betracht. — Wann geht in jenen Breiten zu jener Jahreszeit die Sonne auf? — Und wenn wir in Europa den achten März schreiben, welchen Tag haben dann die Bewohner des indischen Oceans? Auch darüber mußten alle Zweifel beseitigt — die Papiere und Chronometer des englischen Schiffs, die Aussagen des Capitains und der Mannschaft mußten zu Hülfe genommen werden.

Endlich war dieser angesponnene verwirrte Strang abgehaspelt. — Da warfen Lassigny's Legat-Erben ihrem Gegner die Behauptung in den Weg: Lassigny hätte seine Verwundung noch einen ganzen Tag überlebt, und wäre erst am Morgen des zweiten Tages gestorben.

Neue Schwierigkeiten für Villaret! Die Angaben, welche er über den Tod seines Vetters durch Soltar erhalten, und bei seiner Rückkehr aus Algier in Paris vorgefunden hatte, wurden für ungenügend erklärt. Jene Begebenheit, hieß es, sey in

verdächtige Schleier gehüllt; man habe der Wahrheit bisher nie recht auf den Grund kommen können, und Villaret müsse seine Behauptung besser nachweisen. Der Oberst, ein entschiedener Anhänger der Julius-Revolution, ward eben jetzt vom neuen französischen Gouvernement wegen des Ankaufs von Waffen nach England geschickt. Er beschloß, sobald er dies Geschäft beendigt hätte, einen Abstecher nach Deutschland zu machen, und sich an Ort und Stelle mit allen Nachweisungen und Documenten zu versehen, welche die feindseligen Drachen beschwören, und ihm endlich zur Hebung des Schatzes verhelfen könnten.

Alle diese Begebenheiten und Verhältnisse wurden jetzt im eifrigen Gespräch mit Soltar abgehandelt. Prinz Arnold hatte den Code Napoléon zur Hand, las wiederholt aus dem titre „des successions“ die hier einschlagenden Artikel ab, und gab deutlich zu verstehen, daß er jetzt von dem Baron die verlangten Mittheilungen zuversichtlich erwarte.

Otto jedoch hielt spröde zurück. Ihm war zu Muthe, wie einem, der sich in ein struppiges Dickicht verirrt hat, und plötzlich von einer leisen Stimme die Warnung zugeflüstert erhält: Nimm dich in Acht! Hier liegen Fußangeln! — Ganz unbegreiflich fand er es, daß Villaret nicht vor allen Andern zuerst i h n aufgesucht hätte, den Waffen-

gefährten in Rußland, den Wiedergefundenen in Algier, den einzigen Bekannten in der ihm durchaus fremden deutschen Stadt. — Er war im Begriff, etwas darüber zu sagen, als der Kammerdiener den französischen Oberst meldete.

Otto sah dieser neuen Scene mit tiefer Gemüthsbewegung entgegen. Ihn ärgerte die eigensinnige Willkühr des Schicksals, welches ihm stets diesen fremden Mann in seine Wege führte. Zwar hatte er bis jetzt darüber nicht zu klagen, sondern nur Vortheil davon gehabt; allein er konnte den Gedanken solcher Gängelung und Abhängigkeit nicht leiden.

Villaret schien mit dem Prinzen Arnold und dessen Freunden bereits auf einem vertraulichen Fuße zu stehen, und bediente sich dieses Verhältnisses mit jener französischen Leichtigkeit, welche unbedenklich zehn Schritte vorwärts thut, während schwerfälligere Naturen in derselben Zeit sich noch mit dem Problem herumzanken: ob sie vom Stuhl aufstehen sollen?

Im Wiedersehen zwischen ihm und Otto herrschte auf beiden Seiten eine Spannung, deren innerer Trotz nur von den hergebrachten Begrüßungsformeln gemildert und maskirt wurde. Sie standen einander gegenüber, nicht wie ein Paar Freunde, sondern wie ein Paar Boxer, welche das Signal des Kampfs erwarten; sie schütteln sich zwar die

Hände, aber das bedeutet nichts weiter, als daß ſie einander fair play verſprechen. Und, ob er unter den Umgebungen und bedenklichen Aſpecten dieſes Abends ein ſolches wirklich erwarten dürfe? darüber war Otto ſehr ungewiß.

Was ihn am meiſten ſtutzig machte, war die tückiſche Freundlichkeit des Rittmeiſters, der ihm mit einem ganz verdächtigen Ausſöhnungs-Eifer näher rückte, und ſtets etwas Verbindliches zu fragen und zu ſagen hatte, augenſcheinlich nur mit der Abſicht, die Leitung des Geſprächs zu behalten, und es zu führen, wohin er wollte. Er brachte auch zuerſt die Villaret'ſche Angelegenheit wieder zur Discuſſion. Der franzöſiſche Oberſt hatte nämlich kaum erzählt, daß er direct vom Baron Soltar komme, kaum ſeine Entſchuldigung, ihn nicht ſchon vorgeſtern aufgeſucht zu haben, mit einem Bülletin von einem heftigen Fieber-Anfall ausgeſtattet — und Otto war noch beſchäftigt, ihm die leichte Münze ſolcher Redensarten in ähnlichen Sorten zurück zu zahlen, als Raimund ſchon gelenkig in dieſe Geſprächs-Schmuggelei hineinſchlüpfte. Mit der ſcherzenden Bemerkung: „es ſey doch eine launige Schickſalsverkettung, wie der Eroberer von Algier für ſein dortiges gutes Rettungswerk hier belohnt werde, und der ehemalige Gefangene jetzt das Glück ſeines Befreiers und die Vergeltungsmittel in Händen habe!" — riß er die Pforte auf zu der Rennbahn, in welcher nun geturnt

werden ſollte. Und als hätten ſie nur den Heroldsruf erwartet, ſo waren die Parteien und Kampfrichter augenblicklich auf dem Plan und das Toſen konnte losgehen.

Villaret eröffnete den Angriff mit der Bemerkung, daß er zwar dem Baron Soltar durch Erfüllung des in Algier gegebenen Verſprechens eine genaue und beglaubigte Angabe vom Todestage ſeines Vetters verdanke; doch habe ſich die Maſſe der ihm entgegengewälzten Hinderniſſe damit nicht beſeitigen laſſen. — Er wiederholte das vorhin Beſprochene, und fügte am Schluß die Bitte hinzu: der Baron möge ihm eine nähere Mittheilung alles deſſen bewilligen, was ihm als Augenzeugen vom Tode des Grafen Laſſigny bekannt geworden ſey, und ſich dazu verſtehen, dieſe Erzählung dann in der Form einer gerichtlichen Urkunde nieder zu legen.

Alle Augen waren auf Otto gerichtet. Prinz Arnold unterſtützte die Bitte des Oberſten mit der Verſicherung: Baron Soltar werde einem ſo gerechten Wunſch die Erfüllung nicht verſagen.

„Ich begreife kaum, mein Prinz" — verſetzte Otto finſter — „wie Sie das ſo zuverſichtlich behaupten mögen? Sie wiſſen aus meinem eigenen Munde, welche Gründe mich abhalten, dieſem Begehren zu genügen. Meine Verpflichtung beſteht noch in voller Kraft, ſo gut wie damals. Ihre

Hartnäckigkeit — ich habe dafür keinen mildern Ausdruck — ſetzt mich in Erſtaunen. Sie fordern nichts Geringeres von mir als einen Eidbruch."

— „Den Eid" — ſagte Arnold — „erläßt Ihnen der Herzog."

„Woher wiſſen Sie das?"

— „Von meinem Vater ſelbſt."

„Und geſetzt auch, ſo kommt es doch wohl auf mich an, ob ich glaube, daß er mir erlaſſen werden kann. In dieſer Sache gilt meine Ueberzeugung mir eben ſo viel, als des Herzogs Befehl."

— „Das iſt doch ein auffallender Starrſinn."

„Ich wüßte nicht. Wenigſtens iſt er ſchwerlich ſo auffallend, als der Eifer, womit Sie gerade mich zur Enthüllung eines Geheimniſſes zwingen wollen, das nicht einmal mein Geheimniß allein iſt. Ihr Herr Bruder und der Major Kriſpalt ſind ja ſo gut als ich zugegen geweſen. Im Gegentheil war Kriſpalt der eigentliche Augenzeuge. Wir Andere kamen erſt ſpäter hinzu. — Liegt Ihnen, wie es ſcheint, die Sache des Oberſten Villaret ſo nah am Herzen — ſo haben Sie doch die Güte, ſich an Jene zu wenden. Warum ſoll ich durchaus ein Geheimniß aufdecken, das ich nicht berühren mag, nicht verrathen will und werde?"

— „Wenn aber mein Vater, mein Bruder ſelbſt es Ihnen gebieten?"

„So werd' ich mich wie hier weigern. Der Herzog ist kein Tyrann. Und wollt' er es in diesem Falle seyn — nun dann, Entschluß gegen Despotismus. Sogar mit dem Herzog sprech' ich nicht von einer Sache, vor welcher ich ein für allemal Ruhe haben will, welche für mich vergessen und vernichtet seyn soll!"

— „Das sagen Sie mir?"

„Ihnen und der ganzen Welt!"

— „Und doch haben Sie gestern Abend — Sie! — meinem Vater die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende wieder erzählt?"

„Ich? — Sie träumen!"

— „Auch das wollen Sie läugnen?"

„Läugnen? — Prinz, Sie vergessen, was und mit wem Sie reden! — Zwingen Sie mich nicht, daß ich auch vergesse —"

— „Meine Herren" — sagte der Prinz jetzt zu den Andern — „ich erkläre Ihnen, daß gestern Abend der Baron Soltar meinem Vater in Gegenwart des Erbprinzen und des Majors Krispalt, die ganze Geschichte vom Tode meines Bruders und des Grafen Lassigny ausführlich und vollständig vorgetragen hat. — Ich erkläre ferner, daß ich beauftragt bin, die Wiederholung dieser Erzählung vom Baron Soltar zu fordern."

„Höre ich wirklich recht?" — rief Otto — „Sie erklären feierlich, daß ich gestern erzählt hätte —?"

— „Auf Fürstenwort und Fürstenehre wiederhole ich, daß Baron Soltar in Gegenwart des Herzogs, des Erbprinzen und des Majors Krispalt jene Mordgeschichte vorgetragen hat. Und wenn Sie mir diese Thatsache abläugnen wollen (so scheint es fast) dann muß ich einen Zeugen aufrufen, dem Sie es schwerlich abläugnen werden. Soll ich?" —

Otto schwieg, bestürzt von diesen drohenden Worten, von der ganzen Scene; von einer schrecklichen Ahndung bestürmt —

— „Ihr Schweigen" — sagte der Prinz — „spricht laut. Es sagt, daß Sie nicht erzählen wollen. Soll ich Ihnen beweisen, daß Sie es nicht können?"

Es gab eine Pause schrecklicher Stille. Wir lesen in den Beschreibungen afrikanischer Löwenjagden, wie der gehetzte und etwa schon angeschossene König der Wüste, vom andrängenden Kreise der Jäger umzingelt, sich stolz und wüthend im Mittelpunkt hält, fertig zum Sprung auf den nächsten Feind, welcher loszudrücken wage — dann: Tod des Schützen oder des Löwen.

Otto war in ſolcher Lage. Die Gegner ſtanden um ihn her. Schadenfreude des Siegs, Hohn des Triumphs, funkelte in ihren Augen.

— „Wohlan!“ — ſagte der Prinz — „Sie erklären — hören Sie es, mein Herr? — durch Ihr Schweigen, daß Sie von jenem Geheimniß, welches nur dem Herzog, dem Erbprinzen, dem Major Krispalt, und dem Baron Soltar bekannt iſt, und ſeyn kann — Sie erklären, daß Sie nichts davon wiſſen! Sie erklären, daß Sie es geſtern nicht erzählt haben? Ich muß alſo meinen Zeugen gegen Sie auftreten laſſen.“

Er ging an eine Tapetenthüre, öffnete ſie und herein trat —

Der Erbprinz? —

Nein! — Das blutige Geſpenſt von der Klippe bei Dover.

Otto fühlte einen elektriſchen Schlag durch alle Gebeine. Es ward ihm ſchwarz vor den Augen. Er griff nach einer Stuhllehne, ſich darauf zu ſtützen. Aber im nächſten Moment ſtand er wieder da, ſtark und feſt wie ein Rieſe.

Obgleich auf die ſchlagende Wirkung dieſes Auftritts vorbereitet, waren ſämmtliche Zuſchauer doch gewaltſam erſchüttert von der wunderbaren grauenhaften Erſcheinung des einen und nämlichen Menſchen in zwei Geſtalten — in zwei Brüdern und zwei Todfeinden.

Der Hereintretende ſtand blaß, ſtumm, zitternd vor Wuth.

Zitternd vor Wuth, ſtumm, blaß der Ueberraſchte.

— „Dieſer Herr" — nahm jetzt der Prinz wieder das Wort, und faßte den Erſten an der Hand — „hat geſtern meinem Vater den Tod ſeines Sohnes erzählt, er hat dadurch bewieſen, daß er der Baron Otto Soltar iſt."

„Ein Betrüger iſt er!" — rief Otto — „Er heißt — —"

Das Wort wollte nicht heraus.

— „Otto Ratlos etwa?" — rief nun der Andre mit derſelben Stimme — „Der biſt Du! Und biſt mein Mörder!"

Mit einer übermenſchlichen Anſtrengung faßte Otto alles zuſammen, was dieſe vernichtende Scene ihm an Kräften gelaſſen hatte. Er machte dem Prinzen eine ſtolze höhniſche Verbeugung und ſagte: „Ich ſehe, Sie haben mich hergelockt, um mir die ſchnödeſte aller Beleidigungen zuzufügen. Ein feiner Kunſtgriff, ganz Ihrer würdig!"

Alle kamen in Bewegung und traten auf ihn zu.

Der Prinz winkte ſie mit der Hand zurück und verſetzte:

— „Sie haben ſich in unſern Kreis gedrängt durch Gewalt, Mord, Liſt und Betrug! — Wollen

Sie uns jetzt zur Rechenschaft ziehen, wenn wir Sie wieder hinausstoßen?"

„Auf alle diese Kränkungen, diese Verläumdungen zu antworten" — sagte Otto — „ist hier nicht der Ort. Aber die Antwort, die blutigste, schrecklichste soll nicht ausbleiben! Von jetzt an hört alle Rücksicht auf."

Er machte eine Bewegung, vor welcher Jene zurücktraten. Es war von dem Gereizten, Wüthenden, Alles zu erwarten. — Aber er ging nur zwischen ihnen durch.

„Ich erwarte die Entscheidung dieses Handels — Die Gerichte mögen darüber absprechen — die Welt mag es!" — sagte er und näherte sich der Thür — Oder bin ich hier etwa in eine Mörderhöhle gelockt? Nun — dann!" —

Für den Fall eines wirklich thätlichen Angriffs trat er in die Nähe des Ofens, von wo ihm eine schöne stählerne Feuerschaufel als treffliche Nothwaffe entgegen blitzte.

Er stand mit geballten Fäusten, wie einer, der Angriff von allen Seiten erwartet.

— „Mörderhöhle?" — rief der Bruder — „Wirst Du auch läugnen, wie Du mich auf der Klippe von Dover mörderisch angefallen?"

— „Wer den Dolch zog — und alles Andere, morgen beantwort' ich es vor dem höchsten

Tribunal!" — versetzte Otto — „Hier kein Wort mehr!"

Er ging zur Thür hinaus, ungehindert. Der Bruder wollte ihm nach. Prinz Arnold hielt ihn auf —

— „Lassen Sie ihn nur. Er wird uns nicht entlaufen. Zur Stadt hinaus kommt er nicht. Auch denkt er schwerlich daran. Und in seinem eigenen Hause — in Ihrem Hause, wollt' ich sagen, ist der Betrüger gefangen, ohne daß er es weiß. Alle Maßregeln sind getroffen."

Die Begebenheit hatte Alle mächtig ergriffen. Sie schwiegen eine Weile. Dann forderte der Prinz den Baron Soltar auf, die Geschichte seiner wunderbaren Lebensrettung zu wiederholen.

Ein Kaufmann von Dover fand den Leblosen. Doch entdeckte er bald, daß keine Leiche vor ihm lag. Wohlgesinnt und mitleidig, ließ er den Verwundeten in sein Haus tragen. Aerztliche Hülfe und Pflege aller Art rief den Athem zurück. Aber vom Schreck, vom Schlag auf den Kopf blieb eine Paralyse der Zunge, der sämmtlichen Glieder nach. — Er vegetirte in einem Zustand, welcher kaum Leben zu nennen war. Unfähig, sich selbst zu fühlen, war er noch unfähiger, einen Laut zu geben, eine Bewegung zu machen. Alle Nachforschungen über den fremden Mann waren vergebens. Im Gasthofe hatte man wohl zwei auffallend ähnliche

Leute ankommen sehen. Woher? Wohin? Danach war in dem geschäftigen Hause nicht gefragt worden. Wo täglich hundert Reisende durch einander wimmeln — wie kann da ein Einzelner bemerkt werden. — Gepäck und andere Zeichen gab es nicht. Alles war schon an Bord gebracht, als der mörderische Kampf sich begab. — Auch vom Paketboot war keine Auskunft zu erhalten. Acht Tage lang blieb das Ereigniß die Wunderneuigkeit des Orts. Aber im Gewühl der täglich neuen Erscheinungen, im Sturm der großen politischen Begebenheiten jener Zeit verschwand der seltsame Vorgang, wie das Wrack eines Fischernachens unter den tausend Trümmern einer verbrannten Flotte. Soltau war vergessen, nur nicht im Hause und Herzen des menschenfreundlichen Kaufmanns, welcher glücklicher Weise durch seine wohlthätige Gesinnung und seinen Reichthum sich berufen fühlte, den armen Verlassenen auf alle Weise beizustehen.

So vergingen Monate. Manchmal besorgte der barmherzige Samariter, alle Pflege und Sorgfalt werde nur dahin führen, die Leiden seines armen Findlings zu verlängern, Herstellung nicht zu hoffen seyn, und nach ausgedehnter Qual das Opfer doch dem Tode anheim fallen, welcher es so nah und furchtbar berührt hatte. Doch endlich, unterstützt von der kräftigen Natur, siegte die Kunst des geschickten unermüdlichen Arztes. Dem Kranken kehrte

wahrhaftes frisches Leben, freie Besinnung, Sprache und Gebrauch seiner Glieder zurück. — Er konnte seinem Retter danken, konnte ihm das schreckliche Räthsel enthüllen, welches bisher wie eine schwarze Wolke auf ihm gelegen hatte. — Ein glücklicher Zufall führte eben jetzt den Obersten Villaret von London aus nach Dover, und gerade in das Haus des Kaufmanns, wo er zu seinem Erstaunen seinen Freund Soltar fand, der ihm doch von Deutschland aus nach Paris geschrieben hatte. —

„Bei solchen Begebenheiten" — sagte Prinz Hugo — „kommt man doch wirklich in Versuchung, an eine göttliche Vorsehung zu glauben."

Der Hofmarschall versicherte, er habe stets eine geheime Ahnung gehabt, daß jener Pseudo-Baron ein frecher Betrüger wäre; und man werde sich erinnern, wie er besonders darauf gedrungen, durch Schrobeli genaue Nachforschungen in England anstellen zu lassen.

„Oho!" — lachte Raimund — „Wie oft haben Sie mich nicht verspottet, wenn ich ihn den Usurpator nannte, und der Einzige war, der ihn nicht anerkennen wollte!"

„Hätt' ich mich nur mit dem Satan nicht duellirt!" — sagte Hugo — „ich schäme mich, ihm solche Ehre erzeigt zu haben."

„Mir ist es lieb" — versetzte Raimund — „daß ich ihn nicht todt geschossen habe. Da wär'

er doch auf eine zu ehrenvolle Weise ums Leben gekommen."

Das Gespräch ging nun über auf die weitere Entwickelung dieser abenteuerlichen Wendung, auf den Lärm, den sie im Publikum machen würde, auf die Maßregeln, welche jetzt zu ergreifen wären.

„Aber" — sagte der Baron — „mir scheint es doch unvorsichtig, daß wir ihn haben fortgehen lassen. Besser wäre es doch, er würde noch in der Nacht arretirt. Ich, natürlich, stelle mich auch zum Arrest."

„Wie gesagt" — erwiederte Prinz Arnold — „er kann nicht fort; es ist dafür gesorgt."

„Sie kennen ihn nicht" — versetzte der Baron — „es ist ein Teufelskerl, und jetzt besonders zu allem fähig. Wenn er nur eine Nacht vor sich hat, so kann er mir Verwüstungen anrichten, woran ich das ganze Leben zu denken habe."

„Zum Glück" — sagte der Prinz — „hat er in seiner Auswanderungstollheit sich ja selbst die Hände gebunden. Alle Papiere und Dokumente von Werth sind beim Legationsrath Stahl, und von dem erhält er jetzt kein Blatt zurück; er mag toben wie er will."

„Aber er zündet vielleicht das Haus an! In seiner Bosheit ist er ein Wüthrich! — Nein, ich habe keinen Augenblick Ruhe. Wenigstens muß ich nachsehen, was er treibt."

„Ich begleite Sie!“ — ſagte Villaret.

Beide gingen mit einander fort.

Als ſie das Zimmer verlaſſen hatten, ſagte Raimund zum Prinzen Arnold:

„Nun werden Sie mir doch einräumen, daß ich ſchärfere Augen gehabt habe, als die ganze Stadt?“

— „Ich gebe mich überwunden“ — verſetzte der Prinz — „Aber die Aehnlichkeit iſt wirklich ein Mirakel! — Und“ — ſetzte er mit ſeinem boshaften Spott hinzu, der ihm nie und nirgends fehlte — „wie viel gewinnen Sie bei der ganzen Entwickelung! — Einen Vetter zum andern. Die Familie wird immer glänzender. Den Uſurpator werden Sie nun wohl los, aber ſtatt ſeiner hat nun der ächte Prätendent ſich erfrecht, am Leben zu bleiben. Und dieſer ſteht Ihnen wahrſcheinlich auf immer im Wege, dagegen jener in ſeiner Tollheit gewiß bald den Hals gebrochen hätte.“

„Möglich! aber ich behalte doch Recht!“

— „Der Troſt iſt wenig beſſer als keiner.“

„Freilich wohl! — So geht es nun einmal im Leben: — Hoffnung! — Täuſchung! — Narrentand! — Das Ganze iſt ein bitteres Poſſenſpiel!“ —

24.

Alma saß in der Abendstille ihres Pavillons, einsam, traurig, das schöne Haupt gedankenvoll an die Harfe gelehnt. Sie spielte nicht; die Finger irrten nachläßig über die Saiten; nur dann und wann antwortete ein klagender Accord den wehmüthigen Empfindungen der jungen schmerzgequälten Brust. Kein Seufzer, keine Thräne gab ihr Linderung; tiefer Gram und schwarze Ahnung lauerten ihr zur Seite, zwei Nachtgespenster.

Otto kam nicht. Warum fehlte er ihr gerade jetzt? Warum überließ er sie eben an diesem Tage dem tiefsten Leid, der Marter gekränkter Ehre? Sie hatte einen Auftritt der heftigsten Art mit dem Großvater erleben müssen. In Wuth über den schnöden Empfang beim Erbprinzen heimgekehrt, tobte er durch das Haus wie ein Ungewitter. Zu ihrem Unglück kam Alma ihm in den Weg, und der eiskalte harte Strichregen seiner Erbitterung ging in Strömen auf sie nieder. Mit einem Schauer erbärmlicher Mäkeleien in häuslichen Angelegenheiten begann der Lärm, hiedurch erhitzt ging er über zur Verspottung ihres Verhältnisses mit Soltar. „Es führe ja zu nichts, weil sie in ihrer albernen Sentimentalität viel zu einfältig sey, etwas daraus zu machen — er werde den Skandal mit dem zwei-

deutigen Patron nicht länger dulden! (Er selbst hatte doch nichts sehnlicher gewünscht, als diesen „Skandal," und früher die Einleitung desselben als ein Meisterwerk seiner Klugheit bewundert.) — Sie vertheidigte den Geliebten und sich selbst gegen den alten Zürner. Wie man schon durch bloße Wort-Opposition in gleichgültigen Dingen ihn zu den unsinnigsten Behauptungen, zu offenbaren Dummheiten hinauf hetzen konnte, so achtete seine blinde Bosheit gar keine Schranken mehr, wenn er von wirklichem oder eingebildetem Interesse an einer Sache wie ein Truthahn aufgeblättert daher stroßte, und der Sturm seines Angriffs nun einen kalten, festen Widerstand traf. Alma setzte ihm diesen entgegen. Aber im Kampf mit so gewaltthätiger Rohheit mußte sie erliegen. — Aufs Aeußerste gebracht durch die eigenen Spornrisse, welche er sich in die Flanken trieb, stutzte er selbst vor dem Aergsten, Abscheulichsten nicht mehr. Ihre Existenz, ihre Geburt machte er der Armen zum Vorwurf. Er verwünschte den Tag, wo er sie in sein Haus aufgenommen — den Bastard!! —

Gegen diese Unmenschlichkeit hatte sie keine Waffen, keine Worte. Sie erwiederte darauf nur einen einzigen Blick. Nie hatten Schmerz und Verzweiflung einen stärkern und zugleich lieblicheren Ausdruck gefunden, als im Strahl dieser Augen. Um Alma's überirdische geistige Schönheit zu be-

wundern, mußte man sie in diesem Moment sehen. Sie stand da wie eine stolze Cypresse vom rauhen Sturmwind gepackt — sie kann nicht biegen — sie bricht. — Der alte Tyrann fühlte sich verdutzt; er ärgerte sich der eigenen zu weit getriebenen Heftigkeit. Doch sein plumper Egoismus ließ ihn zur aufrichtigen Erkenntniß seines schreienden Unrechts nicht gelangen, und um sich selbst zu betäuben, tobte er weiter. — Alma wendete sich schweigend hinweg. Aber im Herzen fühlte sie einen tiefen, eisigen Schmerz — als wenn die harten Finger eines Todtengeripps in den warmen klopfenden Adern wühlten.

So mißhandelt von dem einzigen Menschen, der sie zu schonen, zu schützen doch eine Pflicht hatte — was durfte sie nun noch von Andern erwarten? Von jener Menge, welche von jeher gleichgültig oder feindlich gegen sie gesinnt war? — Was hatte sie nicht dort schon erfahren? — Und künftig? — Das schreckliche Wort des Großvaters war kein einzelnes, abgerissenes Zorngeschrei, leicht ausgestoßen, schnell zurückgenommen, oder bald vergessen — wie ein verlorenes Getöse, das im Wiederhall stirbt. — Nein, es war der lange, schwere, herzzerreißende Klagegesang ihres ganzen Lebens — auf seinen ursprünglichen einen furchtbaren Grundton zurückgeführt; das Bild der drei schwarzen traurigen Schwestern, Vergangenheit, Ge-

genwart und Zukunft, in eine höhniſch ſkizzirte Carrikatur zuſammengeworfen! — Die Wunde ihres Herzens! — das Maal auf ihrer Stirn — der Fluch ihrer Beſtimmung!

Es giebt Schmerzen, die der Menſch liebgewinnen, in denen er ſich geehrt fühlen, in denen er zu neuen Lebenskämpfen Nerv und Stahl finden kann. — Es giebt andere, die ihn mit der leiſeſten Berührung, wie Peſthauch, wie der Samoun der Wüſte, den beſten Muth, das innerſte Mark, Seele und Sinn verfangen. —

Es giebt Leiden, die ſich ertragen laſſen, ſo lang ein erbarmendes Geſchick die tiefe Wunde nicht reibt und reizt — ſo lang der Kelch nur bitter aber nicht vergiftet iſt. Dann iſt das Leben wohl eine kranke Pflanze, doch kann ſie ſtill vor ſich hin grünen, kann, wenn auch ſchwach und ſpärlich, doch einzelne Blüthen treiben. — Aber, wenn der Fluch, welcher lang tückiſch lauernd über ihr ſchwebte, nun losbricht — dann iſt es ein Hagelſchlag, Zweige, Blätter und Blumen zerſchmetternd — Oft iſt ein einziges Wort dieſer Fluch — ſein Ausſprechen iſt der Hauch, welchen die Lawine vom Gipfel löſet — ſie, Häuſer und Heerden vernichtend ins Thal hinabwälzt. — Ein ſolches Wort hatte Alma vernommen. — Und Worte giebt's, die wirklich Thaten ſind, im Guten wie im Böſen. — Sie konnte nun ihre Blicke von der gräßlichen

Flammenschrift dieses Wortes nicht wieder abwenden — sie lag unter einem schrecklichen Zauber — starr mußte sie hinblicken auf ihr Verdammungsurtheil — sie mußte — wie der Verbrecher seine Augen vom Schafott nicht los machen kann, dem er langsam entgegen rückt. — Ach, und sie war doch so unschuldig, so rein! in Jugend und Liebe mit so edelm Reiz geschmückt! — Und der Vater ihrer Mutter hatte sie einen Bastard geschimpft!

Ja, wenn das Schicksal seine Gigauten-Macht über die Welt verkünden will — da sucht es sich das Schönste zum Opfer, das Höchste! damit beim Niederfall des Schlages jede Wange erbleiche, jedes Herz erzittre, und der Mensch seiner Nichtigkeit recht tief und verzagend inne werde.

Wie sehnte in dieser Bedränguiß ihr Herz sich nach dem einzigen Menschen, für den es schlug! — Und dann fürchtete sie wieder seinen Anblick — als dürfte sie, entehrt und gebrandmarkt, die Augen zu ihm nicht frei erheben. Aber ein Entschluß mußte doch gefaßt, ein Schritt gethan werden. Hatte der Großvater den Tag verflucht, wo er sie in sein Haus aufgenommen, wie konnte sie darin denn jetzt noch einen Tag länger leben? —

Dies Alles wühlte ihr wild, wirr und heiß durch den Kopf. Sie sprang auf, trat an das Balkonfenster, und sah hinab zum See, der im

Strahl des Vollmonds wie ein silberner Spiegel in der Tiefe lag.

Das Wasser hat wirklich eine lockende, hinreißende Gewalt, — sey es Landsee, Strom oder Weltmeer, — jedes in seiner Art. Von allen poetischen Gestalten — ist wohl eine, welche deutlicher, lieblicher, lebendiger vor der Phantasie aufsteigt, als das Bild einer Flußnymphe, einer Meer-Fee mit ihren bezaubernden Augen und Syrenenliedern? —

Dort unten in dem Silberspiegel sich ganz nahe zu beschauen! — träumte Alma. — Den heißen Brand, den verzehrenden Durst des Lebens zu löschen in seinem Crystall! — in ihn sich zu versenken! — innig! tief! nie wiederzukehren! — Dort unten! — Ach, wie still und kühl und friedlich war es dort unten!

Ein Geräusch im Zimmer schreckte sie auf. Sie drehete sich um. — Otto, bleich, mit irrenden Augen, zerwühltem Haar, sein ganzes Wesen verstört, trat herein — kaum zu erkennen — ein Nachtgespenst. — Und doch! Er ist es! —

Eine Wolke der Wehmuth überfluthete ihr Herz bei seinem Anblick. Als würde ein ungeheurer Felsenblock von einer verdrückten Quelle hinabgewälzt, so löfete sich der bleierne Druck der Ver-

zweiflung — ihr Busen schwoll tief athmend empor — ein Strom von Thränen goß aus den Augen. — Mit lautem Schluchzen fiel sie ihm an die Brust.

Beide hatten zu fragen, zu erzählen. Es gab ein hastiges Hin und Her. Otto bestand darauf, von der Geliebten zu erfahren, warum er sie in so tiefer Betrübniß finde?

Sie zauderte. Er preßte sie, er bat, schmeichelte, die Arme um ihren schlanken Leib geschlungen; zuletzt forderte er ernsthaft. Mit Stocken und Erröthen brachte sie es heraus, doch vermied sie das schneidende Wort.

„Darin" — sagte er vor sich hin — „wären wir allerdings ziemlich gleich. — Und doch ist der Vorwurf nicht einmal richtig."

Alma horchte nach diesen Worten, die für sie keinen Sinn hatten.

Otto faßte ihre Wangen sanft mit beiden Händen, sah ihr in die Augen, welche nach dem Thränenguß nun wieder glänzten, und sagte mit einem Kuß auf Stirn und Mund:

„Armes Kind! Nicht zu wissen, wer Du bist. Und Niemand weiß es. Ich allein!" —

Sie verlangte eine Erklärung. Er versetzte:

„Was kümmert Dich Dein Name! Was kümmert er mich? Fragst Du nach dem meinigen? — Nicht? — Nun, Liebchen, von der Welt sind wir ausgeschlossen, haben mit ihr nichts mehr zu verkehren. Daß wir jetzt nur gegen einander redlich abrechnen. Und da hätt' ich denn freilich vieles gut zu machen. Leider ist es unmöglich!"

Alma begriff noch immer nicht, was er wollte.

„Dich verfolgen sie" — fuhr er fort — „weil Du keinen Namen hast; mich, weil ich den meinigen behaupte. — Narrenspossen! Dir gilt es doch gleich, ob Dein Geliebter Baron Soltar oder ein Bettler ist."

Sie blickte ihn aufmerksam an. Sein wunderliches Wesen, seine zerstörte Kleidung, diese dunkeln Reden, Blick und Ton — alles deutete auf etwas Vorgefallenes, verkündete Geheimniß, Mittheilung, Unheil — Etwas Gutes war in seinen Zügen nicht zu lesen. Und wie sollte ihr denn auch noch etwas Gutes kommen!

— „Sprich!" — sagte sie hastig — „Aber sage auf einmal jetzt, was Dich quält. Du hast es mir früher versprochen! Ich weiß nichts; aber ich bin gefaßt auf Alles!"

„Darauf nicht!“ — verſetzte er, Schmerz im Ton, und mit geſenktem Blick. — „Daß ich die ganze Welt betrogen, wirſt Du am Ende begreifen — Aber daß ich auch Dich getäuſcht — Dich, die mit dem argloſeſten Vertrauen himmliſcher Reinheit mir entgegen gekommen — das wird Dein treues, reines Gemüth nicht faſſen!“

Auf Alma's Wange glühete ein Feuerroth. Dann war es, als ob mit dieſem Meteor-Schein plötzlich alles Blut aus Geſicht, Hals und Bruſt hinweggeſchwunden, mit Gewalt zum Herzen geſtrömt wäre — marmorweiß wie eine Statue, und eben ſo ſtarr ſaß ſie — Nur die Augen blitzten Leben.

— „Auch Du!“ — rief ſie dann — „Du mich betrogen? Du? Der Einzige, der mich noch an das Leben feſſelt? — Nein! Sag nein, Otto! Ich beſchwöre Dich!“

Sie ſaßen in der Mitte des Zimmers. Zwiſchen ihnen ſtand ein Tiſch mit der Lampe.

Otto ſtützte den Kopf auf die Hand, blickte das zitternde gequälte Mädchen traurig an. — „Arme Betrogene!“ — ſagte er mit einer Stimme, ſo dumpf, als klänge ſie aus dem Grabe.

— „Spotte nicht länger!“ — rief ſie — „foltre mich nicht länger. Sprich mein Unglück aus!

Sprich das Wort, welches mich ganz elend macht. Möge es wie ein Schwert mir ins Herz gehen, und dies traurige Leben enden!“

„Ja! Es muß seyn!“ — versetzte er — „Mir bleiben nur noch wenig Stunden, vielleicht nur Minuten. Und wenigstens sollst Du aus meinem Munde hören, daß mein Name Dich, wie alle Welt, hintergangen hat — daß der Name Soltar für Dich ein Fluch geworden ist, zum unvermeidlichen Verderben. — Verwünsche mich, daß meiner Strafe furchtbares Maaß ganz erfüllt werde.“

— „Ich verwünsche Dich nicht!“ — sagte sie mit leiser Stimme — „Laß hören. Dann laß mich das Urtheil sprechen.“

„Aber sind wir allein? — Verriegle die Thür, lösche die Lampe aus. Daß keine Ueberraschung die gräßliche Beichte störe.“

Alma hatte ihr Mädchen (längst die Vertraute des heimlichen Liebesverständnisses) schon ehe Otto gekommen war, weggeschickt. Sie that, wie er gebot. Die Fensterladen waren geschlossen. Nur durch die Spiegelscheiben der Balkonthür blickte des Mondes bescheidener Strahl in das dämmernde Zimmer.

Jetzt kam die schreckliche Erzählung. Wenig Worte reichten hin, das schwarze Bild aufzurollen.

Alma lag mit dem Kopf auf dem Tiſch. Sie wagte nicht aufzublicken; ſie hörte in ſtarrer Verzweiflung. Ihr war, als ging ein Strom in wilder Verwüſtung hoch über ſie hinweg. Aber durch ſein dumpfes Brauſen klirrte hart und ſcharf die grimmige Wahrheit, welche den kühnen Frevel in ſeiner frechen Größe ſtückweiſe zergliederte. Alma blieb, während Otto ſprach, unbeweglich. Nur bei dem Namen „Ratlos" zuckte ſie wie ein Opferlamm, das unter dem Meſſer verblutet.

Er endete mit den Worten: „Sieh, der bin ich!"

— „Und doch mein Otto! Doch mein! — Auf Leben und Tod! — Gott oder Dämon! — Ich liebe Dich! Sey es im Himmel oder in der Hölle!"

Damit ſprang ſie auf, ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, küßte ihn, legte ihre Wange an ſeine Stirn, und flüſterte noch einmal: „Mein Otto!"

Das ging erſchütternd wie Jubelruf und Poſaunenklang, feuerſtrahlend wie ein Wort himmliſcher Gnade in ſeine Seele. Zugleich fühlte er, wie von mildem Thau, das heiß glühende Gehirn, die zuckenden Nerven erfriſcht.

„Um ſolche Liebe und Treue zu finden!" — rief er — „ſpräng' ich geradezu in Flammentod und Verdammniß!"

„Aber" — ſetzte er hinzu, indem er ſich ſtolz aufrichtete — „bin ich gekommen, mich bei Dir anzuklagen, wie es meine Pflicht gegen Dich war — ſo will ich auch meine Rechtfertigung ausſprechen, das iſt Pflicht gegen mich. — Die Welt mag mich verwerfen! Gleichviel! — Nur in Deinen Augen will ich, wohl als ein Verbrecher, aber nicht als ein armer Sünder erſcheinen."

— „Rechtfertigen?" — fragte ſie kopfſchüttelnd — „das kannſt Du ſo wenig, als ich Dich losſprechen kann. Verdammen muß ich Dich, aber deshalb kann ich Dich nicht haſſen — Ich kann nur lieben — und in Deinem Arm ſterben! — Hörſt Du? — Sterben! denn was bleibt Dir und mir anders übrig?"

„Höre mich erſt!" — verſetzte er — „Mein Leben war eine Wüſte. Ich bin der Sohn eines Verbrechers. Wie ſollte dann nicht wieder Verbrechen mein Kind ſeyn? — Die Welt, welche ich kennen gelernt habe, war der Gewalt hingegeben. Die Macht war ihre Gottheit. Sie iſt es noch, wird es ſtets ſeyn. Wer ſich mit hellen Augen umſieht, nicht von der lügneriſchen Oberfläche der Dinge blenden läßt, der muß ſehen: Geſetz und Religion und was ſonſt von den Weiſen und Häuptern des Volks als heilig ausposaunt wird — das ſind alte vergriffene Ammenmährchen, womit die großen Kinder gegängelt und geſchreckt werden. Im öffent-

lichen Leben giebt es keine Treue und Wahrheit. Gerechtigkeit iſt ein elendes Spinnengewebe — Ich habe vom Leben nur Ungerechtigkeit erlitten. Warum ſollt' ich das nicht vergelten? — Mein Bruder hieß der Baron Soltar, war der Erbe eines fürſtlichen Vermögens, — und ich, ſeines Vaters Sohn wie er, ſtark, klug, ſchön wie er — ich ſollte ein verachteter Helote ſeyn? — Warum? Weil einem Haufen fremder Wortklauber es gefallen hat, dergleichen in alte Bücher zu ſchreiben, die ich nicht leſe, nicht anerkenne? Wir zogen hinaus in jenen ungeheuren Kampf. Wozu ward er geführt? — Zum Heil der Welt? Zur Errettung von Völkern? — Für die Meinung, für den Glauben? — Ha! das wäre eine Narrheit, aber doch eine erhabene wär' es geweſen! — Nein! Er ward geführt, um die Frage zu entſcheiden, ob der Tyrann in Weſten, oder der in Oſten, den übrigen gekrönten Dienern und ihren Sklavenvölkern gebieten ſolle. — Wo um Throne geſpielt wird, da ſoll nichts Verbrechen ſeyn. — Da heißt Betrug Politik. Wer am beſten betrügt, iſt der feinſte Diplomat, der fähigſte Miniſter, und wird in den Fürſtenſtand erhoben. Ein Kaiſer mordet Hunderttauſende, die ſich zum Morden hintreiben laſſen. Der Kaiſer hat Recht. Warum läßt das Sklavenpack ſich mit dem goldnen Flitterkram aufputzen, und dann gegen einander hetzen? Miſere! Das nennen ſie eine Schlacht.

Und die vornehmſten Mörder werden Helden genannt, werden mit Bändern und Gütern belohnt. — Wenn aber Ich meinen perſönlichen Feind erſchlage, ſo nennen ſie mich einen Mörder, und hauen mir den Kopf ab. — Wer? — Leute, die weder mir noch ihm zu befehlen haben. — Warum? Weil es auf dem oder jenem Papiere geſchrieben ſteht. — Iſt das nicht eine dumme verrückte Welt? — Soll ich ſie nicht verachten? — Soll ich meinen Willen nicht ihren Schulfuchſereien; meine Kraft nicht ihrem Popanz von Geſetz entgegenſtellen? — Mit allen dieſen Geſinnungen, welche die ſogenannten klugen Leute Tollheit nennen, war ich doch ein gutmüthiger, treuer, geduldiger Narr. Mein Bruder behandelte mich wahrhaftig nicht brüderlich. — Dreimal hab' ich ihm das Leben gerettet!"

— „Ah, Du haſt es erzählt!" — rief Alma — „ich war dabei! Meine Seele glühte mit der Deinigen. Wie wenig ahndete ich damals, daß ich in Dir den Ritter vertheidigte!"

„Ich mußte doch für meine Sache fechten!" — ſagte Otto — „Beim Himmel, es war keine kleine Aufgabe, in jener Selbſtvernichtung fort zu leben, den gehaßten Baron Soltar zu Ehren zu bringen, und zu hören, mit welcher Verachtung von Otto Ratlos geſprochen wurde! — Das! Mir in's Geſicht! — Oft hätt' ich laut aufſchreien mögen!"

— „Dein Bruder liebte Dich nicht?" fragte Alma.

„Das konnt' ich mir gefallen laſſen" — ſagte Otto — „ich liebte ihn auch nicht. Aber er hatte ſtatt des Herzens einen Stein in der Bruſt. Ihn ärgerte es tief, daß er mir Dank ſchuldig geworden war. Dafür, daß ich ihm ſein Leben gerettet, hätte er mich gern todt geſehen. Ich weiß es genau. — Er ſuchte etwas an mich. Dort auf der öden Klippe brach es aus. Er beſchimpfte meine arme Mutter, die von ſeinem, meinem Vater verführt war. — Mich ſchalt er einen Baſtard! Mußte ich das nicht rächen?"

Baſtard! Das Wort hallte tief wie ein wiederkehrender Donner eines ſchon halb verzogenen Gewitters in Alma's Seele nach.

— „Du mußteſt!" — verſetzte ſie bebend — „aber Du hätteſt ihn zum Tode treffen müſſen. Wie konnteſt Du ſo nachläſſig verfahren?"

„Glaube mir, Alma, wenn man einen Menſchen todt vor ſich niedergeſtreckt hat, und dieſer Menſch ein Bruder, wenn auch ein verhaßter iſt — — lang hält man den Anblick nicht aus. Ich hatte noch keine Uebung des Mords. Er athmete nicht mehr. Ich glaubte ihn todt. Von meiner Seite war der Kampf ohne Vorbedacht losgebrochen. Nicht ſo von der ſeinigen. Warum trug er den Dolch bei ſich? Warum beredete er mich zu dem Gang auf die nächtlich einſame Höhe? — Er wollte mich, ich mußte ihn erſchlagen. — O,

ich habe vieles gewußt! — Nachher kamen mir die Gedanken, welche ich hier ausgeführt habe. — Betrug? — Baron Soltar war todt. Ich war der einzige Sohn meines Vaters. Warum nicht Baron Soltar? Ich bin es! Mögen die Pedanten schwatzen, was sie wollen. Sollt' ich das Erbtheil meines Vaters einem Fremden zufallen lassen, weil ich eine Beschimpfung meiner Mutter blutig gerächt hatte? — —. Aber das Gesetz! — Hol der Teufel das Gesetz! Ich bin mein Gesetzgeber! — Aber so kann die Welt nicht bestehen? — Was liegt mir an der Welt! Mag die Hölle sie verschlingen — sie ist nichts Besseres werth! — Mich wundert nur, daß Gottes Geduld so lange aushält. Aber so ist immer Krieg Aller gegen Alle? — Recht so! Warum sollen zweihundert privilegirte Menschen allein das Vorrecht haben, die andern Narren in ihre Händel zu hetzen? — Weil sie die Großen, die Mächtigen sind. — Ich will auch groß und mächtig seyn, will nach ihrer Politik agiren — will mit List und Kühnheit mich verschwören — will sagen: Das ist mein! Und ich ernenne mich zum Baron! Ich hab' ein Recht dazu — ich bin als solcher geboren. — Sieh, Alma, das sind meine Verbrechen, das ist meine Vertheidigung. — Ich weiß, daß sie vor der Welt nichts gelten kann, weil der Erfolg gegen mich ist. — Aber das macht mich in meinen Augen nicht schlechter. Wieviel Herzöge,

Fürsten, Grafen hab' ich gesehen, welche ihre Reichthümer nur zusammen geraubt und gepreßt hatten! Kirchen haben sie geplündert, Klöster bestohlen. Edelsteine aus Heiligenbildern ausgebrochen, Monstranzen eingeschmolzen und Goldfrangen von Altardecken abgeschnitten wie gemeine Diebe. Ihre sogenannten Ehren verdanken sie nur der Willkühr eines großen Tyrannen. — Aber die ganze Welt verehrt sie und bückt sich vor ihnen. — Warum? — Weil die Regenten der Welt dergleichen Geschöpfe anerkennen. Nicht um der Geschöpfe willen; sondern damit das Recht und die Macht der tyrannischen Schöpfer nicht in Zweifel gezogen, und die goldene Knechtschaar ihrer Helfer in Ehren gehalten werde. Das verbreitet und erhält den Sklavensinn über die ganze Menschheit. Erkühnt aber Einer sich, aus eigenem Willen, eigener Machtvollkommenheit das Gleiche zu thun, was sie sich alle Tage unterstehen; o! da ist er ein Rebell! ein Verbrecher! da muß Gerechtigkeit geübt, da muß das Gesetz in Ansehn erhalten, da muß für die Sicherheit der Gesellschaft gesorgt werden! — Den Unhold, der sich anmaßt, in seinen kleinen Verhältnissen so große Vorbilder zur Carricatur zu machen — man muß ihn kreuzigen, rädern, verbrennen! — Ich bin ein solcher, und werde meinem Schicksal nicht entgehen!"

Schwer wie ein Felsenblock fiel dies Wort auf

Alma's Herz. Sie wollte etwas erwiedern — er faßte ihre beiden Hände.

„Nur wenig Worte! Dann bin ich fertig. — Glaube mir, Alma, ich habe hier ein schreckliches Leben gelebt. Meine Qual war ärger als meine That. Denke Dir einen Menschen von meiner Sinnesart! von meinem Stolz! — Denke Dir ihn in der Lage, wo er sein eigenes Ich vernichtet, wo er sich gewaltsam in ein anderes Wesen übersetzt hat — denk' ihn, wie er diese Rolle mit Widerwillen und doch mit Anstrengung durchführen — wie er täglich seine Lüge wiederkauen — wie er stets auf der Hut seyn muß — wie er sich der eigenen Verläugnung schämt! Denke seine Verzweiflung in dieser Lage, und was schlimmer als Verzweiflung, den Spott, womit er sich selber verlachen muß! Denn wofür hat er all diese Marter auf sich geladen? — wofür muß er den Leuten, welche er verachtet, diese Komödie vorspielen? Für todte Schätze, für den Genuß jämmerlicher Vorurtheile — für Etikettplunder und dergleichen armen Bettelkram, den er mit dem Fuß hinwegstoßen möchte, und nun in Ehren halten soll, wie jene andern Wichte es thun! — Ja, Alma! hundertmal, nachdem ich die unglückliche Maske vorgenommen, verfluchte ich meine Thorheit. — Ich wollt' es aufgeben. Aber dann zwickte mich wieder der Stolz: du mußt es durchführen! — Wie tief fühlte ich es nun: ich hätte nie wieder-

kehren müſſen in die ſchwüle Stickluft der ſogenannten Civiliſation — hätte nicht wieder zu Menſchen mich gesellen müſſen! Ich gehörte nicht mehr dahin — war ein Wilder! — Dort in Wüſten, Steppen, Wäldern meine Heimath! — Neugierde, Geſchick, Zufall, ein Dämon hat mich hergezerrt. Derſelbe Dämon, welcher aus meines Bruders Munde zu mir ſprach, welcher ſeine, meine Hand damals führte — meine Hand noch einmal geführt hat!" —

Er verſank in Nachdenken. Dann ſagte er: „ich war ſchon im Begriff — wollte all den Quark von mir werfen — alles verlaſſen — mich verlieren in Einſamkeit oder Revolutionskampf — gleichviel — nur in's Dunkle, Wilde! — Hier dieſe Enge, die Philiſterhaftigkeit, die Fraubaſerei der Regierenden und der Regierten, des ganzen elenden zuſammen geſtümperten Trödelkrams, brachte mich vollends außer Athem! — ich zankte mit mir ſelbſt ſchon vom Morgen bis zum Abend, welch ein elender Gauch ich wäre, in dieſer kleinen albernen langweiligen Hundekomödie nur noch einen Tag auszudauern — da traf mich Dein Auge! — Und nun bin ich fertig. — Brich den Stab über mich!"

Er ſank an ihren Buſen und verbarg ſeine glühende Stirn in dem lieblich wogenden, ſüß duftenden Schnee.

Alma duldete ihn dort eine Zeit lang. Sie hätte Alles von ihm geduldet. Sie gehörte dem Leben und seinen Gesetzen nicht mehr an. Endlich hob sie ihm den Kopf auf, sah ihm nah und tief in die Augen, und fragte:

— „Hast Du einen Entschluß gefaßt?"

„Die Wahrheit zu gestehen, nein! Von dem Augenblick, wo jetzt beim Prinzen der Sturm über mich losbrach, hatte ich nur zwei Gedanken. — Der erste war: dort meinen Platz, meine Haltung, mit Stolz, wenn es seyn müßte, mit Verwegenheit, und wenn es zum Aergsten käme, mit Mord und Todtschlag bis zum letzten Augenblick zu behaupten. Der zweite war: zu Dir zu eilen, und alles zu erzählen. Ja, Alma, ich fühle mich gar nicht so schlecht und so schuldig, als die Welt mich verschreien wird. — Und, was selbst in dieser jetzigen Noth mein Triumph bleibt, alle die schwachen Anschläge, die armseligen Pläne meiner Gegner haben nichts gegen mich vermocht. Sie haben sich zusammengethan, geschwatzt, gehetzt, conspirirt. Dazu lache ich noch in diesem Augenblick! Was hat ihr Geklatsche ausgerichtet? — Nichts! — Ich selbst bin der Schöpfer meines Untergangs gewesen. Ich ganz allein vom Anfang bis zu Ende. Meine Lippe trinkt nur das Gift, was die eigene Hand gemischt und eingeschenkt hat! — Mein Verderben ist mein Werk. Die Strafe meines Verbrechens soll es auch seyn. Mag sie kom-

men — wie hart und grimmig auch! Hier bin ich! — Aber wenn ich Dich hätte unwiſſend laſſen, wenn ich in elender Feigheit zugegeben hätte, daß ein Anderer als ich dieſen mörderiſchen Dolch in Deine Bruſt ſtieße, dann gäbe es keine Höllenmarter — keine von teufliſcher Phantaſie erſonnene Folter, die ich nicht zehntauſendfach verdient hätte!"

— „Aber nun, Otto? — Nun?" wiederholte ſie ängſtlich — „was denkſt Du nun?"

„Am liebſten" — ſagte er — „dächte ich jetzt gar nichts. Mein Leben iſt aus — und der Reſt verdient keinen Blick."

— „Die Zeit verrinnt!" — ſagte Alma — „Wenn nun der Morgen kommt — denke, welchen ſchrecklichen Tag er Dir und mir bringen wird! Otto! — Kannſt Du Dich retten?"

„Retten?" — verſetzte er mit bitterm Lächeln — „Was heißt das? — Ich könnte weglaufen. Dann ſchreien ſie hinter mir her: der feige Bube! Wie ein Fuchs ſchleicht er aus dem Hühnerſtall! — Sie verfolgen mich mit Steckbriefen — und der erſte Polizeiſcherge faßt mich am Kragen. Ich könnte mich im Lande verbergen, könnte Unheil und Rebellion ſtiften, Brand und Mord verbreiten, und im Glanz eines großen gefährlichen Verbrechers ſterben. Aber auch das reizt mich nicht. Der ganze Quark der Menſchheit, die Qual des Lebens, womit der Himmel

uns betrogen hat, ekelt mich an! — Und was ich thun möge, eine Wahl iſt ſo ſchlimm als die andre!"

— „Aber Amerika?" — flüſterte ſie leiſe und zögernd, als hätte ſie kaum das Herz, dieſe Mahnung auszuſprechen.

„O!" — ſagte er — „das wäre ſchön geweſen, wenn wir vier Wochen jünger wären! — Hätten wir es damals ausgeführt! — Dann wären wir jetzt ſchon todt für dieſe Welt, und ſelig dort! — Jetzt — iſt es zu ſpät."

— „Zu ſpät? Alles zu ſpät?" — ſeufzte ſie ſchwer und tief. — „Aber um Deinet- und meinetwillen beſchwör' ich Dich, Otto! — Was werden ſie thun? Was wird aus Dir werden? — Willſt Du auf gar nichts ſinnen?"

„Auf Eines ſinne ich lang und lang! — ich möchte es Dir verſchweigen; und doch auch das mußt Du von meiner Hand noch hinnehmen; ich weiß nicht, wird es Gift ſeyn oder Labſal?"

Alma hörte dieſe Worte faſt gleichgültig. Was konnte ihr noch geſchehen? Was noch ihre Aufmerkſamkeit reizen für dieſes Leben?

„Du weißt nun, wer ich bin!" — ſagte er mit Anſtrengung — „Wer aber mein Bruder Soltar iſt, das weißt Du nicht."

— „Und was kümmert es mich?"

„Viel! Denn Er iſt Dein Vater! Und Dein Geliebter iſt der Mörder Deiner Mutter — ſie fiel von dieſer Hand! Kannſt Du mich jetzt auch noch lieben?"

Alma glaubte einen Augenblick, die heftige Gemüthsbewegung hätte ihm den Verſtand verrückt — Aber mit den Worten:

„Du biſt nicht Glernau's Enkelin, biſt ein verwechſeltes Kind, biſt Otto's Tochter!" — —

Mit dieſen Worten hob er die Erzählung dieſes Verhältniſſes an, und ſchrieb mit klaren raſchen Zügen ein neues abenteuerliches Bild neben jene andern. —

Die nächtliche Mordgeſchichte hörte ſie mit athemloſem Schauder — ſie zitterte — kalter Angſtſchweiß trat auf ihre Stirn — ſie mußte ſich niederſetzen, um nicht zu fallen.

— „Und auch das haſt Du gethan?" — ſtammelte ſie.

„Auch das!" — verſetzte Otto — „Aber es war nicht mein Wille. In dem Augenblick wenigſtens nicht — Späterhin — freilich hätt' ich es am Ende auch gegen meinen Willen gemußt."

— „Gemußt?" — fragte Alma.

„Sie drohete mir ja, öffentlich auszuſchreien, Du ſeyeſt die Tochter des Barons Soltar — Konnt' ich das geſchehen laſſen? — Sie hätte ihre Dro-

hung wahr gemacht. Es war eine grimmige Energie in der Frau. Nach der gräßlichen Stunde, die ich mit ihr gerungen, begreife ich ihr ganzes Leben. Sie fiel mich an wie ein wüthendes Thier. Das Messer fuhr ihr unglücklich genug in die Brust —"

— „In die Brust meiner Mutter! — Und sie war wirklich meine Mutter?"

„Nicht zu zweifeln! — Ja, Alma! — den Mord mußt Du mir verzeihen. Sieh, welch ein verrücktes Schicksal mich hetzt! — Deinem Vater und Deiner Mutter mußte ich aus Wellen und Flammen das Leben retten, und dennoch war diese unglückliche Hand verdammt, Dir Vater und Mutter zu rauben!"

— „Vater!" — schrie sie — „Ich habe keinen Vater! will keinen Vater! — Am wenigsten ihn — der Dich, mich unglücklich macht! der unsre Herzen, unser Leben zerreißt! — Und welche Mutter! — Eine abscheuliche verruchte Mutter, die ihr Kind verkauft, verräth — vernichtet! O wär' ich nie geboren! — Hätt' ich sie, Dich, alle, die Welt nie gesehen! — Otto! Was wird aus Dir werden?" —

Ihr Ton war bei diesen letzten Worten wieder freundlich, liebreich, herzlich, wie die sorgende Stimme einer Schwester um den geliebten Bruder.

„Alma!" — rief er in steigender Verzweiflung — „Laß ab von mir! Engel des Himmels! —

Du retteſt den Verworfenen nicht mehr aus den Krallen der Hölle!"

— „Deine Seele kann ich nicht retten!" — verſetzte ſie — „Aber wir haben noch irdiſche Momente mit einander zu leben! — Mögen ihrer auch wenig ſeyn — Hier gilt es die Ehre, wenigſtens den Schein der Ehre, zu retten. Sage mir — Du biſt ein Mann; Du weißt dergleichen — ſage mir — was werden Deine Feinde gegen Dich unternehmen?"

„Das iſt ſehr einfach!" — verſetzte er — „Sie werden mir einen Criminalprozeß machen — Ich werde zum Tode verurtheilt werden —"

— „Zum Tode?"

„Nicht wegen Deines Vaters — ſondern wegen Deiner Mutter. Das alles muß nun ans Licht! — Deine Geburt, Deine Vertauſchung, der Tod Deiner Mutter — Alles wird feierlich und förmlich zu Protokoll niedergeſchrieben, das giebt ein Gebirg von Acten — und welch ein Geſprächfutter für die Salons und die Straßen! für Stadt und Land! — Wenn man beſonders gnädig gegen mich ſeyn will, ſo verwandelt man das Todesurtheil in lebenslängliches Gefängniß."

— „Und das wirſt Du geſchehen laſſen?"

„Kann ich es ändern?"

— „Willſt Dich fangen, binden, richten laſſen? Otto! — Und das ſoll ich erleben?"

„Du? — Alma? — Schmerzt es Dich? — Haſt Du noch einen Funken Liebe für den Unglücklichen?“

Im Ton der ſchönen, tiefen, männlichen Stimme, welche, innig bewegt, dieſe einfachen Worte ſprach, klang etwas unausſprechlich Rührendes. —

Ihre Lippen brannten auf ſeinem Munde, auf ſeinen Augen; ihre Thränen ſchlichen an ſeinen Wangen herab.

„Alma!“ — ſagte er leiſe — „haſt Du mich lieb?“

— „Otto!“ — war ihre Antwort, von Seufzern erſtickt.

„Einen einzigen Wunſch hätte ich!“ — (flüſterte er ihr ins Ohr) — — „den letzten Wunſch meines Lebens! — Alma! — An Dich! — Verſtehſt Du?“

Sie ſchauderte. Ja, ſie verſtand ihn wohl.

— „Willſt Du nichts thun, ihnen zu entgehen?“ — fragte ſie ihn.

„Hier will ich ſie erwarten! — Wenn nicht Freundeshand mich der Schmach entreißt.“

Alma riß ſich aus ſeinen Armen. Sie wankte wie eine Nachtwandlerin durchs Zimmer. — Einen Augenblick ſtand ſie und ſah in den Mond. — Dann kniete ſie, das Geſicht in die Sophakiſſen verſteckt — Dann fuhr ſie wieder auf. — Jetzt ſtand

ſie bei der Harfe — ihre Finger griffen unwillkührlich in die Saiten.

„Ha!“ — rief Otto — „Du verſtehſt mich!“

Alma's Hand zitterte an der Harfe umher. Endlich faßte ſie entſchloſſen hinein — ſie kam zurück zu Otto, drückte ihm den Dolch in die Hand.

„Da!“

„Alma!“ — ſagte er — „haſt Du noch Hoffnungen für Dein Leben?“

— „Eine einzige! Tod mit Dir!“

„Nun dann! Sey barmherzig, Alma! Laß mich von Deiner Hand ſterben! — Rette meine, Deine Ehre! Daß ſie nicht ſagen dürfen, ich ſey aus Angſt vor ihnen in Selbſtmord gefallen! — Sey barmherzig, Alma!“

Er lag vor ihr auf den Knieen — ſeine Hände drückten die ihrigen, er bedeckte ſie mit heißen Küſſen —

— „Otto! — Ein gräßlich Verlangen!“

„Die einzige, letzte Bitte meines Lebens. Die einzige Wohlthat! — Alma! Alma!“

Er riß ſie an ſich, bat und beſchwor — Sie lag ſtumm im Seſſel, — das Geſicht abgewandt —

„Willſt Du mich verzweifeln laſſen? — Soll ich in Entehrung ſterben? — ſoll mein Haupt von Scharfrichtershand fallen? — Oder ſoll ich mich ins Zuchthaus ſperren laſſen? — Alma! — Ins Zuchthaus?“

— „Deine Ehre iſt die meinige!“ — rief ſie — „Nein! Es ſoll nicht!“ — und raffte ſich empor.

Er umſchlang ſie, riß ſein Kleid auf.

„Hier, Alma!“

Er führte ihre Hand nach ſeinem Herzen.

— „Ach, wie ſchlägt es ſo ſchnell und warm!“ ſagte ſie leiſe.

„Erlöſe mich! Gieb mir Freiheit! — Rettung! Ehre! Tod! — Du biſt mir es ſchuldig. Um Deinetwillen bin ich hier geblieben. Deine Augen haben mich gefeſſelt, mich feſtgezaubert in dieſe Schlingen, die mich nun erwürgen! — Mich und Dich! — Auf Erden iſt für uns keine Zukunft mehr! — Dort! Jenſeits!“ —

— „Bin ich denn geboren, Deine Mörderin zu ſeyn?!“

„Ward ich nicht geboren, Dein Mörder zu ſeyn? Dein Teufel? — Ein Teufel für Dich! — Meine Befreierin! Meine Wohlthäterin! Die einzige Freundin meines Lebens!“

— „Deine Freundin?“ — rief ſie; und mit dem Wort ging es ihr wie ein Blitz durch den Kopf. — Der Spott, womit die Welt ſie verfolgen würde, Otto's öffentliche Beſchimpfung, ſein ſchmachvoller Tod, ihre Verlaſſenheit, die Verzweiflung ihrer Zukunft — das alles ſtand um ſie her wie eine Heerde Geſpenſter, blaß, gräßlich, blutig, mit knöchernen langen Fingern auf ſie zeigend, und da-

zu grinsend mit den Zähnen der nackten Schädel. Verwirrung im Sinn, Tod im Herzen, fuhr sie auf —

— „Daß Du alle Welt betrogen, kann ich Dir verzeihen! — Aber mich! — Mich! — Die Einzige, welche Dich liebte, die Einzige, welcher Du vertrauen durftest! — Auch mein Vertrauen gemordet! — Und ich?! Die Verwaiſte, Verlaſſene, von der ganzen Welt Verlaſſene! Auch von Dir betrogen — von Dir, dem einzigen Menſchen für mich auf dieſer Erde! — Mein Gott warſt Du! Ja! Biſt mein Teufel geworden! — Und muß Dich lieben dennoch! — aber haſſen zugleich! O ein Seligkeitsgefühl der Hölle! — Ja! Du mußt fort und ich muß fort — Büßen mußt Du! ſollſt Du! was Du an mir geſündigt! — Sey Dein Tod meine Rache und meine Liebe! Meine Luſt und mein Leid! und meine eigene Strafe! für meine Blindheit, meine Thorheit, meinen Wahnſinn!"

Er faßte ihre beiden Hände, riß ſie an ſeinen Mund — der Dolch ritzte ihm den Hals blutig.

„Alma! Alma! Dein Opfer iſt ſchon gezeichnet! Betrogene Alma! Mach ein Ende!"

— „Fort!" — rief ſie, Wahnſinn im Blick — „Die Welt iſt ein Jammerhaus! — Fort mußt Du! Fort muß ich! Hinaus, Otto! Hinaus! Hier iſt mein Dolch für Dich! Dort iſt der See für mich!"

„So komm, Alma! Komm endlich!"

— „Wo?" — fragte ſie, und ſuchte ſein Herz.

„Hier!“

— „Nun, ſo hab' es! — Da!“

Raſch, tief, ſcharf, ging der Stahl in ſeine Bruſt, gerade ins Herz.

„Ach! — Alma!“ war ſein letzter Seufzer.

Sie ſprang auf. Er ſank am Stuhl nieder. Der Mond ſchien auf ſeine Stirn, glänzte im Spiegel wieder. Alma ſah mit Entſetzen ihre Geſtalt — das junge Mädchen dort, im rothen Seidenkleide — mit dem ſchön gelockten Haar? — Das war die Mörderin? — Ja, ſie war die Mörderin! — Hier lag der Gemordete, ihr Geliebter — jetzt ſchon eine Leiche.

Sie warf ſich nieder zu ihm —

„Otto! — Mein Otto!“

Keine Antwort — Kein Leben mehr. Blaſſer ſtarrer Tod.

Noch einen Kuß drückte ſie auf ſeine ſtarren Lippen. — Lebe wohl, Otto! Lebe wohl, Leben!“

Sie riß die Balkonthür auf — bückte ſich über das Geländer — der Blick hinunter war ſo tief — und trotz des Mondſcheins ſo ſchwarz —! —

Auf den Thürmen der Stadt ſchlug jetzt eben eine volle Stunde aus. Der Ton kam ſo wehmüthig über den See herübergeirrt, als wolle die metallne Stimme es der Nacht erzählen, wie jene Prophezeihung von der Todesgefahr um ſolche Stundenzeit nun wirklich an Otto in Erfüllung gegangen wäre.

Noch einmal ſah ſie zurück ins Zimmer. Ach! dort lag er ſchon ſo ſtill und friedlich! — Er war ſchon hinüber — ſchlief ſo anmuthig —

Sie glaubte unten im Garten Stimmen zu hören.

Mit einem raſchen Dolchſchnitt riß ſie das roſenfarbene Seidenkleid von oben bis unten auf und trat wieder hinaus. Beſonnen noch im letzten Moment, löſte ſie ein Band von ihrem Buſen los, ſchlang damit das Kleid um das eiſerne Gitter. — Dann ſchwang ſie ſich leicht wie ein Reh hinüber — ſtand noch einen Moment draußen auf dem ſchmalen Rande.

Der Nachtwind rauſchte in ihrem ſeidenen Unterkleidchen, rauſchte in ihrem fliegenden Haar. — Der Mond zog in dieſem Augenblick eine dunkle Wolke über ſich, wie einen Schleier, als wage er nicht, hinabzuſchauen. Aber die Wolke verzog — und Alma ſtand wieder da vom hellen Schein überglänzt — die reizende zierliche Geſtalt dort oben, die ſchlanken Glieder kaum verhüllt von den wehenden Falten ihres Todtengewandes, buchſtäblich am Abſturz der Verzweiflung, am Rand des Grabes — das himmliſche Geſicht mit den ſchwarzen wilden Augen — ein Bild der Schönheit und zugleich des Entſetzens!

„Mein Gott! Mein Gott! Erbarme Dich meiner!“

Jetzt ließ ſie die Hand los.

Jetzt flatterte es an der Felswand herab, weiß,

rasch, wie eine Taube — eine Taube, die einen Geier ermordet hat — und zugleich von ihm zerrissen ist. — O, ein Anblick, um wahnsinnig zu werden, wenn einer ihn gesehen hätte! — O verrückte, grauenvolle That!

Aus dem See sprützte es hoch auf wie ein Springbrunnen! —

Dann war die Flut bald wieder still — Der Mond schien auf den See, auf die Felsenwand, auf den Pavillon mit dem Altan und der offen stehenden Thüre, und auf das Eisengitter mit dem daran flatternden Kleide, so still und heiter — als wäre nichts geschehen. —

Nun ja — zwei Menschen weniger auf dieser Erde! — Was will denn das auch sagen?

25.

Der Tumult am folgenden Morgen war ungeheuer. — Man fand im Pavillon den Ermordeten. — Und Alma? — Die offene Thür — das Kleid, wie eine Trauerfahne am Balkon hängend, ließ ihr Ende errathen. — Der Geheimerath — in trostloser Verzweiflung, nah am Wahnsinn — traf doch Anstalten, den Auflauf zu besänftigen. — Am Ufer des See's wurden Soldaten postirt, die neugierigen Gaffer abzuhalten. — Alle Fischer, alle Taucher waren aufgeboten, die Leiche zu finden. — Oben auf dem Felsenrand, in allen Gärten um-

her, war trotz der Wachen, die Bevölkerung der Stadt — Alles harrte ſchweigend, hinſtarrend —!

Jetzt kamen zwei Taucher aus der Tiefe empor — zwiſchen ſich brachten ſie einen Körper in die Höhe.

„Sie haben ſie! — Sie haben ſie!“ wiederholte das allgemeine Geſchrei.

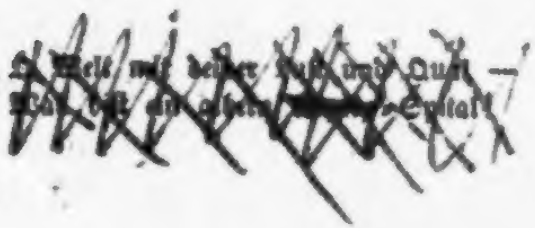
Otto's Jäger hatte ſich in einen der Kähne gedrängt.

Den Fiſchern war ein ſeltſamer Fang ins Netz gegangen.

Eine Leiche, in einen dunkeln Mantel gehüllt, eine Kette mit einem Anker umhergeſchlungen. Sie war faſt unkenntlich. Man ſah es ihr an, daß ſie ſchon längere Zeit im Waſſer gelegen hatte.

„Bei Gott!“ — rief Franz, nachdem er ſie einen Augenblick betrachtet — „das iſt die verrückte Sophie!“

Alma ward nie gefunden.



Mus. 934
2

UB Heidelberg
01943334,7